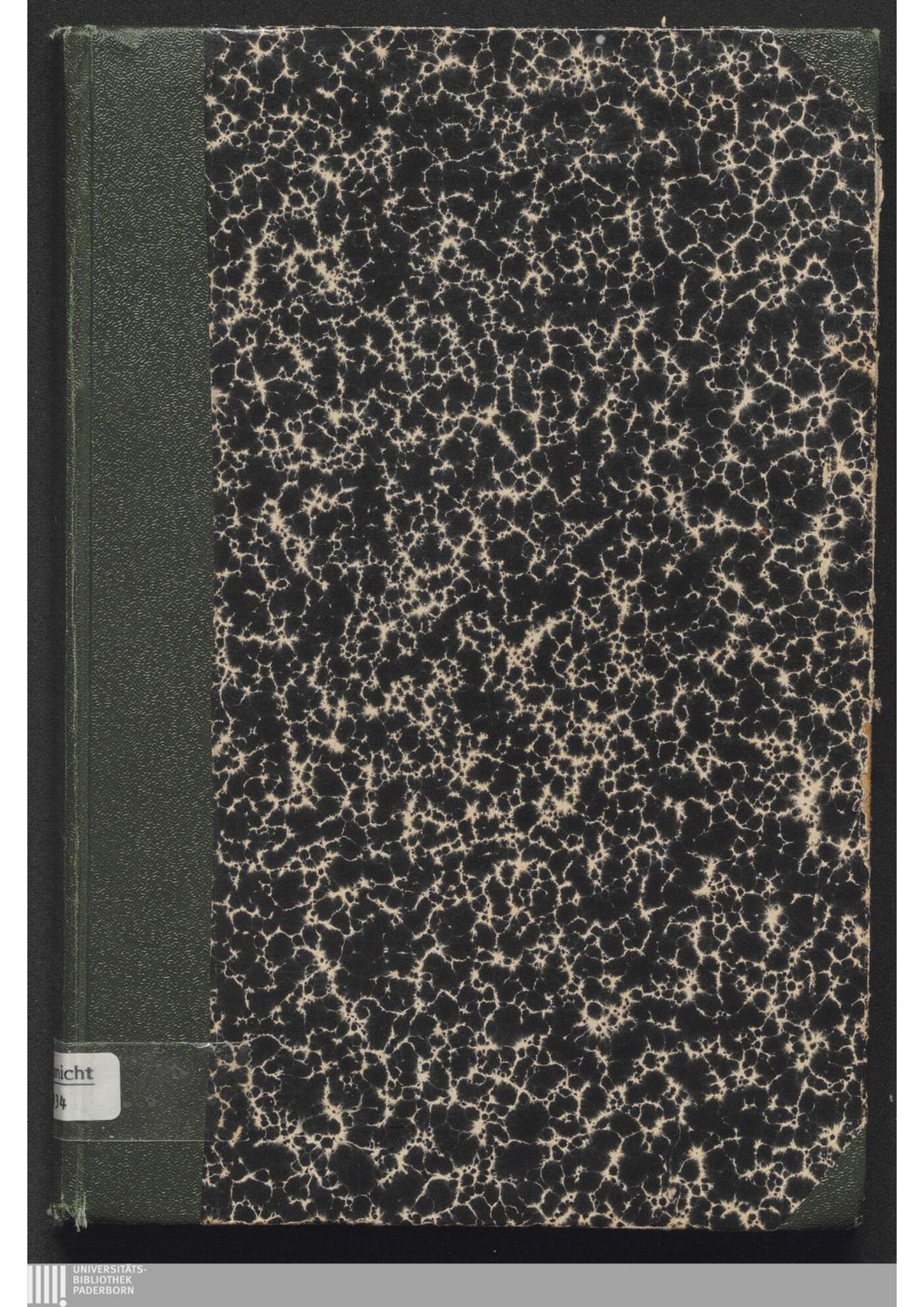
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht

1934

urn:nbn:de:hbz:466:1-81202

Visual Library


nicht
34
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

✡ Bibliothek ✡
Heilig Blut

Allgemeiner
Bücherschrank
ST Anna

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

# Vergißmeinnicht

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission in Südafrika

Zweiundfünfzigster Jahrgang

1934

Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg / Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Inhaltsverzeichnis

## Gedichte


Am Grabe der Mutter . . . . 337
Aveglocken . . . . . 225
Chor der Toten . . . . . 321
Der Missionar . . . . . 148
Dreikönig . . . . . 10
Ein Gott; Ein Glaube; Ein Volk 300
Herz Jesu Monat . . . . . 161
Kehr dich zu Gott . . . . . 257
Lied beim Flurgang . . . . . 175
Mariä Lichtmeß . . . . . 33
Maria . . . . . 241
Maria im Rosenhag . . . . . 389
Neues Jahr . . . . . 1
Osterlied . . . . . 97
Priesterhymne . . . . . 114
Pfingsten . . . . . 129
St. Joseph . . . . . 65
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind . . . . . 193
Weihnacht . . . . . 357
Weihnachten . . . . . 374


## Aufsätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes


Apostolische Präfektur Umtata 43, 74
Arbeitsdienst für Christi Reich . 51
Adolf der Pionier . . . . . 94
Abt Franz: 25 Jahre † . . . . 130
Aus den westfälischen Forsten 156, 188, 219
Ackerbauschule der Eingeborenen 168, 212, 246

Beim Hl. Vater, Rom . . . . 34
Besetzung des Matabelelandes 40 Jahre her . . . . . 98

Centocow, Nachricht von . . . 149
Christliche Australneger retten deutsche Flieger . . . . . 176

Die Deutschen am Kap . . . . 80
Der angehende Professor . . . 89
Der Herr Kaplan im Draht . . 272

Erlebnisse im Missionsland 42, 210
Erinnerungen an Abt Franz . 140
Erste Messe in der Fobis-Schule . 151
Einführung einer Zauberin . . 214
Edles Heidenherz, ein . . . . 266

Fobis-Schule, erste Messe in der . 151

Gedanken eines Missionars . . 98
Geschichte Natals 25, 53, 90, 120, 152, 184, 216
Gehet hin in alle Welt . . . . 172
Gründung von Keilands-Mission 279, 311, 346, 376
Gotteswege in der Mission . . 334

Heilige Stunde . . . . . 66

Isaias Msomi . . . . . 324
Jahrfeier, 40. der Besetzung des Matabelelandes . . . . . 98
Jesus . . . . . 3
Johannes Jodokus . 251, 282, 314

Kämpfer der Scholle . . . 28, 59

Leitgedanken zum Missionsjahr . 2
Liebeswerk, das große, . . . . 240

Marianisches aus Südafrika . . 238
Mariannhiller Rundfunk 7, 38, 71, 103, 134, 165, 204, 232, 264, 290, 330, 368
Mißlungener Versuch einer afrikanischen National-Kirche . . . 20
Matabeleland, 40 Jahre . . . 98
Mein neuer Kaplan . . . . . 119
Mission für alle . . 113, 162, 350
Missions- und Ordenspioniere 225, 258, 290, 322, 362
Missionsarmee, neue . . . . 268
Missionstagung i. Frankfurt a. M. 301
Missionsschule St. Josef, Altdorf 306
Mission, vollbrachte . . . . . 324
Mein erster Krankenruf . . . 248
Missionsjahr, Leitgedanken zum 2
Mysteriöser Versehgang . . . 124

Natal, Geschichte von 25, 53, 90, 120, 152, 184, 216

Papst, der, ruft zum Gebetsapostolat . . . . . 2



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Religionsstatistik . . . . . 274
Rundfunk, Mariannhiller 7, 38, 71, 103, 139, 165, 204, 232, 264, 290, 330, 368
Reise nach dem Süden 12, 48, 89, 108

Salve Regina . . . . . 310
Stimmen aus dem Königskraal 276, 303
Sie lebten und starben fürs Christkind . . . . . 371

Transeamus usque Bethlehem . 356
Traurige Weihnacht — . . . . 378

Wie heißt du? . . . . . 46
Wie erhalten wir viele geistliche Berufe? . . . . . 83
Was unsere Missionare erzählen 144, 194, 236
Wie man eine Mission eröffnet . 179
Wem wird Südafrika gehören? . 339
Weinende Mutter . . . . . 344

Zahlenbild des Apostolischen Vikariats Mariannhill . . . . . 207
Zahlenbild der Apostolischen Präfektur Bulawayo . . . . . 208
Zeige uns dein Reich 6, 47, 70, 107, 139, 171, 203, 231, 271, 299, 338, 361
Zulumärchen 183, 278, 298, 345

## Unsere Bilder

Anbetung der Weisen . . . . 11
Alois Mncadi, Priester . . . . 39
Apostolischer Präfekt von Umtata mit seinen Priestern . . . . 75
Abt Franz . . . . . 131, 141
Altdorf, St. Josef . 169, 265, 273
Am Sambesi . . . . . 283
Am Grabe der Mutter . . . . 337

Besuch in Cwele . . . . . 88
Butterworth im Transkei . . . 105
Basutodorf . . . . . 153
Bergpredigt . . . . . 163
Br. Abel . . . . . 201
Br. Stephan . . . . . 242

Centocow, Kapelle . . . . . 149
Cwele Mission . . . . . 88, 123
Christ ist erstanden . . . . . 99
Cala, Priesterjubiläum . . . . 45
Clairvaux, Südafrika . . . . 360

Denkmal für gefallene Engländer 102
Der Heiland der Welt . . . . 291
Diakonatsweihe im Pius-Seminar 359

Entstehung einer Missionsstation 317
Exzellenz Bischof Viktor v. Sitten 259
Emaus . . . . . 143, 146
Eingeborener katholischer Frauenverein . . . . . 205
Ein Heidenkind . . . . . 373

Feldaltar . . . . . 52
Frau beim Bier . . . . . 24
Firmlinge in Empandeni . . . 57
Frühling . . . . . 181
Flußidyll, südafrikanisches . . 185
Frohe Ferien unserer Scholastiker 292, 297

Generalkonsul Dr. Wiehl . . . 35
Grabstätten der Mariannhiller 325, 329

Heidnische Frau . . . . . 21
Heidnisches Mädchen . . . . 171
Heiden . . . . . 237, 347
Heidnische Mutter . . . . . 369

Inneres der Pfarrkirche von Umtata . . . . . 81
Im Einbaum über den Sambesi . 343
Jesus im Gebet . . . . . 67
Judas Verrat . . . . . 85

Kircheninneres von Kevelaer . 55
Kulturarbeit . . . . . 111
Kinder begrüßen den Neupriester 210

Las Palmas . . . . . 19
Letzter Gang . . . . . 323

Mariannhill . . . . . 371
Msgr. Dr. Arnoz, RMM. 15, 40, 327
Mitten im Sambesi . . . . . 49
Matabelekrieger . . . . . 101
Mariazell im Winterkleid . . . 118
Missionshaus St. Paul . . . . 132
Mariannhiller Neupriester . . 165
Missionare bei Eingeb.-Familie 168
Missionarswohnung in St. Josef, Afrika . . . . . 195
Mariannhill . . . . . 217
Maria . . . . . 241
Missionare, junge . . . . . 292
Mariannhiller Patres im Mutterhaus . . . . . 335
Matabelemädchen 276, 279, 280

Nach dem Gottesdienst in Mariatal . . . . . 5
Neubau einer Mission, St. Patrik 112

Pfarrkirche in Umtata . . . 77
Patrick, St., wird gebaut 78, 112, 253
P. Kammerlechner . . . . . 100
P. Dahm . . . . . 115

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P. Wohaczek . . . . . 197, 213
P. Wörsching . . . . . 305
P. Andreas Hotze . . . . . 311
Priesterweihe in Würzburg . . 227
Primiz des P. Herget i. Salem 233, 234

St. Josef . . . . . 69
Schulkinder von St. Patrick . . 72
Samariterdienst . . . . . 109
St. Paul . . . . . 135, 136
St. Josef Altdorf 169, 273, 309, 332
St. Josef bei Besters . . . . . 262
St. Aghdius am Sambesi . . . 270
St. Theresia vom Kinde Jesu . . 301
St. Jakob, Cofimvabe . . . . 366
Schöne Schweiz . . . . . 229
Studenten, schweizer . . . . . 173
Swazi-Familie . . . . . 379

Wahrsager-Familie . . . . . 341
Wohnung einer Wahrsager-Familie . . . . . 341
Weltreisender in Bulawayo . . 145
Wahrsager-Häuptlinge . . . 245
Wasserträgerinnen . . . . . 249
Walliser Ordensschwestern für Afrika . . . . . 269
Weihnacht . . . . . 357
Weihnachten . . . . . 375

Zauberin mit Schülerin . . . 215
Zwei Brüder Mariannhiller Missionspriester . . . . . 213
Zulukind, schlafendes . . . . . 363

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 7 Juli 1934 52. Jahrgang


## Wenn eine Mutter betet für ihr Kind

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Tränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf daß er unsre stillen Tränen zählt —
Doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

O schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
Es sieht so trüb, so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus;
Denn drinnen betet, fromm gesinnt,
Still eine Mutter für ihr Kind.

O nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Was unsere Missionare erzählen

Von P. Otto Heberling, RMM.

In den letzten Wochen brachte mir die Post wieder manches Briefchen aus dem fernen Südafrika, von unseren an der vordersten Missionsfront für die Ausbreitung des Reiches unseres Königs Jesus Christus und für den Sieg der großen Sache unseres heiligen Glaubens kämpfenden, ringenden, blutenden Soldaten und opferfreudigen Aposteln. Es sind wirkliche Feldpostbriefe von Gottesstreitern und haben trotz ihrer Schlichtheit und Einfachheit einen tiefen Inhalt, haben uns allen recht viel zu sagen. Wohl uns, wenn wir die Sprache der Missionare verstehen!

Als erster soll heute P. Valentin Faulhaber RMM., der auf der Missionsstation Kwa St. Joseph im Vikariate Mariannhill tätig ist, das Wort erhalten. Er schrieb mir in einem Brief vom 13. März unter anderem folgendes:

„Vor allem aufrichtigen Dank für Ihre beiden Briefe sowie das Geld für die Heidenkinder. Nun, die Wohltäter freuen sich am meisten, wenn ich gleich ein wenig erzähle von den „Kindern".

„Da drüben ist eine Frau krank und verlangt nach dir!" sagte man mir eines Abends. Für den folgenden Tag war aber eine Hochzeit angesetzt. „Da ist die Trauung eben am frühen Morgen und dann gehe ich zur kranken Frau", sagte ich. Der Bräutigam, ein neugebackener Christ, freute sich riesig über den Bescheid, weil er schon vorher den Wunsch geäußert hatte, zu heiraten, wenn nur wenige Leute in der Kirche sind. Die Braut konnte ja auch schon in der Frühe mit dem Sonnenschirm in die Kirche kommen und auf dem Heimweg konnte sie noch ihr neues Kleid zeigen. Gesagt, getan. Die Trauung war in der Morgenfrühe. Die Braut kennen Sie. Sie ist von Ihnen getauft: Emmerentia Kumalo. Sie heiratete einen Sohn vom Xaba, unserem Nachbarn.

Nach der hl. Messe stand das Rößchen bald gesattelt da und fort ging's zur kranken Anna Maria in Esinyameni. Doch merkte ich gleich, daß die Frau nicht so krank war. So spendete ich ihr die hl. Kommunion und wollte wieder gehen. Da sagten einige Leute: „Die Frau dort drüben, die du schon öfters besucht hast, ist schlimmer krank und verlangt nach der hl. Taufe." Ich ritt hinüber. Tatsächlich war Gefahr da und so bereitete ich alles vor, um dem alten Mütterchen zur Himmelsherrlichkeit zu verhelfen. Da es schon ihren Namen gewählt hatte, taufte ich es auf den Namen Angelina.

Nun hieß es: „Da drüben ist noch ein alter Mann krank und er läßt Dich rufen!" Wieder bestieg ich mein liebes Pferdchen, um auch diesen Kranken noch zu besuchen. Dort hatten sich schon mehrere Christen versammelt um einen alten Mann, der ruhig dasaß, als ich ankam. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich den Alten, was er denn von mir wolle. „Krank bin ich und will getauft werden!" gab er zur Antwort. Weitere Verhandlungen konnte ich mit dem Alten nicht pflegen; denn er hörte fast nichts mehr und war zudem an das Zulu einer europäischen Zunge nicht gewohnt. So ließ ich ihn denn durch seinen Sohn Michael fragen, ob er an einen Gott glaube, oder ob es mehrere Götter geben könne. Da wurde der Alte bös und meinte: „Wenn ich dich gerufen habe, kannst du auch wissen, daß ich an einen Gott glaube, sonst hätte ich dich nicht rufen lassen." Im weiteren Verlauf ergab sich, daß er in den Hauptwahrheiten



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unseres Glaubens ein wenig Bescheid wußte, da er manchmal in die Kirche gangen war. Nun galt es noch das Alter einigermaßen festzustellen. Da saß eine Frau, die an 70 Jahren zählen mochte. „Bist du älter als diese?" fragte ich. „Die ist nur ein Kind, ich bin viel älter, alle meine Altersgenossen sind nicht mehr", lautete sein Bescheid. Sein Sohn, der in der Schule gelernt hat, konnte einigermaßen eine Zeitbestimmung geben und meinte, sein Vater sei gegen 105 Jahre alt. So taufte ich ihn auf den Namen „Joseph". Ein sonderbares Heidenkind, dieser 100jährige Joseph, nicht wahr! Der aber freut sich wie ein Kind, daß er Christ ist und ist stolz auf seinen Namen. Er hat darüber Krankheit und scheint's auch das Sterben vergessen.



Das „Pfarrhaus" von St. Joseph, Südafrika, Missionarswohnung

Kaum war ich daheim angekommen, da stand ein Mann da mit der Meldung: „Da drüben ist ein Mann krank und verlangt nach dir." Wie sonderbar, da komme ich doch gerade her! Habt ihr mich denn nicht vorbeireiten sehen?" fragte ich. „Doch wir haben dich schon gesehen, aber — der Mann — ist sehr krank!" Da es nicht sehr weit war, entschloß ich mich, sofort zu Fuß mitzugehen; denn mittlerweile hatte es zu regnen angefangen und der Weg war zu schlüpfrig zum Reiten. Der Katechet begleitete mich mit der Laterne. Bis wir an den Kraal kamen, war es stockdunkel geworden. Kein Zweifel, der Mann — das sah man sofort — war dem Tode geweiht. Doch konnte er noch ganz gut die Geheimnisse unseres Glaubens erfassen. Während es draußen tiefe Nacht war, wurde es Licht in der Seele. Stille Ergebung lag auf dem Angesichte dieses noch jungen Mannes als das Taufwasser über die Stirne floß und er die Worte hörte: Rochus, ich taufe dich . . . Nun spendete ich ihm gleich das Sterbesakrament und nach einem Dankgebet verließen wir den Kraal. Nach langen Irrungen in der entsetzlichen Dunkelheit kamen wir endlich daheim an, während es jetzt in Strömen regnete. Doch was schadete es! — Drei Seelen hatten dafür das Glück der Gotteskindschaft erlangt. Wenige Tage später war Rochus heimgegangen und hinterließ eine Witwe mit einem Kind.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch Angelina folgte ihm bald in ein besseres Dasein. Die Arme hatte viel gelitten im Leben. Der 100jährige Joseph aber ist noch guter Dinge und ist immer seelenvergnügt, wenn ich ihn besuche.

Nun die kleine Regina*) hat auch ihre Geschichte. Seit Anfang meines Hierseins fiel mir unter den Katechumenen eine Frau auf, die besonders eifrig war. Sie werden sie wohl auch noch kennen. Als die Zeit für die hl. Taufe kam, fragte ich sie, ob sie auch getauft werden wolle. Da fing sie zu weinen an und sagte, sie sei schon getauft und heiße Dominika. Sie möchte aber so gerne zu den Sakramenten gehen. Als Kind in Krankheit getauft, wuchs sie in heidnischer Umgebung wie eine Heidin auf und nahm dann einen heidnischen Buben als Mann. „Nun, dann soll der Mann eben auch lernen, um Christ zu werden. Dann macht ihr eure Ehe in Ordnung und du darfst zu den Sakramenten gehen", erklärte ich der Frau. Da weinte die Arme wieder und sagte: „Er weigert sich zu bekehren und ich kann mich nicht von ihm trennen!" — „So bleibt dir nichts übrig, als deinen Fehltritt zu bereuen und zu beten für deinen Mann. Im übrigen suche Gott zu dienen so eifrig du kannst", erwiderte ich der Frau. — Mehrere Monate wartete ich nun. Da die Frau immer den gleichen Eifer zeigte, erwirkte ich ihr Dispens. Dann ließ ich den Mann kommen. Wir haben hier viele Heiden, aber so einen wilden Kerl hatte ich doch noch nicht gesehen. Er versicherte: „Meine Frau kann zur Kirche gehen so oft sie will, meine Kinder sollen alle Christen werden und ich werde sie in die Schule schicken, aber ich selbst werde mich auf keinen Fall bekehren!" — So wurde der Tag der Heirat bestimmt. Der Mann kam natürlich wieder in seinem heidnischen Aufzug. Erst nach langem Bitten ließ er sich herbei, in die Kirche zu gehen, um da noch einmal sein Jawort zu geben. Nach der Heirat bat die Mutter und auch der heidnische Vater, ich möchte doch ihr Kind taufen. So taufte ich das Kind auf den Namen Regina.

Eine Elisabeth werde ich bei nächster Gelegenheit taufen. — Nun noch etwas, das Sie sicher interessiert. Am Samstag vor Septuagesima ließ mich unser Nachbar Gazi Duma, der krank geworden war, rufen und versicherte mir, nun sei für ihn die Zeit der Bekehrung gekommen. Vor wenigen Monaten noch machte ich mit dem Professor der Missionswissenschaft der Universität Würzburg, P. Thomas Ohm OSB., einen Besuch, um ihm den Typ eines richtigen Heiden zu zeigen. Auf religiöse Fragen gab er nur lachend Antwort: „Gott ist dahinten in einem Walde, aber man kann ihn nicht sehen und es ist schon alles recht mit ihm. Bekehren werde ich mich, wenn es das inhliziyo (Herz) sagt." — Als ich ihn heute wieder über Gott fragte, sagte er klar: „Es ist nur ein Gott, und Gott ist gut!" — Bei allen weiteren Fragen wiederholte er nur immer: „Unkulunkulu muhle, Gott ist gut!" Nun erklärte ich ihm kurz die Geheimnisse unseres hl. Glaubens. „Ja, ich will alles tun, um Gott zu dienen; denn ich liebe Gott", versicherte er. Ein Hindernis bestand jetzt nicht mehr; denn seine zweite Frau ist längst weg von ihm, die dritte war vor einiger Zeit gestorben. Trotzdem wollte ich ihn noch etwas prüfen und ging wieder heim, ohne ihn zu taufen. Sonntag Septuagesima war's. Der Heiland erzählt von den Arbeitern im Weinberge. „Um die 11. Stunde ging er abermals aus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr müßig den ganzen Tag. Geht auch ihr in meinen Weinberg!" Ohne

*) Joseph, Rochus, Regina und Elisabeth sind Namen, die von Wohltätern als Taufnamen von „Heidenkindern" gewünscht wurden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zweifel ergeht der Ruf des Herrn an viele Menschen erst in elfter Stunde. So auch bei unserm Nachbar. Nach dem Sonntagsgottesdienst ging ich wieder zu ihm. „Ich muß sterben", meinte er; „denn heute geht's schlechter als je, aber Gott ist gut." Nochmals unterrichtete ich ihn ein wenig. Er wußte noch verhältnismäßig viel von dem, was ich ihm tags zuvor gesagt hatte. Kanisius machte den Taufpaten. Um noch eine recht reuemütige Stimmung hervorzurufen, sangen wir das „Miserere" in Zulu. Kindlich



Hochw. P. Franz Wojaczek, RMM.
Mariannhiller Missionspriester, am Tage der hl. Primiz

faltete er die Hände und man sah es ihm an, daß es ihm ernst war mit einer innerlichen Bekehrung. Meine Stimme zitterte vor innerer Erregung, als ich die Worte sprach: „Pius ego te baptizo . . ." Der Missionar das wissen Sie ja selbst, gewöhnt sich sozusagen an das geheimnisvolle Wirken der Gnade in Menschenseelen. Aber heute überwältigte mich einfach das Geheimnis der Gnade, als das Taufwasser über die noch Spuren des Heidentums tragende Stirn floß. Noch vor wenigen Monaten, ja, noch vor etlichen Wochen, hüpfte und tanzte er wie ein wilder Heide, heute hat ihn



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Gnade zu Boden geworfen und er ist gläubig wie ein Kind. Fast hätte ich ihn beneiden mögen, diesen alten Sünder, der mit einem Schlage die Wohnung des dreieinigen Gottes geworden war, der in elfter Stunde zur Gotteskindschaft emporgehoben und so teilhaftig wurde der unendlichen Verdienste unseres Erlösers. Doch „Gott ist gut" und so freute ich mich herzlich mit dem alten Pius. „Gott ist so gut", meinte er jetzt, „ich kann es gar nicht begreifen, daß ich so blind war und es nicht früher einsah, aber es war wie Nebel vor meinen Augen; doch jetzt will ich Gott dienen von ganzer Seele." Lange und herzlich drückte er mir die Hände beim Abschied. Lange kniete ich an diesem Abend vor dem Gnadenspender im Tabernakel. Das Erlebnis dieses Tages zwang mich nieder auf die Knie. „Gott ist gut!" das werde ich nicht mehr so leicht vergessen können.

Als ich den Novizen bei der Rekreation erzählte, unser Nachbar habe sich bekehrt und sei getauft, lachten sie und meinten, das sei unmöglich; aber der Gnade ist alles möglich. Unser Pius ist ein Held geworden und zeigt sich als ganzer Christ im Dulden. Schon beinahe zwei Monate liegt er jetzt krank darnieder, kann sich fast nicht rühren, kann fast nichts essen und nicht schlafen, nur mit leiser Stimme kann er reden. Aber freudig leuchtet immer sein Auge, wenn ich ihn besuche, voll und ganz ist er ergeben in Gottes heiligen Willen. Am letzten Sonntag habe ich ihm die letzte Ölung gespendet; denn er glaubte sein letztes Stündchen sei gekommen. Doch — „wie Gott will, Gott ist gut!"

Nun noch schnell zur Beantwortung Ihrer Fragen in Ihren letzten Briefen. Kanisius hat noch seine gewöhnliche Hütte. Er arbeitet jetzt droben am Bau. Als Katechet haben wir jetzt einen Bruder. Sie wissen ja, das liebe Geld! Am Sonntag hilft er aber noch tüchtig mit. Er ist eine treue Seele. Zu seiner großen Freude hat ihm der liebe Gott noch eine kleine Theodora geschenkt. Nathanael trägt sein Kreuz der Kinderlosigkeit. Er hat jetzt ein Kind von Verwandten angenommen. Übrigens nach Ostern habe ich vor die ersten Männer und Burschen in die Marianische Kongregation aufzunehmen. Das grüne Bändchen hat eine Anzahl schon beinahe ein Jahr.

Die Mjwara (Joseph) haben ein Blechhaus und sind nicht wenig stolz darauf. Sie sind noch alle gute Christen und lassen vielmals grüßen. — Der gute alte Joseph Mdhladhla, der so oft von Ihnen träumte, ist letzten November eines sehr schönen Todes gestorben.

Die Marienmädchen sind bis jetzt noch brav geblieben. Theresia will ins Kloster. Der Vater, der alte Heide, weigert sich natürlich mit Händen und Füßen. Doch der liebe Gott wird dem guten Kind schon helfen. Im Mütterverein ist's noch beim Alten. Es wollen jetzt sehr viele eintreten.

In den Schulen geht's ganz gut voran. Hier haben wir jetzt gegen 90 Kinder. Miß Dube und die Kinder lassen vielmals grüßen. Es wird jetzt fleißig gearbeitet; denn auch die Regierung verlangt viel mehr als früher. Gegenwärtig haben wir eine sehr gute Hilfslehrerin von Maris-Stella. In St. Bernhard unterrichtet jetzt Franz Radebe. Er hat nach ihrem Weggang in der Mittelschule in Maria-Trost weitergelernt. Bis jetzt bin ich sehr zufrieden. Er hat schon beinahe 60 Kinder. In der neuen Schule zwischen Esipofu und Enyawini unterrichtet Clothilda Mtshalie. Auch da geht's voran. Nur schade, Enyawini schickt kein einziges Kind. Ob da Stammesfehde besteht? So bin ich nur auf die Kinder der Heiden am EQuha angewiesen. Es sind gegen 16—18 Kinder, die aber äußerst eifrig sind. Bemerkenswert ist, daß die Protestanten, die ganz in der Nähe an-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fingen, ihre Schulen schließen mußten, weil sie zu wenig Kinder bekamen. St. Maria (Expo) ist noch beim alten. Es sind gegen 40 Kinder. Fürchte nur, daß sie mal geschlossen wird, weil die Protestanten zu nahe sind und die Regierung sehr hinter den Privatschulen her ist. Bitte, gedenken Sie dieser Schule manchmal im Gebete. Die Mutter der Gnade möge doch ihren Sprößling schützen.

Eine weitere Nachtschule haben wir nun auch bei Alexia Mtshengu. — Vom Klosterbau hätten Sie gern ein Photo. Aber leider ist das noch nicht möglich. Bis jetzt sieht man droben auf dem Berg eine Riesenfläche, ferner einen Berg von Ziegeln und mehrere Straßen, deren eine zum Fluß führt, wo wir Sand holen, die andere in den Steinbruch, weil das Fundament mit Bruchsteinen gemacht werden soll. Ein andermal mehr vom Klosterbau.

Dieses Jahr habe ich sechs Brüdernovizen. Klerikernovizen keine. Doch sind eine schöne Zahl ins Seminar eingetreten und auch mehrere Postulanten.

Nun aber Kurzschluß, wenn auch nicht an der elektrischen Leitung, (denn es geht bei Petroleumlampe) so doch in meinem Geschreibsel. Nochmals herzlichen Dank für ihre milden Gaben. Der göttliche Kinderfreund möge es Ihnen und den Wohltätern reichlichst vergelten . . . (Folgt gewöhnlicher Briefschluß.)

P. S. Noch etwas. Möchten Sie die Güte haben und an den Professor der Missionswissenschaft in Würzburg schreiben und ihn bitten, er möge mir einige Bilder von Gazi Duma, jetzt Pius, zukommen lassen. Er hat nämlich eine ganze Menge Aufnahmen von ihm gemacht. Meine Schwester würde gerne für die Kosten der Photos aufkommen. Für mich wäre es eine große Freude, einige zu bekommen. Vielleicht wären Sie selbst auch interessiert daran, weil Sie den Mann ja auch kennen. Schon im voraus herzlichen Dank. —

Von P. Xaver Brunner RMM., von dem ich schon einmal einen Brief veröffentlichte, erhielt ich vor einiger Zeit erneut ein Lebenszeichen und gute Nachrichten. Aus seiner Missionstätigkeit erzählt mir der eifrige Missionar unter anderem in seinem Briefe folgende Begebenheit:

„Vor etwa drei Wochen wurde unser Krankenbruder, der sich bei den Schwarzen seiner berühmten Medizin wegen schon in kurzer Zeit einen Namen gemacht hat, zu einem kranken Burschen gerufen. Er traf ihn schwer krank an. Als ich von der Außenstation St. John zurückreitend in dieselbe Gegend kam, ließ ich es mir nicht nehmen, einen Abstecher zu machen, um den kranken heidnischen Burschen ebenfalls zu besuchen. Wollte der Bruder seinen Leib wieder kurieren, so ging ich darauf aus, ihn an der Seele zu heilen. Gerade bei Krankheiten sind ja die Menschen, wie Sie wissen, für übernatürliche Wahrheiten und Trost mehr zu haben als in gesunden Tagen. Und nicht selten benützt Gott solche Gelegenheiten, um die Leute für Ewigkeitsgedanken empfänglich zu machen. Bruder Gerold war bei mir. Er sucht mich in die Zulusprache einzuführen und erklärt an den Sonntagen das Evangelium, bis ich selbst die Sprache kann. Wir bogen etwas von der Straße ab zu einer kleinen Hütte und fragten nach dem Kranken. Kinder, halb bekleidet, und eine Frau standen vor der Hütte, die uns nach langem Hin- und Herfragen nach Zuluart die Richtung zeigten. Wohl konnte man vom Platze aus die Hütte des Kranken sehen, aber wir mußten vorher noch durch eine tiefe Schlucht. Nur enge Fußpfade führen an den tiefen Abgründen vorbei, und wenn man einen Pfad verliert, kann man in größte Lebensgefahr kommen. Da die Heiden sehr entgegen-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommend sind und einen natürlichen Anstand besitzen, wie man ihn bei Zivilisierten oft vermißt, so gab uns die gefragte Frau ihren Sohn als Begleiter mit. Dieser heidnische Knirps hatte den schönen Namen Cintindhlu (Hüttenzerstörer). Er fühlte sich gleich als Führer und schritt uns voraus als hätte er eine Regimentsparade abzunehmen; dabei hatte er aber nur ein zerrissenes Hemd an, das man kaum noch als solches erkennen konnte und darüber einen alten englischen Militärrock. Unter der sicheren Leitung dieses Helden mit dem schönen Namen kamen wir auch bald an die Hütte des Kranken. An einen steilen Abhang war sie hingeklebt wie ein Schwalbennest. Wir stiegen vom Pferde. Durch das kleine Loch der Hütte schlüpften wir hinein zu dem Kranken.

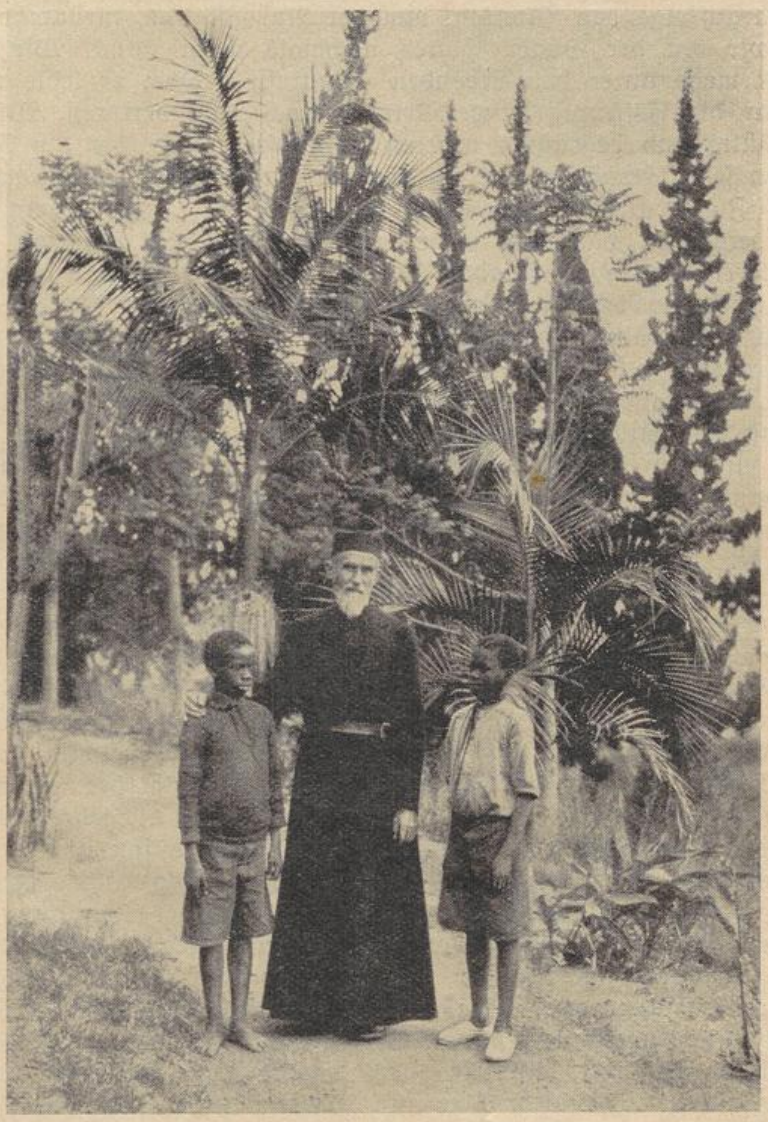
Nun, glücklich in der Hütte drinnen, die außer diesem Einschlupfloch keine andere Öffnung hat, stellten wir uns etwas hin, bis sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann begrüßten wir den kranken Burschen, der am Feuer hockte und nur mit einer Decke bekleidet war. Mittlerweile waren schon auch noch andere Leute in die Hütte gekommen; denn wenn der Missionar kommt, dann laufen ja gleich alle Leute zusammen. Sie brachten uns ganz niedere Stühlchen, auf die wir uns niederließen. So ein Sitzen ist alles eher als bequem, da die Stühlchen kaum eine Handbreit hoch sind; aber es ist immer noch besser, als sich auf den mit Kuhmist beschmierten und von kriechenden Tieren wimmelnden Boden hinzuhocken, wie es die Schwarzen nicht anders wissen. Nach den gebräuchlichen Begrüßungszeremonien, die ich Ihnen nicht eigens beschreiben brauche, erkundigten wir uns nach dem Namen. Erst durch viele Fragen und mit Hilfe der Herumhockenden brachten wir heraus, wie der Bursche hieß. Er hatte den für Schwarze so kostbaren Namen Komo (Ochse). Sein Vater ist bereits tot. Seine Mutter war beim Biertrinken, einer Hauptbeschäftigung der Eingeborenen. Wir sandten sofort ein Mädchen aus, um die Mutter zu holen. Diese ist bereits eine Christin. Nach vielem Herumfragen und nichtssagendem Geschwätz kam das Gespräch auch auf unseren eigentlichen Besuchszweck und wir fragten, ob er getauft werden wolle. Der Bruder gab sich alle Mühe, ihm im denkbarst väterlichen Tone die Schönheiten eines Gotteskindes usw. klar zu machen und ihn zur Taufe zu bewegen, aber alles war umsonst. Sobald die Rede auf die Taufe kam, wandte sich der Schwerkranke von uns ab, ja wurde sogar mürrisch, so daß wir nichts machen konnten. Wir verabschiedeten uns daher unverrichteter Dinge in freundlichster Weise von ihm, um ihm zu zeigen, daß wir nur sein Bestes und sein Glück wollten. Der Mutter gaben wir noch den Auftrag, ihn etwas zu unterrichten und versprachen, wieder zu kommen. Wir stiegen aufs Pferd und heimwärts ging's. Mir war ganz eigenartig zu Mute; denn dieser Fall war der erste in meiner Missionsarbeit, daß ich unverrichteter Dinge abziehen mußte, während bisher die Leute so willig waren und sogleich mit ganzer Seele nach der Taufe verlangten. Dieser Besuch war an einem Montag.

Am Samstag der darauffolgenden Woche mußte ich wieder den gleichen Weg machen und ging deshalb erneut zu unserem Komo. In der Nähe war ein Biergelage gewesen und alle Leute, die herbeikamen, ließen deutlich erkennen, daß sie tapfer mitgezecht hatten. Die ganze Hütte füllte sich mit Leuten und wir versuchten, den Komo umzustimmen, aber alles Zureden war wieder umsonst. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst." Nicht unser Zureden, sondern die Gnade von oben



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mußte da wirken. Komo hockte am Feuer, das immer in der Hütte brannte. In seinen Ohrläppchen hatte er je eine Spanne langes Steckchen stecken, spuckte zeitweilig ins Feuer und zeigte sich gar nicht bereit, uns anzuhören. Er gab nur die eine Antwort und beharrte darauf, sein inhliziyo (Herz, das seinen Sitz nach Auffassung der Schwarzen im Halse, Kehle hat) sagt, es wolle nicht getauft werden. Die Sache kam mir doch



Br. Abel, 30 Jahre Krankenpfleger von Mariannhill

verdächtig vor. Zusehends hatte er sich verschlechtert und war dem sicheren Tode nahe. Sollte er wirklich nicht aus den Klauen des bösen Feindes entrissen werden, da er doch so schön Gelegenheit hat, direkt in den Himmel zu fahren. So ließ ich ihn fragen, warum er eigentlich so hartnäckig sei. Nach langem Herumreden bekannte er, er sei in der Jugend schon in die Stadt Durban gewandert zur Arbeit und da sei er von Weißen verführt und mißbraucht worden. Diese Schuld könne ihm niemand



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verzeihen, darum sei er auch der Taufe nicht würdig. Von den Weißen mißbraucht! Nun war der Komplex gelöst. Er hatte bekannt. Trotzdem wollte er von der Taufe immer noch nichts wissen, obschon wir ihn nun entsprechend aufklärten und ihm sagten, daß ja die Hauptschuld nicht auf ihm, sondern auf den Verführern liege, wie der liebe Gott jedem reumütigen Sünder gern verzeiht und ihn wieder als sein Kind aufnimmt usw. Wiederum mußten wir unverrichteter Sache abziehen.

Am darauffolgenden Montag, von der Außenstation zurückkehrend, versuchten wir mit der Gnade Gottes nochmals unser Glück. Wir bangten, ihn nicht mehr unter den Lebenden anzutreffen. Doch er lebte noch und somit war die Hoffnung seiner Rettung noch nicht verloren. Wir gingen in die Hütte und begrüßten unseren Komo freundlich, der am Feuer saß und schon sehr schwach war. Nach einigem Hin und Her kamen wir wieder auf den Zweck unseres Kommens. Und siehe da, unser Komo war ein ganz anderer. Er war nicht mehr so hart, hörte uns gerne zu und ließ sich unterrichten. Die Gnade Gottes hatte die Kruste durchbrochen. Schließlich fragte ich ihn mit milden, hoffnungsvollen Worten: „Komo, uyatanda ukubapatiswa na?“ (Komo, willst du getauft werden?) Und er antwortete mich anblickend: „Ngiyatanda“ (ich will). Endlich das langersehnte: „Ngiyatanda!“ Ganz kurz wurde er noch einmal unterrichtet und Reue und Leid mit ihm erweckt, soweit es seine Schwachheit noch erlaubte, — man muß sich da mit dem Allernotwendigsten zufrieden geben — und dann konnte alles zur hl. Taufe Notwendige hergerichtet werden.

Draußen regnete es in Strömen, finster war es in der Hütte. Einige Leute saßen herum, alles Heiden. Ich fragte nach einem Taufpaten. In der ganzen Gegend wohnt nur ein katholischer Bursche, aber niemand wußte, wo er eben war. Nun nahm ich meine Satteltasche, in der ich die ganze Sakristeieinrichtung stets bei mir trage, vom Pferde. Die zwei kleinen Stühlchen dienten mir als Tisch. Darüber breitete ich eine kleine Decke und packte alle zur Taufe notwendigen Sachen aus. Mittlerweile wurde Komo auch äußerlich auf seinen wichtigsten Augenblick vorbereitet. Seine Mutter zog ihm ein Hemd an; denn er war bisher nur mit einer schmierigen Decke umhüllt. Eine Strohmatte wurde ausgebreitet und der Glückliche darauf gesetzt. Dann kniete ich mich neben ihn und begann die Zeremonien, nachdem ich den Namen Michael ausgewählt; denn dessen Fest war beim ersten Besuch gewesen. Das Wasser der Reinigung lief nun über seine Stirne und gleich war er kein Heide mehr. — Komo war ein Michael geworden. Ich ließ ihn nun fragen, warum er sich so lange widersetzt habe. Er antwortete: „Die große Schuld mit den Weißen hatte mich ganz verstockt gemacht, nach eurem Besuch dachte ich aber über euere Worte nach und da hat mein inhlizio zugesagt und nach der Taufe verlangt.“ Ein ganz anderer Mensch war er nun. Seinen Blicken sah man die Freude an, sein ganzer Gesichtsausdruck war jetzt ein anderer. Noch einmal besuchte ihn der Bruder und sah ihn freudestrahlend trotz seiner schweren Krankheit. Schon am anderen Tage ging er heim in die bessere Heimat. Michael wurde auf dem Gottesacker der Station beerdigt. Bei seinem Begräbnis war eine große Zahl von heidnischen Burschen und Männern. Br. Zölestin, der den Friedhof in Ordnung hält, pflanzte auf das Grab des so jung Dahingeschiedenen Blumen, wie wir es ihm noch vor seinem Tode versprochen haben. Unter der geweihten Erde schläft er jetzt ruhig dem letzten Gerichte entgegen als ein Schäflein, das noch in letzter Stunde heim gefunden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

## VII.

Die Würde und Majestät eines Herrschers strahlt auf sein ganzes Reich über und die Größe und Pracht seiner Residenz verklärt des Königs erhabene Person. Das finden wir im Christ-Königreiche tausendfach bestätigt!

Wer ist Jesus Christus? — Wichtigste aller Fragen für jeden Einzelnen wie für alle Völker und die ganze Menschheit! Von der Antwort und ihrer praktischen Anwendung auf das private und öffentliche Leben hängt das Wohl und Gedeihen der Welt ab. Wer Jesus Christus kennt, besitzt den Schlüssel zu seinem Reiche. Das Licht dieser Erkenntnis ist bereits der Anfang des ewigen Lebens!

Ein heiliger Mann, der 20 Jahre lang ohne jede irdische Speise ein ganz übernatürliches Leben führte, schaute vor 450 Jahren ein wunderbares Bild: Ein gekröntes Menschenhaupt in dreifachem Kreise. Strahlen gingen von dem Haupt nach drei Richtungen aus und eine Strahlenfülle kehrte aus dem ganzen Umfang der Kreise zum Haupte im innersten Mittelpunkt zurück.

Die Vision des seligen Nikolaus von der Flüe veranschaulicht klar: Jesus Christus ist der göttliche Mittelpunkt alles Seienden. Das Haupt der Menschheit und König des Weltalls! — Gott, Mensch und König! Das sind die drei Lichtstrahlen, die alle Kreise des Seienden durchleuchten. In diesem Lichte kehren alle vernünftigen Geschöpfe, die Menschen und Engel zu ihrem Mittelpunkt und Ausgang, Christus, zurück! — Das ist der Weg, die Wahrheit und das Leben in wunderbarer Einheit! Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, dem ewigen Vater ganz wesensgleich in der Fülle des Heiligen Geistes. Christus seit 19 Jahrhunderten wahrer Mensch; doch nicht bloß ein Mensch wie wir, sondern der Mensch nach ewigem Ideal und als solcher das Haupt der ganzen Menschheit von Adam bis zum Jüngstgeborenen am Zeitende! Christus ist überdies der König der Gesamtschöpfung. Also nicht bloß ein König von Gottes Gnaden wie menschliche Könige, sondern der geborene, natürliche, vollberechtigte, absolute Herrscher und Eigentümer von allem was lebt und existiert!

Würden die Menschen diese Tatsache klar erfassen, festhalten und darnach handeln, so wären fast alle Fragen gelöst, die meisten Übel beseitigt und auf der ganzen Welt die schönste Ordnung hergestellt. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Ein kleines Passionsspiel in Mariannhill:** Was wir in Deutschland dieses Jahr durch das berühmte Oberammergauer Passionsspiel im großen erleben, vollzog sich unlängst in Südafrika, und zwar in Mariannhill, im kleinen. Der uns schon bekannte, eifrige und gottbegeisterte Missionsarzt Dr. K. F. McMurtric führte mit den Mitgliedern der „Mariannhiller Vereinigung für Gregorianischen Kirchengesang" in der Aula des Lehrerseminars ein kleines Passionsspiel auf. Das Spiel, in der Hauptsache für die Eingeborenen gegeben, wurde in der Zulusprache vorgeführt. Die Spieler, kleinere Knaben aus den Schulen und größere Studenten des Lehrerseminars, hatten sich ganz in ihre Rolle hineingelebt und gaben sowohl bei den Dialogen, als auch bei den Gesängen ihr Bestes. Die Aufführung war sehr gut besucht. Auch Se. Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer RMM. war erschienen. — Zwei Tage später wurde dasselbe Spiel unter Leitung von Dr. McMurtrie vom „Gregorianischen St. Theresia-Kirchenchor" in Mayville bei Durban aufgeführt. Bei dieser Aufführung wurde aber der Text in der englischen Sprache wiedergegeben, weil die katholische Gemeinde in Mayville in der Mehrzahl aus Mischlingen besteht, die alle englisch sprechen.

**Mariannhill verhilft den Eingeborenen zu Eigenheimen:** Die Eingeborenen Südafrikas kommen in immer größere Notlage, weil ihnen ihrer Zahl nach viel zu wenig Grund und Boden zum Bebauen und Bewirtschaften zur Verfügung steht. Das meiste und beste Land ist in den Händen der eingewanderten weißen Farmer. Da in den letzten Jahren Tausende und aber Tausende von Eingeborenen nicht mehr genügend Land zum Bebauen besaßen, um ihr Leben fristen zu können, zogen sie in die Städte. Sie wollten es dort besser haben und menschenwürdiger leben, aber in diesen schlechten Zeiten müssen die meisten in den Städten noch mehr hungern, ja viele verelenden und verkommen dort vollständig. — Die Mariannhiller Mission war schon von ihren Uranfängen an bestrebt, recht viele Eingeborene unter den günstigsten Bedingungen auf den Missionsfarmen als Pächter anzusiedeln und sie so von der Notwendigkeit in die Städte zu ziehen gänzlich zu entbinden und zu befreien. Um nun die Eingeborenen noch bodenständiger zu machen und ihnen eine sichere und feste Heimat und eigene Scholle zu geben, erwirkten die zuständigen Stellen in Mariannhill von der Regierung der südafrikanischen Union die Erlaubnis, an die Eingeborenen kleine Parzellen Landes verkaufen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde gegeben. Deshalb wird jetzt an 3 verschiedenen Stellen, teils in Natal, teils in der Kapkolonie Land ausgemessen und parzellenweise zu billigen Preisen an die Eingeborenen verkauft. — Auch die „Union der afrikanischen Katholiken" (CAU.) ist in dieser Richtung eifrig tätig, betreibt also „Katholische Aktion" in einer sicher erfolgreichen Weise. Hoffentlich findet das Beispiel Mariannhills bei den vielen Farmern in Südafrika Nachahmung. Den eingewanderten Europäern steht ja soviel Land zur Verfügung, daß sie es unmöglich rationell



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bewirtschaften und wirklich ausnützen und auswerten können. Würde das Vorgehen Mariannhills allgemein Nachahmung finden, hätte die Regierung wohl bald nicht mehr so viele Sorgen wegen der Unmenge verelendeter und verarmter Eingeborenen in den „Slums" der Städte.

P. **Bernard Huß** RMM. **einflußreichster Mitberater in den Schicksalsfragen Südafrikas:** Im März dieses Jahres brachte der Mariannhiller Rundfunk die Nachricht, daß P. Bernard Huß von einer Regierungskommission für Eingeborenen-Angelegenheiten nach Pretoria gerufen und zu einer Beratung zugezogen wurde. Dazu ist zu ergänzen, daß der erfahrenste Eingeborenen-Kenner und erfolgreichste Arbeiter auf sozialem Gebiete auch fast immer zu den sogenannten



Eingeb. kath. Frauenverein von Mariannhill

„Joint Councils" (Gemeinschaftsberatungen von Weißen und Schwarzen) und den „Round Table Conferences" (Tafelrunden für Europäer und Eingeborene) eingeladen wird. Diese Konferenzen und Beratungen finden von Zeit zu Zeit in fast allen Städten Südafrikas statt. Oft nehmen auch Regierungsvertreter und Parlamentsmitglieder an den Sitzungen teil. Durch diese Zusammenkünfte der besten Vertreter der beiden Rassen soll vor allem das gegenseitige Verständnis immer mehr gefördert, Mißverständnisse und Vorurteile beseitigt und Mittel und Wege gesucht werden, das Zusammenleben im Lande für alle erträglicher und angenehmer zu gestalten. Soweit die Meldungen bei mir vorliegen, nahm P. Bernard Huß, der soziale Volksmissionar, zuletzt an einem Joint Council teil, das in Potchefstroom in Transvaal abgehalten wurde. —

Auch von hohen kirchlichen Kreisen wird P. Bernard immer wieder als Berater zu wichtigen Angelegenheiten und Entscheidungen beigezogen. Kürzlich wurde er vom deutschen Missionsbischof Meysing zu einem Besuch nach Kimberley eingeladen, um ihm mündlich seine



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erfahrungen in Bezug auf die Einrichtung und Eröffnung einer Landwirtschaftsschule mitzuteilen und einen genauen Stundenplan dazu aufzustellen. Die Mariannhiller Mission hat bekanntlich schon vor einigen Jahren bei der Missionsstation Reichenau eine Landwirtschaftsschule eröffnet.

**Die Lage der Eingeborenen in den Städten:** Aus einem englischen Bericht, den der oben erwähnte P. Bernard Huß mir zuschickte, entnehme ich folgende Einzelheiten über die Lage der Eingeborenen Südafrikas in den Städten. Lange Jahre waren die Lebensbedingungen und die Lage der Eingeborenen in den Städten in nur zu vielen Fällen mehr als menschenunwürdig, ja geradezu beklagenswert und erschütternd. Im Jahre 1923 kam das sogenannte „Stadtbezirk-Gesetz" (Urban Areas Act) heraus. Seit dieser Zeit verbesserte sich die Lage der Eingeborenen in ihren besonderen Vierteln in den Städten wohl etwas, ist aber dennoch noch weit entfernt, ideal genannt zu werden. Die Stadt East London, die nächste große Stadt außerhalb der Präfektur Umtata soll uns als Beispiel dienen: Die Bevölkerung dieser Stadt setzt sich zusammen aus 20 600 Europäern und 20 600 Eingeborenen. Die Europäer bewohnen 1860 acres des Stadtbezirkes, die Eingeborenen sind auf eine Fläche von 401 acres angesiedelt. Der Wert der Wohnhäuser der Europäer beträgt 5 684 000 Pfund Sterling, der der Bantu-Hütten 81 000 Pfund Sterling. Die Geburtenziffer für Europäer ist 22, für Eingeborene 32. Die Sterbeziffer für Europäer ist 7, für Eingeborene 29. Die Kindersterblichkeit der Europäer beziffert sich bei 1000 Geburten auf 35, bei den Eingeborenen auf 414.

Je 66 Eingeborene müssen eine Bedürfnisanstalt benützen, je 120 Personen einen Waschraum und je 150 Personen ein Brausebad.

Für 15 Meilen von Straßen brennen im Eingeborenen-Viertel nur 17 Straßen-Lampen.

60% der Kinder gehen in die Schule. Die anderen sind zu arm, um in die Schule gehen zu können, oder müssen für Europäer arbeiten.

Nicht weniger als 44 Sekten suchen unter den 20 600 Eingeborenen Anhänger zu gewinnen.

Das lichtvollste und beste Plätzchen im ganzen Eingeborenen-Viertel ist die katholische Mission mit einer schönen Kirche und gut eingerichteter Schule. Der ständig dort residierende kathol. Priester und Dominikanerinnen, worunter auch mehrere deutsche Schwestern sind, tuen ihr Bestes für die armen Eingeborenen. Die Mission ist noch sehr jung, hat aber die besten Aussichten.

Nicht als Millionäre, sondern als Missionare werden die Jünger von ihrem göttlichen Meister hinausgesandt bis zu den äußersten Grenzen der Erde. Sie sollen herrschen im Reiche der Seelen. Wenn auch die Welt die Krone verachtet, die sie tragen, weil sie gar zu oft an die Dornenkrone Jesu erinnert, so ist es doch eine Königskrone, deren segnende Strahlen das Angesicht der Seele erneuern. J. Weiler.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zahlenbild des Apostol. Vikariates Mariannhill

Vom 1. Juli 1932 bis 30. Juni 1933.

Das Vikariat hat eine Größe von annähernd 33 000 Quadratkilometern. Es ist also so groß wie Württemberg und Baden zusammengenommen. Politisch umfaßt es einen Teil der Provinz Natal und der Kapkolonie, die beide zur südafrikanischen Union gehören. Es weist eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 811 000 Seelen auf. Davon sind rund 420 000 Heiden, 300 000 der verschiedensten protestantischen Denominationen, 69 000 Katholiken, 10 000 Buddhisten und Brahmanen und 6000 Mohammedaner.

Apostolischer Vikar ist S. Exzellenz Bischof Adalbero Fleischer RMM., Mariannhill, Südafrika.

**Kath. Schulen:**

| | |
|---|---|
| Volksschulen | 155 |
| Knaben | 3574 |
| Mädchen | 6144 |
| Mittelschulen | 14 |
| Knaben | 184 |
| Mädchen | 306 |
| Höhere Schulen | 2 |
| Knaben | 26 |
| Mädchen | 28 |
| Handwerkerschulen | 7 |
| Knaben | 46 |
| Mädchen | 33 |
| Katechetenschulen | 1 |
| Schüler | 6 |
| Lehrerseminarien | 1 |
| Knaben | 77 |
| Mädchen | 75 |
| Landwirtschaftliche Schulen | 1 |
| Knaben | 18 |
| Regional-Priesterseminar für Ap. Deleg. Südafrika. Alumnen im Großen und Kleinen Seminar | 29 |

**Lehrpersonal:**

| | |
|---|---|
| Katechisten, männlich | 77 |
| Katechisten, weiblich | 39 |
| Europ. Schwestern | 66 |
| Eingeb. männl. Lehrkräfte | 70 |
| Eingeb. weibl. Lehrkräfte | 142 |

**Kultstätten:**

| | |
|---|---|
| Kirchen | 40 |
| Kapellen | 150 |
| Friedhöfe | 44 |

**Karitative Anstalten und Personen:**

| | |
|---|---|
| Hospitäler | 3 |
| Betten ca. | 140 |
| Apotheken | 20 |
| Patienten ca. | 21000 |
| Waisenhäuser | 1 |
| Knaben | 28 |
| Mädchen | 9 |
| Witwen- und Mädchenheime | 30 |
| Insassen ca. | 250 |
| Missionsärzte | 3 |
| Krankenpflegerinnen, eingeb. | 5 |
| 2 Kindergärten für Weiße mit Kindern | 25 |

**Werkstätten:**

| | |
|---|---|
| Werkstätten für versch. Handw. | 20 |
| Druckereien | 2 |
| Beschäftigte | 20 |

**Missionen usw.:**

| | |
|---|---|
| Abgehaltene Missionen | 20 |
| Predigten für die Gläubigen ca. | 3400 |
| Predigten für die Heiden ca. | 2048 |
| Bekehrungen Irrgläubiger | 686 |

**Taufen:**

| | |
|---|---|
| Erwachsene in Todesgefahr | 537 |
| Erwachsene außer Todesgefahr | 1697 |
| Kinder in Todesgefahr | 899 |
| Kinder außer Todesgefahr von Christen | 2841 |
| Kinder außer Todesgefahr von Heiden | 473 |
| **Firmungen** | 2184 |
| **Katechumenen** | 3961 |

**Andere hl. Sakramente:**

| | |
|---|---|
| Oster- und Andachtsbeichten ca. | 297000 |
| Oster- und Andachtskomm. ca. | 777500 |
| Letzte Ölungen | 906 |
| Heiraten | |
| unter Katholiken | 477 |
| gemischte Ehen | 29 |
| zusammen | 506 |

**Katholiken:**

| | |
|---|---|
| Eingeborene, Schwarze | 66500 |
| Eingeborene, Mischlinge | 2130 |
| Weiße | 846 |
| Todesfälle | 1565 |
| Letzte Nummer d. Taufregisters | 108314 |
| Letzte Nummer des Totenregisters | 34751 |
| Letzte Nummer des Heiratsregisters | 6335 |



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Letzte Nummer des Firmungsregisters . . . . . 31725

**Kirchl. Bruderschaften usw.:**

Rosenkranz-Bruderschaft
Skapulier-Bruderschaft
Herz Jesu-Bruderschaft
Bruderschaft vom kostbaren Blut
Ehrenwache und Gebetsapostolat
Marianische Kongregation
Das päpstl. Werk zur Verbreitung d. Glaubens (Franz Xaverius-Ver.)
Das päpstl. Werk d. hl. Kindheit
Christl. Mütterverein
Der Dritte Orden v. hl. Franziskus

**Kath. Aktion:**

Der Kath. Afrika-Verein (Zur Förderung der wahren Wohlfahrt der afrikan. Rasse)
Der Kath. Lehrer-Verein
Der Kath. Bauern-Verein
Der Abstinenten-Bund
Zulu-Zeitung: „Um Afrika", Auflage . . . . . 2000
Laien-Apostel (Europ. Helfer in Landwirtschaft)

**Priester:**

Mariannhiller Patres . . 56
Franziskaner Patres (Münch.) 4
Weltpriester . . . . . 5
Eingeborene Priester . . . 1
Eingeborene Kleriker-Novizen der „Franziskaner Familiaren vom hl. Josef" . . . . . 3

**Brüder:**

Mariannhiller Brüder . . 138
Franziskaner (München) . . 2
Franziskaner v. Waldbreitbach 18
Eingeb. „Franz. Familiaren vom hl. Josef"
Professen . . . . . 4
Novizen . . . . . 6

**Schwestern:**

Schwestern v. kostb. Blut . 272
Kreuzschwestern v. Menzingen-Altötting . . . . . 34
Franz. Mission. Mariens . 15
Dominikanerinnen von Newcastle, Natal . . . . . 50
Kapuzinerinnen von der ewigen Anbetung, Pfaffendorf, Rhld. . 6
Solanus-Schwestern von Landshut . . . . . 9
Eingeb. „Töchter d. hl. Franz von Assisi"
Professen . . . . . 49
Novizen . . . . . 29

# Zahlenbild der Apostol. Präfektur Bulawayo

Vom 1. Juli 1932 bis 30. Juni 1933.

Das Missionsgebiet wurde als selbständige Mission errichtet am 4. Januar 1931. Die Erhebung zur Apostolischen Präfektur erfolgte am 18. Juli 1932. Als erster Apostolischer Präfekt wurde am 11. November 1932 der bisherige Obere der Mission P. Dr. Ignatius Arnoz ernannt. Die Präfektur hat eine Größe von ungefähr 366 000 Quadratkilometer, d. h. es ist so groß wie Preußen und Bayern zusammen. Ein großer Teil des Missionslandes bildet die Kalahari-Sandsteppe, die nur sehr spärlich bewohnt ist. Die Bevölkerung des Missionsgebietes: Betschuanen, Buschmänner und Hottentotten zählt ungefähr 350 000 Seelen.

Politisch gehört der größte Teil desselben, nämlich die Kalahari-Wüste zum englischen Betschuanaland-Protektorat. Der kleinere Teil der Mission, der auch die meiste Bevölkerung aufweist und wo vor allem die Missionare tätig sind, gehört zu der britischen Kronkolonie Süd-Rhodesia. Es ist ein Landstreifen zu beiden Seiten der Bahn von West-Nicholson bis Viktoria-Fälle.

**1. Personen:**

Katholiken:
Schwarze . . . . . 3158
Mischlinge und Indier . . 350
Weiße . . . . . 1100
Missionare . . . . . 12



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

| | |
|---|---|
| Missionsbrüder | 8 |
| Schwestern: | |
| Notre Dame Schwestern | 5 |
| Missionsschwestern vom kostbaren Blut | 9 |
| Dominikanerinnen | 47 |
| **Lehrpersonen:** | |
| Schwestern | 30 |
| Brüder | 1 |
| Katechisten | 4 |
| Lehrer | 10 |
| Lehrer und zugl. Katecheten | 16 |
| Lehrerinnen und zugleich Katechetinnen | 4 |

**2. Schulen:**

| | |
|---|---|
| a) Schulen für Schwarze: | |
| 4 Betschulen mit 49 Knaben, 51 Mädchen; zus. | 100 |
| 24 Elementar-, Mittel- und höhere Schulen | |
| Knaben | 954 |
| Mädchen | 911 |
| 1 Abendschule: | |
| Schüler | 37 |
| zusammen | 2002 |
| Davon katholische Schüler | 1237 |
| b) Schulen für Mischlinge: | |
| Eine mit Knaben | 24 |
| und Mädchen | 28 |
| zusammen | 52 |
| 1 Schule für Europäer | |
| Knaben | 84 |
| Mädchen | 278 |
| zusammen | 362 |
| Davon katholische Schüler | 128 |
| Gesamtschülerzahl | 2416 |
| Davon Knaben | 1129 |
| Davon Mädchen | 1287 |
| Davon Katholiken | 1400 |
| Davon Nichtkatholiken | 1016 |

**3. Karitative Anstalten:**

| | |
|---|---|
| Waisenhaus mit 10 Knaben und 14 Mädchen zusammen | 24 |
| Kindergarten mit 15 weißen Kindern; zus. | 15 |
| Apotheken | 4 |
| Patienten | 3000 |
| Verabreichte Medizinen | 2000 |
| Krankenbesuche | 200 |

**4. Kirchen und Kapellen:**

| | |
|---|---|
| Kirchen und Kapellen mit Priester (Missionsstationen) | 5 |
| Kapellen ohne Priester | 29 |
| Friedhöfe | 5 |

**5. Religiöses Leben**

| | |
|---|---|
| Predigten ca. | 624 |
| Bekehrungen von Irrgläubigen | 21 |
| Katechumenen | 400 |
| **Taufen:** | |
| Erwachsene in Todesgefahr | 39 |
| Erwachsene außer Todesgefahr | 62 |
| Heidenkinder in Todesgefahr | 19 |
| Christenkinder in Todesgefahr | 15 |
| Christenkinder außer Todesgef. | 180 |
| zusammen | 315 |
| **Firmlinge** | 188 |
| **Beichten:** | |
| Osterbeichten | 1839 |
| Andachtsbeichten | 23638 |
| **Kommunionen:** | |
| Osterkommunionen | 1700 |
| Devotionskommunionen | 63535 |
| **Letzte Ölung** | 42 |
| **Heiraten:** | |
| unter Katholiken | 36 |
| gemischte Ehen | 31 |
| **Verstorbene:** | |
| Erwachsene | 61 |
| Kinder | 17 |
| **Vereine und Bruderschaften:** | |
| a) für Weiße: | |
| Kath. Männer-Verein: Mitglieder | 81 |
| Kath. Frauen-Verein: Mitglieder | 42 |
| Marian. Jungf. Kongr.: Mitglieder | 21 |
| „Ritter vom hl. Sakrament" für Knaben | |
| „Schutzengel-Bruderschaft" für Mädchen | |
| Bruderschaft vom hl. Sakrament: Mitglieder | 166 |
| b) für Schwarze: | |
| „Gilde v. hl. Sakrament": Mitglieder | 46 |

Ich und du und so viele andere, wir werden eine große Arbeit zu vollbringen haben. Denn die Getauften nehmen teil an dem heiligen Amt, das der Erlöser vor seiner Heimkehr zum Vater den Aposteln übertrug, nämlich hinzugehen in alle Welt, um die Völker zu lehren.

Heinrich Mohr.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Erlebnisse im Missionslande

Nach vierjähriger Schulung im Ordens- und Missionsberufe innerhalb der Mariannhiller Klostermauern ging es hinaus in die Weite der südafrikanischen Union. Damals waren ihre heutigen vier Hauptprovinzen: Kapkolonie, Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal noch getrennt. Mariannhill hatte erst ein Jahrzehnt seines Bestandes hinter sich. Die vom sel. Gründer, Abt Franz geschaffenen Vorposten der Mission waren im Anfangsstadium ihrer Entwicklung. Von Eisenbahnen bestand fast nur die Haupt-Linie von Durban nach Transvaal.



Kinder begrüßen den Neupriester: H. P. Loggen, RMM.

Die Verkehrswege waren in recht primitivem Zustand. Nur einige Hauptstraßen spannten bereits Brücken über die größeren Flüsse. Autos waren noch vollständig unbekannt. Das Ochsenfuhrwerk nach altbewährtem Burenmuster besorgte beinahe allen Innlandstransport. Farmer und sonstige Reisende bedienten sich meistens der — „Spinne" auf ihren großen oder kleinen Touren durch das Land. Diese Spider sind sehr breitspurige, widerstandsfähige Kutschen mit schmalem Oberbau aus zähem Holz aber möglichst leicht. Das spinnenartige Gefährt konnte darum in weglosen Gegenden gefährliche Schiefebenen passieren. Auf einer solchen Spinne machte Abt Franz mit seinem Landkundschafter und Baumeister Bruder Nivard wochenlange Touren nach allen Richtungen der Windrose. Ihren Spuren folgt unsere Erzählung von Posten zu Posten bis an die 10 000 Fuß hohen Grenzmauern des Missionslandes: Die Drakensbergkette im Norden und Westen und bis Port Shepstone an der See im Süden.

Die Reise geht von der Mariannhiller Heimat am Umhlatuzanflusse durch das einstige Natal und heutige Mariannhiller Vikariat auf Apostelwegen vielfach zu Fuß. Sehr lange Strecken zu Pferd, Spider

und Bahn. Den Flug in der Luft und den Kraftwagen, wie gesagt, kannte damals noch kein Mensch in Südafrika. Diesmal wollen wir nur die Reiselinie andeuten und welche Erlebnisse von den etwa 70 Plätzen zu berichten sind. Rechts und links vom Wege ist manches zu sehen und zu erinnern aus alter und neuer Zeit zwischen 1894 und 1934 . . . .

Ein Vorfrühlingsmorgen Ende August 1893 ist Ausgangsdatum. Am frühesten Morgen nach Trappistenart ging es bei Sternenlicht hinaus auf den ersten 40 Meilen langen Reiseweg. Vorbei an dem Feigenbaume, der schon damals seine Riesenäste über etwa 30 Grabeshügel unserer ältesten Missionspioniere streckte. Vorbei am dunkelverschleierten Schwesternkonvent zur Rechten der „Mühlstraße". Links taucht aus dem Morgennebel der historische Maria-Anna-Hügel. Damals noch wenig kultiviert. Heute trägt er die erinnerungsreiche Votivkapelle des göttlichen Herzens, das in der Weltkriegszeit dem gefährdeten Mariannhill ein wunderbarer Schutz und Schirm gewesen! Von dieser weihevollen Stätte ist später ein besonderes Erlebnis zu erzählen. Ebenso von einer Stelle der Mariannhillstraße nach Pinetown, eine halbe Stunde von hier.

Es geht weiter nach der „Mühle" und der vom Umhlatuzan getriebenen Missionsdruckerei, wo die ersten Jahrgänge unseres Mariannhillkalenders und das Vergißmeinnicht gedruckt wurden. Der erste Morgenstrahl zeigt uns auf dem Berge gegen das Meer zu die St. Wendelinskapelle, vom Gründer, Abt Franz, nach seinem Taufpatron benannt. Heute ist St. Wendel eine bedeutende Schule und Anstalt für eingeborene Schwestern. Wir passieren die leere Stelle, wo heute der stattliche Bahnhof Mariannhill steht und verlassen die Klosterfarm in der Richtung zum nächsten Fluß, Umlaazi, damals in barer Wildnis liegend. Seit einigen Jahren speist der Fluß eine gewaltige Wasserleitung der Stadt Durban in weiter Ferne. Hierzu lieferte die deutsche Firma Mannesmann die soliden Stahl-Wasserleitungsrohre. Wir durchqueren den im Winter unbedeutenden Fluß und sind auf der Sandstraße nach Einsiedeln. Eine lange, beschwerliche Tour bis nach Sonnenuntergang! Kurz vor Einsiedeln ist der schmale aber schlammige Ilovu zu passieren. Hier ein anderes Ereignis an den Anfangsjahren, wo einer unserer Missionsbrüder in heroischer Pflichterfüllung in diesem Flußschlamm stecken blieb und ertrank. Das kleine Einsiedeln bleibt ebenfalls erinnerungsreich. Aber wir sind immer noch am Beginne der Rundreise und wollen kurz die Hauptplätze vorausschauend berühren.

Am zweiten Reisetag gelangten wir nach dem historischen Städtchen Richmond, passieren auf damals neugezimmerter Holzbrücke den Umkomazi, im Sommer der wasserreichste Fluß Südnatals. In endlos langen Kurven führt die ziemlich gute Straße bis auf die Höhen des Blitzberges und der Station Mariatal. Hier bleibt aus den 40 Jahren der Entwicklung manches zu erzählen übrig. Vom hiesigen Knotenpunkt gehen Zweige der Mission nach Westen bis Mariazell. Nach Norden bis Loteni und Undine. Südlich bis Umzinto und zum Meere. Die 40 Hauptmissionsstationen samt rund 300 Außenplätzen bilden heute ein weitgespanntes Netz der katholischen Aktion. Je mehr die 6 Millionen Heiden und Protestanten von der „westlichen Zivilisation" ergriffen werden, desto dringender bedürfen sie der einheitlichen Leitung der wahren Kirche Gottes. Schon zersplitterten die eingeborenen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nichtkatholiken in mehr als 300 „selbständige" Sekten, wie das Vergißmeinnicht unlängst berichtete. Fast jeder schwarze „Minister" stiftet eine neue „Kirche". Möge der unvermeidliche Zerfall alle zum Einen Hirten führen.

# In der Ackerbauschule der Eingeborenen

Im vorhergehenden Abschnitte wurde über Witterungsverhältnisse in Südafrika und hiesiger Gegend berichtet. Die dort geschilderte außerordentliche Trockenheit dauerte bis Ende Oktober 1933. Der heutige Bericht datiert vom Januar 1934. Weiteres wird in jeder Nummer dieses Jahrganges folgen.

Inzwischen haben sich die „Gegensätze stark berührt": aus dem trokkenen Süden ist ein — nasser geworden! Ein plötzlicher und seltener Wechsel, wenigstens für einige Zeit! November und Dezember brachte ausnahmsweise allzu großen Überfluß aus den Schleusen des Himmels. Die vor kurzem leeren Flüsse traten über die Ufer. Auch der Polela im Bereiche unserer Ackerbauschule mit seinen verschlungenen Kurven und seichten Betten, streckenweise fast ohne Gefäll. Das Flüßchen war nach drei Tagen Regenwetter zum Strom geworden und überschwemmte alle tiefer liegenden Felder, beträchtlichen Schaden anrichtend.

Damit sind nun zwei Hauptfeinde des hiesigen Ackerbaues genannt: Die oft wiederkehrende anhaltende — in Südafrika typische — Trockenheit und ihr seltener Gegenteil! Die Extreme dürften so schroff kaum irgendsonstwo konstatierbar sein. Gegenwärtig haben wir fast täglich Gewitter, öfters Landregen und wenig Sonne. Der häufige und plötzliche Wechsel von Hitze und Kälte kann in unserer Gegend als dritter Feind bezeichnet werden. Er hindert sehr die Stetigkeit des Pflanzenwuchses, unterbricht zu oft und jäh die Entwicklung zarterer Gewächse. Doch läßt das andererseits schädliche Insekten und Gewürm weniger aufkommen. Von letzteren gibt es Legionen in Südafrika — und dieser Feind bringt in manchen Gegenden die Farmer fast zur Verzweiflung. Jede Pflanzenart wird von mehreren Vertilgern bedroht. Am meisten leiden darunter alle Arten Hülsenfrüchte, Bohnen und Mais. Ein Dutzend Sorten Würmer, Raupen und Käfer sind offen und versteckt an der Zerstörungsarbeit, je nachdem zu viel oder zu wenig Sonne herrscht. Vom Tage der Aussaat bis zur Ernte wechseln der Reihe nach die feindlichen Heere. Auch nach der Ernte überfallen sie minder gut bewahrte Früchte bis jedes Körnchen angefressen und wertlos ist.

Schreiber sah einst ein herrlich blühendes Erbsenfeld, das hundert Sack beste Erbsen liefern konnte. Doch ein Schwarm von Kohlweißlingen überfiel das Feld wie Schneeflocken. Zur Erntezeit hing fast an jeder Schote eine Raupe, die Erbsen waren ausgehöhlt und der Rest konnte wegen der wimmelnden Raupen kaum gedroschen werden. — Das Getreide gelangt hier selten zur Vollreife. Wenn der Weizen im besten Safte steht, stürzen sich Wolken von winzigen Dreschern und Fressern über ihn her. Diese Pflanzenraubvögel tragen sich pickfein in schillerndem Rot, Gelb, Blau und und Grün von den Krallen bis zum Schnabel. An jeder Ähre hängt ein Räuber. Zwei Körnchen frißt er und alle übrigen verstreut er rücksichtslos auf den Boden. Dem Farmer bleibt das leere Stroh. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Obst- und Fruchtbäume aller Art leiden oft an der Blutlaus oder Wurzelfäule. Jede Sorte hat mindestens einen speziellen Feind. Die Waldpflanzungen, namentlich die meistverbreitete Wattel, werden in manchen



Zwei Brüder Mariannhiller Missionspriester mit ihrer Mutter:
H. P. Gotthard und H. P. Franz Wojaczek aus Neustadt O/S.

Gegenden und Zeiten durch massenhafte Wurmgespinnste zerstört. Im Winter richtet der Schneefall zuweilen riesigen Schaden an, da die Wattel ihr Blattwerk behält und dann unter der Schneelast zusammenbricht. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Weinbau ist mehreren Arten der Reblaus ausgesetzt. Wegen zu rauhen Klimas ist in hiesiger Schule damit wenig zu hoffen.

Verschiedenes Ungeziefer wie z. B. der Maikäfer war ehedem in Südafrika kaum bekannt. Seit zwei Jahrzehnten aber eingeschleppt, frißt er in manchen Sommern die Gartenanlagen, Weinlauben, Eichen und andere Bäume kahl. Dieser neuere Feind steht an Größe dem europäischen nach, gilt aber auch den afrikanischen Hühnern als gesuchter Leckerbissen. — Der größte „Schrecken des Heues" ließ Natal die jüngste Jahrzehnte hindurch ziemlich verschont. Die Regierung hat nicht ohne Erfolg umfassenden „Locusts-war" (Heuschreckenkrieg) erklärt und alle Mittel mobilisiert. Die lange Trockenheit züchtete indessen diesen Erzfeind, der neulich auch wieder Natal in gewaltigen Eilmärschen heimsuchte. Zululand, die Gegend von Durban und Mariannhill waren ernstlich bedroht und litten auch manchen Schaden. Ein endloser Heuschreckenzug wurde einmal zum Glück vom Sturm erfaßt und ins Meer geworfen. Die augenblickliche nasse Periode mag weitere Besuche und Gefahren von dieser Seite verhindern. Leider bleibt der immer noch allenthalben in Südafrika gefürchtete Zerstörer der blühenden Flur: der H a g e l ! Bis zu ein viertel Kilo Schwere bombardiert er zuweilen das Land, zerschmettert alle Gewächse, schlägt Blechdächer durch und tötete kürzlich in Transvaal sogar Zugochsen! Unsere Gegend blieb seit einigen Jahren von dieser schrecklichen Plage ziemlich verschont, Gott sei Dank! Aus früheren Zeiten aber könnte der Schreiber oft wiederholte Zerstörungsszenen schildern. Dagegen tritt im hiesigen Umkreis neuerdings der Frostschaden häufiger auf. Der Frühfrost im April oder gar März vernichtet z. B. Kürbisse, Bohnen und den noch unreifen Mais. Der Spätfrost kommt hier auch noch Ende Oktober. Ein hoffnungsvolles Frühkartoffelfeld, Bohnen und Gartengewächse unserer Ackerbauschule fielen ihm kürzlich zum Opfer.

Ein Südafrikaner.

# Einführung einer Zauberin in ihr Amt

Von P. Bernard Huß, RMM.

Der Photograph von Mariannhill, ein Missionsbruder, beobachtete neulich die folgenden festlichen Gebräuche bei der Einführung eines Eingeborenen-Mädchens als Zauberin. Der Vater und die Mutter des Mädchens Nika waren alte Zauberer und so mußte auch die Tochter das Gleiche werden. Diese hatte auch schon den Wunsch geäußert, eine Zauberin zu werden, war aber noch als zu jung befunden worden. Da starb die Mutter und die Stimme des Geistes der Verstorbenen sagte dem Mädchen, daß es nun Zeit sei, eine Zauberin zu werden und trug ihr auf, zu diesem Zwecke zum Oberzauberer zu gehen, um sich darum zu bewerben. Nika gehorchte der Stimme und ging sogleich zum Oberzauberer Zwenduku, dessen Kraal sie in vier Stunden erreichte. Dieser ging mit dem Mädchen an den Fluß, wusch sie und schmierte sie mit roter Lehmerde an. Diesen Anstrich mußte das Mädchen tragen bis zum Tage ihrer Einführung als Zauberin.

Das Fest fand drei Wochen später statt. Alle Zauberer der Umgebung waren dazu eingeladen. Ein Ochse und vier Ziegen wurden am Tage zuvor geschlachtet. In langen Reihen gingen Mädchen zum Flusse, um das zum



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brauen des Bieres nötige Wasser zu schöpfen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Gallenblase von einer der geschlachteten Ziegen. Diese wurde gereinigt, getrocknet und aufgeblasen.



Zauberin mit ihrer jungen Schülerin

Eine Woche vor dem Fest mußte das Mädchen krank werden, schwere Leiden waren ihr auferlegt von den Geistern ihrer Vorfahren. Am Fest-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tag herrschte große Aufregung in Bidis Kraal. Von allen Richtungen kamen Zauberer und Heiden herbei, bedeckt mit ihren schönsten Schmucksachen. Die Hütte, in der das kranke Mädchen sich befand war bestimmt für die Zauberer. Zuerst begannen sie zu singen, dann fing einer nach dem andern zu tanzen an. Der Lärm wurde immer lauter. Auch Nika erhob sich und schrie wie von Dämonen besessen. Dann verließ sie mit dem Oberzauberer die Hütte, um die rote Lehmfarbe abzuwaschen, während die anderen fortfuhren zu singen und zu tanzen. Nach einiger Zeit kamen beide zur Hütte zurück und setzten sich in der Mitte derselben nieder.

Nun brachte die Frau in einer Schüssel die Eingeweide jener Ziege, von der auch die Gallenblase genommen war. Der Oberzauberer teilte die Eingeweide in so viele Teile als Leute in der Hütte anwesend waren, so daß jeder seinen Teil bekam. Dann setzte der Oberzauberer die auf-aufgeblasene Gallenblase in das Haar des Mädchens als erstes Zeichen ihres neuen Amtes als Zauberin. Ebenso legte er eine Schnur von Perlen und Schlangenbeinchen um ihren Nacken. Die alten Frauen trugen Streifen aus Haut gekreuzt über der Brust. Von ihrem Vater bekam Nika eine kleine Matte, die eine Frau anfertigte. Nun hing der Oberzauberer dem Mädchen noch eine andere Schnur um den Hals, an der kleine Fläschchen und Hörnlein hingen. Diese waren gefüllt mit Medizin, Pulver, Kräuter und Pillen.

Der neuen Zauberin wurde dann ein kleiner Stab überreicht. Jetzt war sie berechtigt, ihr neues Amt auszuüben. Das Fest dauerte noch bis spät am anderen Morgen. Da lagen sie dann alle betrunken herum.

Um bald einen Ruhm als Zauberin zu erwerben, mußte Nika ihren ersten Patienten kostenlos behandeln. Die Freude, kostenlos behandelt zu werden, machte den Kranken auch sofort gesund.

# Kurzer Überblick über die Geschichte Süd-Afrikas, insbesondere von Natal

Von P. Edmund Franke RMM., Maris-Stella (Natal)

(Schluß)

Nachdem Mafeking wieder befreit war, überschritt man den Vaal-Fluß, drang ins Feindesland ein, eroberte Johannesburg und Pretoria und so war Natal wieder vom Feinde gesäubert. Ein Jahr später wagte General Botha nochmals einen kühnen Versuch in Natal einzufallen, jedoch mißlang er. Nicht lange darauf mußten sich 4000 Buren unter General Prinsloo und dem General Hunter ergeben. Mr. Kruger floh nach Europa, nachdem schon lange zuvor auch der Präsident des Oranje-Freistaates geflüchtet war. Der Krieg schien vorbei zu sein; denn mehr als 30 000 Buren waren Gefangene und fast das ganze Land war in den Händen der Engländer. Die zähen Buren wollten aber immer noch nicht nachgeben und fochten hie und da noch zwei Jahre lang. Lord Kitchener hatte keine leichte Aufgabe im Bezwingen der schnell sich bewegenden Truppen des Generals Botha, De Wet und De la Rey, die sogar noch manche Erfolge erzielten, wie z. B. die Niederlage und Gefangennahme des Lord Methuen. Es war aber ein nutzloses Bekämpfen und die Frauen und Kinder der Buren,

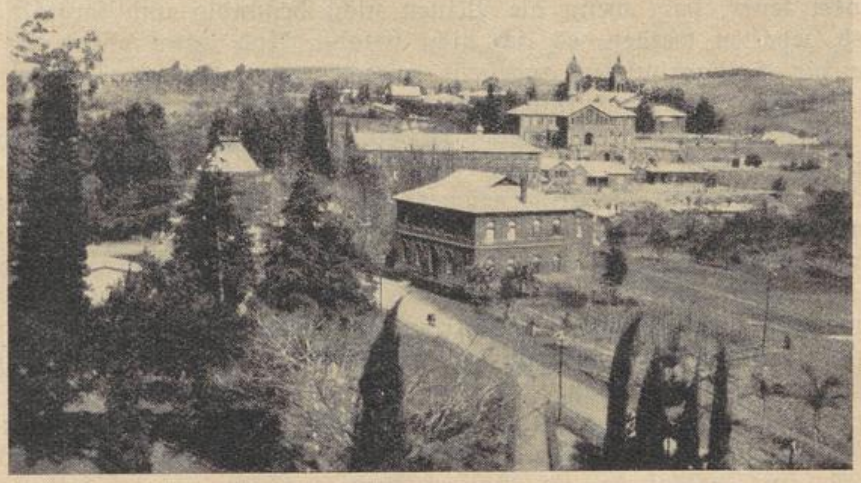


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren Pflege und Sorge die Engländer übernommen, litten schwer darunter.

Endlich im Mai 1902 wurde Friede geschlossen in der Stadt Vereeniging. Die Engländer erhielten die zwei Burenkolonien Transvaal und Oranje-Freistaat. Persönliches wollte man den Buren nichts nehmen, wenn sie versprachen, loyale Untertanen des Königs zu sein. Auch gab man ihnen noch eine Summe Geldes, um imstande zu sein, die Schäden des Krieges zu heilen, die Farmen gut zu bewirtschaften und die zerstörten Ortschaften wieder aufzubauen.

Natal hatte sein Bestes getan, England im Kriege zu unterstützen. 2500 ihrer eigenen Söhne fochten für Englands Krone und viele derselben waren auf dem Felde der Ehre gefallen. Zum Dank für diese Hilfe fiel der Utrecht-



Ein Teil der Anlage von Mariannhill

und Vryheid-Distrikt — zwischen dem Buffalofluß und dem Zululand — Natal zu, sodaß es nunmehr eine größere Kolonie darstellte.

## 26. Südafrika erntet, was es gesät

Nach Beendigung des Burenkrieges war man allgemein der Meinung, daß Südafrika nun einen großen Aufschwung nehmen und das reichste Land des Welt werden würde, daß seine kostbaren Mineralien viele Leute vom Auslande anlocken würde, die sich da ein schönes Stück Geld verdienen könnten, daß überall Reichtum und Wohlstand überhand nähme. Wie erwartet, kamen auch bald viele Tausende von neuen Einwanderern nach Südafrika. Kaufhäuser vermehrten sich schnell und die Küstenkolonien machten energische Anstrengungen, sich auf den zu hoffenden Handel en gros vorzubereiten. Die britische Regierung hatte zudem jedem Kriegsteilnehmer 50 Pfund Sterling gespendet und das meiste von diesem Gelde blieb auch im Inlande. — Aber leider erfüllten sich die grandiösen Hoffnungen keineswegs. Zunächst mußte ein Gouvernement für die beiden neuen Kolonien eingesetzt werden. Viele von den Burenkämpfern waren als Kriegsgefangene in alle Welt verschickt worden und mußten erst zurückgerufen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werden, ebenso die Frauen und Kinder. Das alles nahm geraume Zeit in Anspruch und es dauerte sehr lange, bis die Farmwirtschaft wieder ins alte Geleise kam. Als die Leute zurückkamen, hatten sie weder Geld noch Viehherden, ihre Häuser waren zum Teil zerschossen und eingeäschert, die Farmen lagen infolge des langen Krieges brach. Es brauchte jahrelangen Fleiß, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Manche Farmer verließen sogar das Land, um nie wiederzukehren. Die Regierungen der beiden neuen Kolonien bestanden meistens aus britischen Beamten und man erkannte bald, daß deren große Anzahl nicht dem Zuwachs der Bevölkerung entsprach. Man machte Pläne auf Pläne, die zumeist aus überreizten Phantasien entsprangen. Sogar die Goldindustrie, auf die man so große Hoffnungen gesetzt, ging rapid zurück. Die Goldminen benötigen eben nicht allzuviele gelernte Fachleute, sondern mehr Arbeiter für die gröberen Arbeiten und dazu konnte man die Eingeborenen heranziehen. Die Goldadern sind oft so tief im Innern der Erde und die Instrumente zur Beförderung des Goldes so enorm teuer, daß, wenn die Minen nicht beständig und sorgfältig im Betrieb gehalten werden, es sich nicht bezahlt. Und wenn obendrein noch Weiße für Goldgrabungen angestellt werden, geht alles gewonnene Gold in Arbeitslöhnen auf und infolgedessen ist kein Profit da.

So stellte sich bald die Notwendigkeit ein, mit möglichst billigen Arbeitskräften zu arbeiten und die Zahl der Weißen auf ein Minimum zu beschränken. Aber auch die Unternehmer konnten zur Aufrechterhaltung der Minen nicht eine so große Anzahl von Eingeborenen aufbringen, sodaß die Goldbeförderung nicht im geringsten den Erwartungen entsprach. Die vielen Tausenden von Einwanderern, die auf Arbeit und Verdienst gerechnet, waren arbeits- und brotlos und so ging der Wohlstand der Kolonien rapid abwärts. Hat der Krieg gezeigt, daß Kriegführen mehr als Torheit ist, so hatte er auch bewiesen, daß es töricht ist, wenn jede einzelne Kolonie ihre eigenen Wege gehen will. Einigkeit macht stark. Soll Südafrika vorankommen, dann muß jede einzelne Provinz oder Kolonie jeder Eigenbrödelei entsagen, nur Südafrika als Ganzes kann wachsen und Gedeihen. Die Jahre nach dem großen Burenkrieg gelten als die trübsten in der bisherigen Geschichte Südafrikas. All die getäuschten Hoffnungen in Bezug auf den sich aufschwingenden Handel und die Arbeitsmöglichkeit haben Natal die Augen geöffnet, sich mehr im eigenen Lande umzuschauen, als nur auf die Goldminen Transvaals zu bauen. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß man dies mehr und mehr in den vergangenen Jahren getan hat. Mit Mut, Fleiß und Energie wird sicher Natal seinen früheren Wohlstand wieder erlangen.

## 27. Nachwort

Die Geschichte Südafrikas und Natals ist mit diesen wenigen und kurzen Kapiteln noch lange nicht erschöpft. Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte sind eigentlich noch zu frisch im Gedächtnisse aller, als daß auch sie in das Gebiet „Geschichte" gerückt werden könnten. Nur ein wichtiges Ereignis der letzten Jahre darf nicht unerwähnt bleiben, weil es für den Fortschritt Südafrikas von eminenter Bedeutung ist. Der Wunsch des großen Staatsmannes Cecil Rhodes, einmal ein vereintes Südafrika sehen zu können, ging im Jahre 1910 in Erfüllung. Als sich die vier großen Kolonien oder Provinzen zu einer Union — der Union von Südafrika — zusammenschlossen.

Von diesem Zeitpunkt an beginnt die neuere Geschichte Südafrikas, der wir nicht vorgreifen wollen. — Wer einmal in späterer Zeit eine Geschichte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Südafrikas zu schreiben hat, würde sehr fehlen, wenn er nicht mit einigen Kapiteln auch die Tätigkeit der katholischen Kirche oder Mission, speziell das große Werk des Abtes Franz Pfanner erwähnte. Was die Trappisten, bezw. die Missionare von Mariannhill, in den letzten 50 Jahren zur Zivilisation und Hebung der Eingeborenen getan haben, ist weit mehr wert als die Hebung und Ausbeutung von Gold- und Diamantenfeldern. Südafrika wird nur dann wachsen und gedeihen, wenn auch den Schwarzen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird, wenn auch sie ihre Kräfte und Fähigkeiten frei entfalten können, wenn auch ihnen der Weg zur Bildung und Entfaltung offen steht, wenn Weiß und Schwarz sich gegenseitig verstehen lernen und im Frieden ohne Rassenhaß miteinander zu leben imstande sind. Dies zu verwirklichen ist die Aufgabe der katholischen Missionstätigkeit.

Es wird die dankbare Aufgabe einer geübten Feder sein, später auch speziell eine besondere Geschichte der katholischen Missionen in Südafrika niederzuschreiben.

# Aus den westfälischen Forsten

Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges
aus Diel „Novellen" — Nachdruck verboten!

(Schluß)

Anna war in das Haus geeilt, und der Forstmeister mit seinem Sohne folgten ihr. Aber unter der Türe blieb der Alte plötzlich stehen und flüsterte: „Heinrich, er ist dein Bruder!"

„Wer?" fragte der Sohn.

„Der Hauptmann, welchem Hubert das Kreuz zurückstellte. — O Heinrich, Heinrich! — Das Kreuzchen stammt von meiner seligen Mutter — o gehe morgen nicht in den Wald — es gibt ein Unglück."

Heinrich wußte nicht, wie ihm wurde; er hätte seinem Vater folgen mögen, und dennoch sagte er: „Ich kann nicht, Vater, nein, ich darf nicht." — Und dann stieß er verzweifelnd die Worte aus: „Schrecklich! Schrecklich! Mein eigener Bruder ein Räuber, ach Gott, vielleicht ein Mörder!"

Keiner sprach mehr ein Wort; düster und traurig verfloß der Abend. Aber als bereits alle zu Bett lagen, kniete der junge Forstmeister noch allein in der Wohnstube vor einem Kruzifixe und betete: „O Herr, gekreuzigter Heiland! wenn dieser mein Bruder ist, so will ich mich opfern für das Heil seiner Seele. Nur sorge du für mein armes Weib, für mein Kind und für meinen unglücklichen Vater."

Lange kniete er dort — und droben am Himmel wanderten friedlich und tröstend die Sterne.

Am andern Morgen erschien der alte Forstmeister nicht unter den Seinigen, und als man ihn lange vergebens gesucht hatte, fand man ihn gefesselt und gebunden im Walde. Neben ihm lag eine Muskete und Huberts Hirschfänger mit einem Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Hauptmann der Wilderer schickt diese Waffen dem Jägerburschen als Ersatz für seinen gestrigen Verlust." — Heinrich wollte Näheres über die Ereignisse der Nacht von seinem Vater erfahren, erhielt aber keine Antwort auf seine Fragen. Allem Anscheine nach war der Greis hinausgegangen, um seinen vermeinten Sohn aufzusuchen, und hatte dann jene Wildschützen getroffen, die die Waffen zum Försterhause bringen sollten und die ihn grausam mißhandelten.

Der Gutsherr war unterdessen in dem Forsthause angekommen und traf die Vorkehrungen für ein glückliches Gelingen des Streifzuges. Sämtliche Förster und Jägerburschen waren aufgeboten und außerdem standen viele Bauern in Waffen. Gegen Einbruch der Nacht sollten alle von verschiedenen Seiten sich nach dem Lagerplatz der Wilderer begeben, den Ort umzingeln und dann auf ein gegebenes Zeichen den Angriff vereint eröffnen.

In dem Forsthause selbst herrschte während des ganzen Tages die tiefste Trauer, als ob ein großes Unglück drohe. In Annas Augen hingen fortwährend Tränen, und zuweilen, wenn



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie allein war oder in die unschuldigen Äuglein ihres Kindes schaute, konnte sie dieselben nicht mehr bemeistern; sie fielen in vollen und schweren Tropfen nieder. Der Großvater sprach gleichfalls während des ganzen Tages kein Wort, sondern ging unter den Eichen, die das Haus umgaben, auf und ab und betete den Rosenkranz. Nur Heinrich war frisch und kräftig; der Gedanke an sein gestriges Opfer tröstete ihn, und Gott verlieh ihm Stärke und Ausdauer.

Bereits sendete die Sonne ihre Strahlen tiefer und rötlicher durch das Laubwerk und bedeckte die grünen Blätter mit einem schillernden Goldglanze. Hubert hatte das Haus verlassen und sich auf heimlichen Pfaden nach dem Lagerplatz der Landsknechte begeben; denn er brannte vor Begierde, seine Schande auszuwetzen. Der Forstmeister war aber mit dem Grafen am Nachmittage in das Kirchdorf gegangen, um die letzten Bestimmungen zu treffen. Auch sie kehrten jetzt zurück und holten ihre Waffen. Vor dem Hause trafen sie den alten Hermann, und der Gutsherr wechselte einige freundliche Worte mit ihm. Dann traten sie zusammen in die Stube, wo Anna neben der Wiege ihres schlummernden Kindes saß.

„Leb' wohl, Anna", sagte Heinrich und ging auf seine Gattin zu, die bei diesen Worten aufbebte und heftig zu weinen begann. „Nein, weine nicht", fuhr der Forstmeister fort, „bin ich denn heute in größerer Gefahr wie vordem immer, seit die Wilderer in dem Gehege sich festsetzten? — Ich komme wieder, bete für mich und mache mir das Herz nicht schwer, da es notwendig ist."

Bei diesen Worten umschlang er sie herzlich und drückte sie an seine Brust. Aber die Frau weinte fort, ihre Tränen rollten reichlich und fielen auf die Hand des kräftigen Mannes nieder.

Dem Grafen ward es bei diesem Anblick seltsam zumute. „Ich bringe Euch den Gatten zurück", sagte er, „und ich stehe für ihn mit meinem eigenem Leben ein."

„Beteuert nichts, hochedler Herr!" entgegnete Anna.

„Seid nur getrost", sagte der Gutsherr „und tut, wie er Euch geheißen: betet für uns alle!"

Der Forstmeister hatte sich von der Umarmung losgemacht und war zu seinem schlafenden Kinde getreten. Einen heißen, innigen Kuß drückte er ihm auf die Wangen, schaute noch einmal in das unschuldige Gesichtlein und schritt dann der Türe zu. Der Graf und der Vater folgten ihm, und auch Anna wollte die Männer begleiten. Doch, ohne sich umzuwenden, sagte Heinrich zu ihr: Bleibe bei dem Kinde; ich glaube, es ist wach geworden durch meinen rauhen Kuß."

Sie gehorchte.

Draußen reichte der Forstmeister dem Vater die Hand und sagte: „Vater, tröstet Anna!" Der Greis entgegnete: „Gott wird trösten", und kehrte in die Stube zurück.

Es war ein trauriger Abschied. —

So schritten denn die beiden Männer, der Gutsherr und sein Forstmeister, dem Walde zu. Sie trugen die Feuerbüchse in dem Arme und an der Seite das Jägerhorn und den blanken Hirschfänger.

Schweigend gingen sie voran auf dem schmalen Waldpfade, der sich zwischen hohen Eichen hindurch immer tiefer und tiefer in das Dickicht wand. Nur hie und da schaute ein Fleckchen Himmel durch die Baumkronen herein: es war tiefblau gefärbt und hatte einen rosenroten Schimmer von der Sonne, die eben unterging. — Allgemach wurde es finsterer in dem Forste, und als die Wanderer zu dem Wiesengrunde kamen, wo Hubert am verflossenen Tage den Hauptmann getroffen hatte, lag bereits die Nacht dunkel und schwarz über den Waldungen. Bevor sie in die Lichtung hinaustraten, blieb der Forstmeister stehen und sagte leise zu dem Grafen: „Jetzt müssen wir vorsichtig sein. Wartet ein Weilchen, hochedler Herr; ich schlüpfe am Rande zwischen den Baumstämmen hin; oben ist ein kurzes Gestrüpp, dort schleiche ich leise auf die andere Seite und sehe, ob wir sicher sind; dann könnt ihr nachfolgen."

Heinrich ging und der Gutsherr blieb allein zurück. Eine ganz tiefe Ruhe lag über der Wildnis; die Tannen rauschten einförmig und doch so ernst und feierlich wie die Leichenmusik beim Begräbnis eines verstorbenen Kriegers.

Ach Gott, die Natur ist so schön und herrlich in ihrem tausend- und tausendfachen ewigen Wechsel, wenn nur die Menschen nicht wären mit dem bösen, leidenschaftlichen Herzen in der Brust! —

Eine Viertelstunde war vergangen, als der Forstmeister eiligen Schrittes über die Wiese kam.

„Ihr habt nichts entdeckt?" fragte der Graf.

„Keinen Wilderer", war die Antwort; „und doch ist jemand in der Nähe, den ich nicht kenne. Es ist eine hagere, fast übermenschliche Gestalt mit einem langen Schlapphut. In dem Gestrüpp sah ich ihn zuerst, von dort begleitete er mich und winkte dabei fortwährend mah-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nend mit der Hand. Ich fragte ihn, was er wolle, aber er antwortet nicht."

„Schaut, dort ist er wieder!" rief der Forstmeister plötzlich in einem aufgeregten Tone aus, indem er nach dem jenseitigen Rande zeigte.

„Ich sehe nichts", sagte der Graf; „es muß eine Täuschung sein."

„Nein, es ist ein Langhut, wie wir diese Geister nennen; er sucht Unglück zu verhüten", entgegnete der Forstmeister.

„Sollen wir weitergehen?" fragte der Graf.

„Wir müssen; die andern warten auf uns" sagte Heinrich. „Wohlan, in Gottes Namen!"

„Kommt, laßt uns den Rosenkranz für die abgeschiedenen Seelen beten", sagte der Gutsherr.

Die beiden Männer nahmen ihren Rosenkranz, schlugen ein Kreuz und schritten betend vorwärts.

### 5. Wald und Waldbewohner

Ein Feuer brannte in dem Forste. Es brannte in jenem Teile, wo das Flachland aufgehört hat und die Hügel und Felsklippen beginnen. Die Flammen wurden von einer solchen Felskluft überdacht und versteckt; feste, knorrige Eichenstämme umgaben in engem Kreise die Stätte und machten, daß man das Feuer nur in der nächsten Nähe bemerken konnte. Wilde, bärtige Gestalten saßen ringsum und plauderten miteinander. Zu beiden Seiten des Feuers waren Holzgabeln eingerammt und einer röstete über denselben einen mächtigen Hirschbraten. Ein Fäßchen Wein lag auf dem Boden und eine Dirne zapfte daraus und kredenzte den Humpen in die Runde.

Es war eine seltsame Gruppe; die einen trugen Bauernwämser, andere hatten zerrissene spanische Mäntel über den Schultern hängen, und wieder andere alte Lederkoller.

Sie waren ihrer zwanzig Kumpane, von denen wir bereits zwei kennen lernten. Der Hauptmann saß in der Mitte und stützte sich auf einen rostigen Panzer, der ihm zur Seite lag. Der erste Wildschütze aber saß abseits unter einer Eiche und während die Waffen aller übrigen an den Bäumen hingen oder lehnten, hielt er allein eine Muskete in den Armen.

„Ist der Hirsch noch nicht bald geröstet, Pankratius?" rief einer dem Koche zu.

„Geduld, Geduld! Nähre dich einstweilen am Duft", entgegnete der Gefragte.

„Er hat recht", rief ein dritter; „der Duft des hiesigen Rotwildes ist nicht zu verschmähen. Schade nur um die schönen Tiere, die wir zurücklassen, damit sich die Pfaffen und die Hochgnädigen ihre Wänste damit füllen."

„Und doppelt schade, weil's geschieht aus Angst vor einem glatten Jägerbürschlein — oder weil man Blei und Pulver umsonst vergeudet", fiel ein anderer ein.

„Wollen wir denn wirklich morgen den Wald verlassen?" hub einer von neuem an, indem er seinem Leutnant den Becher kredenzte.

„Morgen", war die kurze Antwort.

„Ich bin's auch herzlich satt", sagte einer der Gesellen; „ich möchte lieber mich anwerben lassen: daß es nur irgendwo eine Fehde gäbe; Soldatenbrot ist ehrliches Brot."

„Und Hirschfleisch — gutes Fleisch", schrie der Koch von dem Feuer herüber. „Wer arbeitet, soll auch essen; wir haben gearbeitet fürs Heilige Deutsche Reich, und da sie uns die Arbeit verbieten, müssen sie uns wenigstens ernähren."

„Daradiridarum;
Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das Römisch' Reich;
Es sterb' heute oder morgen,
Das gilt uns alles gleich",

— sang der Rotkopf und die anderen stimmten ein, daß es wild durch die nächtliche Stille widerhallte. Nur der Hauptmann schwieg. Erst als die Gesellen geendet hatten, rief er zornig aus: „Das Lied hast du auch nicht bei dem Pappenheim erlernt, Barthold!"

„Aber Ihr bei dem Oxenstiern", entgegnete der Söldner.

Eine glühende Röte überlief das Gesicht des Hauptmannes. „So durfte ich es singen", schrie er heftig. „Ich brach meinen Eid nicht und kämpfte damals gegen mein Vaterland, weil ich von Kindheit auf bei dem Schweden war."

Barthold wollte antworten, aber bereits war einer der Wilderer aufgesprungen und stieß ihm mit dem Rufe: „Heda, rote Kröte, hab Respekt vor deinem Leutnant!" die Faust ins Gesicht, daß er rücklings auf den Rasen sank.

Der Hirsch war völlig geröstet, und Pankratius legte ihn auf einen Stein inmitten der Gruppe. Die Söldner griffen nach ihren Messern und schnitten sich Stücke von dem Fleische ab. Auch Barthold hatte sich aufgerichtet und folgte dem Beispiel der übrigen; dann entfernte er sich wieder brummend an seinen früheren Platz.

Während sie aßen, fragte einer den Hauptmann:

„Wohin ziehen wir denn morgen, Leutnant?"



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wohin ein jeder will", antwortete er; „wir warten vergebens, bis die Werbetrommel ertönt. Die Fürsten haben es mit dem Frieden ernst gemeint und brauchen den Söldner nicht mehr. Der Kaiser aber hat jetzt ein stehendes Heer wie im Franzosenland; drum ziehe ich hin nach Österreich und lasse mich anwerben gegen den Türken. — Wer geht mit?"

„Wir nicht, wir nicht", riefen mehrere Stimmen und nur wenige Männer standen zu ihrem Hauptmann.

„Macht, was euch gefällt", sagte dieser enttäuscht, „und seht, wie ihr mit den Grünröcken fertig werdet, wenn es ihnen einfällt, Ernst zu machen."

„Dann stecken wir ihnen den roten Hahn aufs Dach, und Feuerbüchsen haben wir auch — nur nicht zum Verschenken", schrie Barthold.

„Also auch noch Mord und Brand zum Raub und Diebstahl", sagte der Hauptmann in tiefernstem Tone.

„Gerade wie es der Mansfeld machte, da er die armen Bauern haufenweise in die brennenden Häuser werfen und, die sich retten wollten, wie Hunde niederschießen ließ", entgegnete Barthold. „Aber seit wann habt Ihr denn eine so zarte Conscientia, Herr Leutnant?" fuhr er spöttisch fort; „die Pfaffen haben diese Spiegelfechterei erdacht. Das soll solch ein Wundertier sein, daß sich die Libertät nicht darein schicken kann. Wir aber scheren uns nicht drum und bleiben, wo wir sind. Geht Ihr nur Eures Weges."

Da tönte plötzlich ein schriller Ton wie das Locken einer Hirschkuh; die Wilderer stutzten. „Die Hirsche laufen uns gar am Ende noch nach", sagte Pankratius laut lachend. Barthold aber griff nach der Büchse, goß Pulver auf die Pfanne und spannte den Hahn. Ein leises Knistern ließ sich ganz in der Nähe hören, der Wilddieb zielte nach der Stelle und schoß.

„Jesus, Maria!" rief eine Stimme, und in demselben Augenblick fielen mehrere Schüsse aus dem Dickicht, einzelne Söldlinge sanken zu Boden, darunter auch der Hauptmann. Nun sprangen die Wilderer auf und griffen nach den Waffen — doch schon war es zu spät; sie sahen sich von einer Überzahl Förstern und Bauern umringt. Sie faßten nach den Messern, aber die baumstarken Männer schlugen ihnen die Waffen mit den Kolben aus den Händen. In einem Nu war ein großer Teil der Wilderer fesselt und gebunden, während andere tot oder verwundet auf der Erde lagen. Nur Barthold wehrte sich noch mit einer furchtbaren Wut. Er rang mit dem Jägerburschen, der den Wilddieb sofort erkannt und sich zum Opfer ausersehen hatte. Keiner von ihnen besaß mehr eine Waffe, sondern mit den Fäusten suchte einer über den andern Herr zu werden. Bald lagen beide auf dem Boden, bald kämpften sie aufrecht, und ohne daß jemand ihrer achtete, hatten sie sich im fortwährenden Ringen ziemlich weit von dem Lagerplatz entfernt. Hubert nahm alle Kraft zusammen, und doch war er nahe daran, zu erliegen. Da stolperte plötzlich der Wilderer über einen Baumstamm und stürzte rücklings auf einen Steinblock. Seine Arme ließen nach, und als der Jägerbursche sich emporrichtete, sah er das Blut mit Gewalt aus den Wunden des Wilderers quellen. Bartholds Augen starrten weit und stier — er war tot; der spitze Stein war in die Schläfe gedrungen.

Am Rande des Platzes aber lag unter einer großen Eiche das Opfer des roten Wildschützen — der Forstmeister Heinrich. An seiner Seite kniete der Gutsherr und legte den Verband auf die Wunde seines treuen Dieners.

„Ach Gott, mein Weib und Kind und mein alter Vater!" flüsterte Heinrich. „Es ist vergebens, der Schuß sitzt in der Brust." — Er faltete die Hände und betete.

Einige Jäger verbanden den Hauptmann, der gleichfalls schwer verwundet auf der Erde lag. Er sprach kein Wort, weder mit den Jägern noch mit einem Mitgliede seiner Bande.

Unterdessen gab der Graf den Befehl, zwei Bahren zu machen, um den Forstmeister und den Hauptmann ohne Gefahr in das Forsthaus zu tragen. Heinrich hatte verlangt, daß man den Wilderer mit großer Sorgfalt behandeln solle. Dann trat der Gutsherr zum Lager des Forstmeisters zurück und schaute ängstlich in dessen Züge: „Ich bin an Eurem Unglück schuld", sagte er, „werdet Ihr mir dies vergeben?"

„Ich tat meine Pflicht", flüsterte Heinrich; „Gott hat alles so gefügt; er hat mein Opfer angenommen; möge er es vollenden."

Die Bahren standen bereit. Man hieb Zweige von den Bäumen und legte sie über die Querhölzer, darüber wurden Stücke Moos gedeckt und endlich Jacken und Mäntel, die sich von den Wildschützen vorfanden.

Nach diesen Einrichtungen wurden die beiden Verwundeten auf die Bahre gehoben, vier kräftige Burschen faßten an und der Zug setzte sich in Bewegung. Das übrige Gesinde des Grafen blieb zurück, um die Gefangenen zu bewachen

und die Toten zu begraben; es sollte am andern Morgen nach dem Kirchdorf aufbrechen, weil ein Marsch durch die Dunkelheit und auf schmalen Waldpfaden zu gefährlich schien.

Der Gutsherr und Hubert schritten hinter der Bahre, auf welcher der Forstmeister ruhte. Von Zeit zu Zeit wurde inne gehalten, um den Trägern Ruhe zu gestatten. Dann trat der Graf zu den Verwundeten heran und träufelte ihnen einige Tropfen Wein in den Mund. Heinrich dankte jedesmal, auch der Wildschütze tat dieses, sprach aber sonst kein Wort.

Die Sterne waren untergegangen, und eine kühle Morgenluft wehte durch den Wald. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Dämmerung zwischen den Bäumen doppelt täuschend war und auch der Zustand der beiden Männer keinen so schnellen Schritt ertrug.

Endlich langte man auf einem breiteren Wege an; es zeigten sich schon einige weißlichgraue Wolken am Himmel und verkündeten den Anbruch des nahen Tages. Das Forsthaus konnte höchstens noch eine Viertelstunde entfernt sein.

Da erblickte Hubert am Rande des Waldes eine menschliche Gestalt. Er rief sie an, erhielt aber keine Antwort. Nun sprang er näher hinzu und erkannte den alten Hermann, der in dem taunassen Grase saß und den Rosenkranz betete. Der Greis blickte auf; er sah, wie man die Bahre seines Sohnes vorübertrug, und blieb dennoch sitzen. In einiger Entfernung folgten die Träger mit dem verwundeten Hauptmann. Erst als diese sich näherten, erhob er sich plötzlich, stürzte auf den Wildschützen los, und mit dem Rufe: „Gerhard, mein Sohn!“ warf er sich an dessen Brust und küßte ihn heiß und innig.

Der Graf eilte herzu: „Kommt, Vater“, sagte er zu dem Greis, „dies ist nicht Euer Sohn; Euer Sohn liegt dort, schwer verwundet, doch ich hoffe, daß wir ihn noch retten werden.“

„Ihr werdet ihn nicht retten“, murmelte der Alte, „weder ihn noch diesen da, der auch mein Sohn ist.“ Dann fügte er schmerzlich bei: „Zwei Söhne verloren an einem Tage!“

„Der Schmerz hat ihn wahnsinnig gemacht“, sagte der Graf leise zu dem Jägerburschen. „Kommt, laßt uns vorangehen; die kühle Morgenluft kann den Verwundeten schaden.“

Sie erhoben von neuem die Bahren und schritten weiter: Hermann folgte, immerfort betend.

Nun lag das Forsthaus vor ihnen. „Wartet ein wenig“, sagte der Gutsherr, „ich will die arme Frau trösten, damit der Schmerz sie nicht überwältigt.“

Aber Anna kam ihm bereits entgegen. Ihre Augen blickten starr, und als sie ihren Gatten sah, stürzte sie mit einem herzzerreißenden Schrei auf die Bahre.

„Heinrich, lieber Gatte, lebst du noch?“ fragte sie.

„Anna, liebes, teures Weib“, flüsterte Heinrich, „wie Gott will! Was er tut, ist wohlgetan.“

„Wie Gott will“, wiederholte die unglückliche Frau und erhob sich.

Der Morgen war in den Wald gekommen, die Sonne schaute lustig durch die Scheiben des Forsthauses und zeichnete weiße Rosen an die Wand. Aber die Leute drinnen achteten ihrer nicht.

Zwei Betten standen in der Stube, und in den Betten lagen die beiden Männer. Sie fieberten heftig; der eine von Weib und Kind, der andere von Schlachten, Wäldern und fremdartigen Dingen. An dem Bette des Forstmeisters saß Anna, an dem des Wildschützen der Greis. Heinrich war erst am Morgen in das Fieber gefallen, der Wildschütze schon in der Nacht auf dem Wege durch den einsamen Wald. Was der Greis getan hatte, davon wußte der Hauptmann nichts. So vergingen drei traurige Tage; da erwachte der Wilderer wie aus einem tiefen Traume. „Wo bin ich?“ fragte er und schaute in dem Zimmer umher und auf die Personen, die sich darin befanden.

Anna sprang hinzu; sie litt Unbeschreibliches; aber sie ertrug es. Ein Herz kann vieles dulden, wenn es unschuldig und gottliebend ist.

„Verhaltet Euch ruhig, mein Herr“, sagte sie, „die Aufregung könnte Euch schaden; man will Euch hier nichts Böses.“

„Nein, man will dir nichts Böses, mein Kind“, murmelte der Greis und beugte sich über den Kranken hin. „Gerhard, kennst du denn deinen alten Vater nicht mehr?“

„Ich habe keinen Vater“, antwortete der Kranke, „ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Es ist wahr“, sagte Hermann schmerzlich, „du hast ihn nie gekannt und meine Haare sind weiß geworden seit der Nacht, wo ich dich verlor. — Kennst du nicht dein Kreuz? Deine Mutter hing es dir um, als du geboren wurdest.“

Sie sprachen eine Weile miteinander, aber der Kranke schüttelte immer ungläubig das Haupt.

Anna war zum Lager ihres Gatten geeilt und schaute in seine fieberhaften



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Züge, als wollte sie die Schmerzen hinwegnehmen und begraben in ihrer eigenen Brust.

Am Abend sagte der Wildschütz: „Ich wünsche einen katholischen Priester.“ — Anna ging hinaus und schickte den Jägerburschen nach dem Kirchdorfe.

Der Pfarrherr kam; er war schon am vorhergehenden Tage bei den Kranken gewesen, als sie noch im Fieber lagen.

„Laßt mich allein“, sagte er zu den Anwesenden; „ich werde auf Heinrich achten.“

Mehr als eine Stunde verging; dann trat er heraus und sagte: „Kommt, Hermann, er ist Euer Sohn.“

„Ich wußte es“, entgegnete der Greis.

Es war ein schmerzlich-frohes Erkennen.

Durch das Gerede des alten Forstmeisters war der Hauptmann nachdenklich geworden und hatte dem Pfarrherrn nach abgelegter Beichte sein Leben erzählt, soweit er sich dessen erinnern konnte.

Als kleiner Knabe hatte er eine Marketenderin in des tollen Christians Troß für seine Mutter gehalten und war nach ihrem Tode mit zehn Jahren zu dem Heere Mansfelds gekommen. Mit diesem zog er durch das Land, selbst bis hinab nach Bosnien, wo Mansfeld starb. Dann trieb er sich eine Zeitlang in Siebenbürgen umher, als Wallensteins Werbetrommel ertönte und ihn unter die kaiserlichen Fahnen lockte. Nach des Friedländers Tod kämpfte er wieder mit den Schweden unter Horn und zu allerletzt unter den Reiterscharen Jan van Werths fürs Deutsche Reich. Als der Frieden geschlossen war, hatte er es wie die andern gemacht und auf eigene Faust sein Leben zu erhalten gesucht, bis zu jener unglücklichen Nacht.

Aus seiner Jugend wußte er sich noch eines dunkeln Waldes zu erinnern, in dem er gelebt, und eines Weibes und eines Mannes, die ihn sehr geliebt hatten. So tauchten allmählich immer mehr bekannte Bilder in ihm auf; es war ihm, als habe er schon einmal in dieser Hütte gewohnt; dazu kam das Kreuz, auf welchem der Name des alten Forstmeisters stand, und endlich war kein Zweifel mehr, daß der Greis sein Vater und Heinrich sein Bruder sei.

Als Heinrich aus seinem Wundfieber erwachte und diese Dinge erfuhr, sagte er: „Gott hat mein Opfer angenommen und mein Gebet erhört — nun ist alles gut.“

Dann beichtete er, und beide empfingen das hl. Sakrament des Altars als letzte Wegzehrung. — Darauf ließ der junge Forstmeister sein Bett dicht an das Lager seines Bruders rücken, und mit einem innigen Kuß begrüßten sich die beiden Männer, die sich im Leben nicht gekannt und erst im Tode gefunden hatten.

Noch wenige frohe Tage gingen dahin; sie machten den Abschied leichter und den Tod tröstlicher.

Acht Tage darauf waren beide Leichen; mit einem reinen Herzen waren sie in ein anderes, besseres Leben hinübergegangen, um ewig vereint zu sein. Ein Grab nahm sie auf, und oftmals knieten dort der greise Vater und die junge Gattin mit ihrem Kinde.

Der alte Hermann wollte nicht von dem Försterhause scheiden, wo er so viel Leid erduldet hatte; deshalb wurde für Hubert, den neuen Forstmeister, eine andere Wohnung gebaut.

Der Greis erreichte ein hohes Alter und als er endlich auch in ein besseres Leben ging und neben seinen Söhnen im Grabe ruhte, nahm der Gutsherr die Witwe auf sein Schloß, wo sie in einem weißen Häuschen am Ende des Parkes wohnte. Aus ihrem Sohne aber wurde ein tüchtiger Priester, der segensreich wirkte und noch lange in dem Andenken des Volkes lebte. —

Und die Sonne schien auf das Forsthaus und schien auf den Wald, der sich nicht verändert hatte und auf die fremden Gesichter, die unter den Bäumen wanderten. —

Die Zeit geht dahin und die Geschlechter kommen und verschwinden. Niemand denkt an die Schmerzen und Leiden, die vor Jahren andere Menschen erduldeten, da die Leiden sich gleich bleiben und auch uns läutern müssen, wie sie jene geläutert haben.

Ende

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 8 August 1934 52. Jahrgang


## Aveglocken

Die Sonne sinkt purpurn nieder
Nur im Fenster dort blitzt sie noch wider.
In tiefe Nacht.
In ruhloser Pracht.

Eine letzte Drossel singt sich
Im Tann zur Ruh',
Und mein Gedanke ringt sich
Der Ferne zu.

Die Schwalben empor sich schwingen
Zum reinen Blau,
Und Abendglocken klingen
Vom Turme grau.

Ein seliger Friede weilet
Jetzt weit und breit,
Und meine Sehnsucht eilet
Zur Ewigkeit.

F. K.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Missions- und Ordenspioniere

Wir geben in zwangloser Folge kurze Lebensabrisse unserer alten Missionare und Ordensmitglieder, um einerseits einer Pflicht der Dankbarkeit nachzukommen jenen Männern gegenüber, welche getrieben von der Gnade, Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden sind und um andererseits unserer Jugend und unseren Missionsfreunden Kunde zu geben, wie Männer deutscher Art christliches Kulturgut unter wilden Heidenstämmen verbreiteten, sei es durch aktive Missionsarbeit, sei es durch das gute Beispiel eines wahrhaft religiösen Lebenswandels, der den Heiden eine hohe Auffassung von der christlichen Lehre zu geben vermochte und manchen Eingeborenen zur wahren Kirche Gottes führte.

**Br. Sebastian** RMM.

Der Landwirt Sebastian Hettrich aus Gerchsheim bei Tauberbischofsheim im schönen Badener Land geboren (1848), trat 40 Jahre alt in das strenge Trappistenkloster Mariannhill ein, dem damals noch Abt Franz Pfanner vorstand. Es war die Gründungszeit. Er wurde eingekleidet 1888, legte seine letzte Profeß 1894 ab und starb im Herrn am 5. Oktober 1928 in Mariannhill. Ein Mitbruder erzählt uns aus seinem Leben.

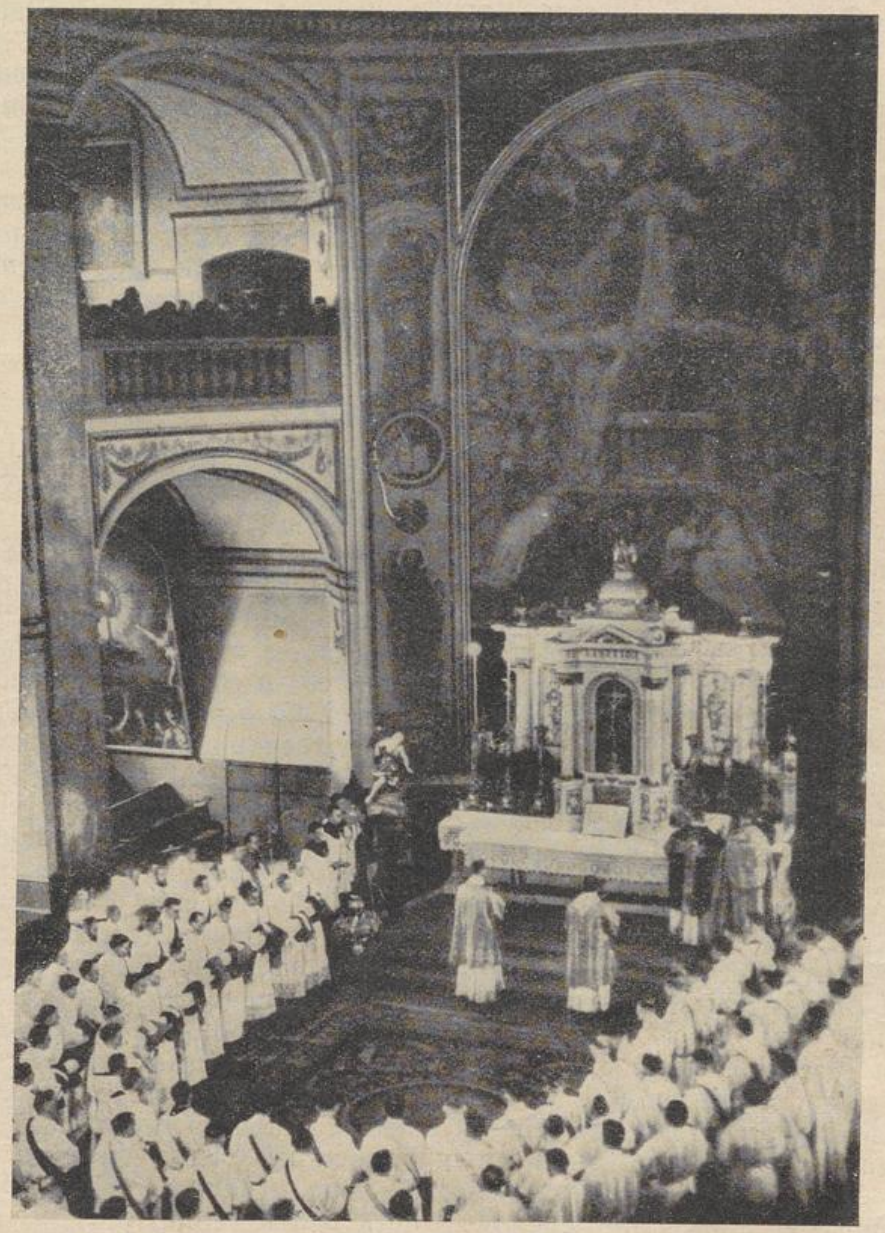
Br. Sebastian war eine Marien-Seele im Gegensatz zu den geschäftigen Marthas, nicht als ob er nichts gearbeitet, nein, er war von früh morgens bis abends an der Arbeit und dies auch noch im hohen Alter; er erreichte 80 oder 81 Jahre. Seine Arbeit war ein fortwährendes Gebet. Dies war um so leichter, da er immer allein arbeitete; er machte und reparierte Fencen (Gehege, damit das Vieh nicht ausbreche) oder fällte Bäume. Er wollte allein sein, wenn oft Schwarze ihm helfen wollten einen Fenceposten zu tragen, nahm er das Anerbieten nicht an. So konnte er sich fortwährend mit Gott unterhalten und wie er das tat, konnte ich aus seinen Äußerungen ersehen. So sagte er, man muß für alle beten, Bischöfe, Priester, Ordensleute, Wohltäter, Heiden usw.; niemand darf ausgeschlossen werden. Als wir noch Trappisten waren, war es Sitte, daß die Brüder ihr Offizium am Arbeitsplatze beteten; Br. Sebastian behielt diesen Brauch bei bis zu seinem seligen Ende. Wo immer er war, betete er seine Tagzeiten auf den Knien, war es nun auf freiem Felde oder mitten unter Leuten. Er sagte immer, wenn man Gott vor den Menschen nicht bekennt, so wird auch er uns am jüngsten Tage nicht kennen wollen. Dadurch hat er den Schwarzen ein sehr gutes Beispiel gegeben; alle ehrten ihn wie einen Heiligen.

Daraus kann man ersehen, daß es nicht immer die unmittelbare Missionsarbeit ist, welche die Heiden bekehrt und die Bekehrten im Guten bestärkt, sondern daß Gebet und gutes Beispiel einen sehr großen Einfluß auf sie hat. Wie vielen wird er wohl die Gnade der hl. Taufe und die eines christlichen Lebenswandels erbeten haben; einst wird es offenbar werden. Als Ordensmann war er allen ein Vorbild ohne dabei überspannt zu sein. Besonders gerne diente er bei der hl. Messe. Es kostete ihm eine große Überwindung, als ihm dieses



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

untersagt wurde. Er hörte nämlich nicht gut und mit zunehmendem Alter verschlimmerte es sich so, daß er den Priester gar nicht mehr hörte, somit konnte er auch nicht mehr dienen. Nach außen verlief sein Leben so einfach, daß es nicht leicht zu beschreiben ist. — Tag für Tag



„Introibo ad altare Dei"
Priesterweihe in der St. Michaelskirche in Würzburg durch Bischof Dr. Ehrenfried. Auf dem linken Flügel (Evangelienseite) die Schar der Mariannhiller

die nämliche Beschäftigung, fast keine Abwechslung. Mit der Umwelt hatte er kaum etwas zu tun, selbst nicht viel mit den eigenen Leuten; denn als Trappist war jeder mehr oder weniger für sich allein und



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

später hörte er schlecht und war somit auch auf sich selbst angewiesen. Aber er fühlte dies wenig oder gar nicht; denn er hatte einen guten Gesellschafter — das Gebet mit Gott. Nur einmal passierte ihm etwas Außergewöhnliches, das ihm großen Kummer verursachte. Er arbeitete mit einem Schwarzen im Walde, einen schweren Baumstamm sägend. Da es an einem steilen Abhang war, kam dieser ins Rollen und tötete den Schwarzen. Br. Sebastian war trostlos, was man sich leicht vorstellen kann. Er betete viel für ihn, worauf ihm der Schwarze im Schlafe erschien und ihm bedeutete, daß er gerettet sei. Zum guten Glück hatte dieser kurze Zeit vorher die hl. Sakramente empfangen. Br. Sebastian war dann wieder vollkommen beruhigt. Er war 20—25 Jahre in Centocow, konnte aber dort seine Lebenstage nicht beschließen. Er wurde nach Mariannhill verbracht, um dort in Ruhe und bei guter Verpflegung seine letzten Tage zuzubringen. Er fühlte sich dort nicht glücklich; immer wollte er zurück nach Centocow. Es dauerte aber nicht mehr lange und er wurde in die ewige Heimat abberufen.

### **Br. Melchior** RMM.

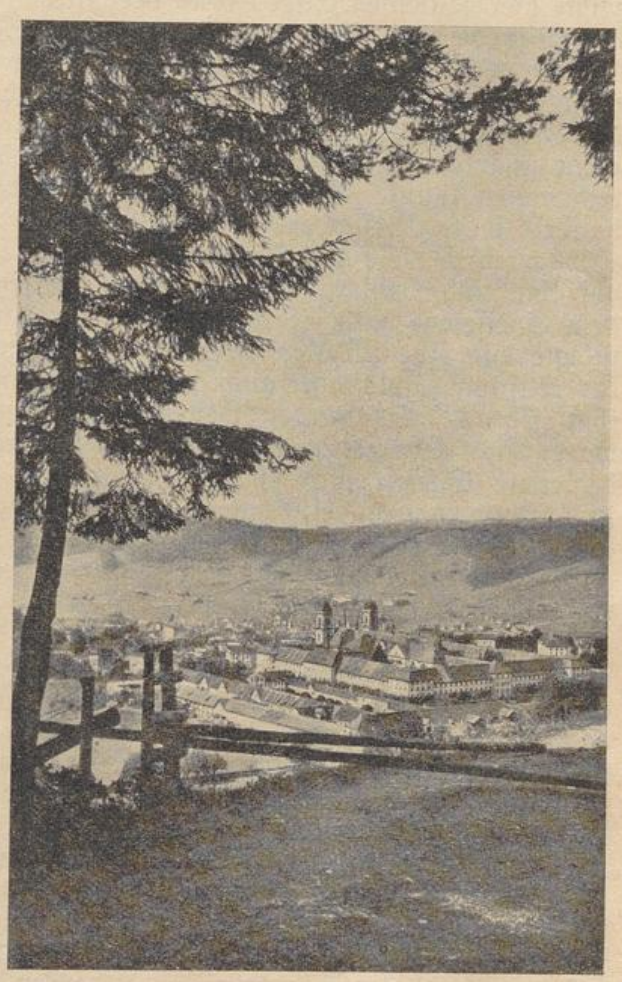
Br. Melchior war lange Jahre Schaffner in Emaus und im Josefsheim in Reichenau. Erst in den letzten Lebensjahren kam er nach Centocow, wo ich ihn kennen lernte. Er machte nicht viel Aufsehen von sich, sondern tat still und ruhig seine Pflicht als Feldschaffner. Sein Charakter war Milde und Sanftmut; ich habe ihn nie schimpfen oder zanken gehört mit Schwarzen und noch viel weniger mit seinen Mitbrüdern. Mit dieser seiner Tugend widerlegte er alle, die behaupteten, mit Schelten und Lärmmachen bringe man es zu etwas und besonders bei den Schwarzen ginge es gar nicht anders. Er behandelte seine Leute gut, schaute auch, daß sie gut verköstigt wurden und seine Schwarzen hinwieder machten ihm keinen oder wenig Trubel. So war Ruhe und Frieden auf der Station und Gottes Segen begleitete seine Arbeiten. So viel ich herausfinden konnte, war er Schaffner nicht aus Neigung, sondern aus Gehorsam und wenn es möglich gewesen wäre, hätte er seinen Posten niedergelegt, um auf diese Weise von dem zerstreuenden und mit viel Unannehmlichkeiten verbundenen Schaffnerberufe los zu werden und sich mehr Gott hinzugeben, aber da er dem Willen Gottes nicht entgegen sein wollte, so trug er geduldig seine Bürde und ließ auch niemals eine Klage darüber laut werden. Dadurch hat er sich ohne allen Zweifel ein sehr großes Verdienst erworben. Seine letzte Krankheit ertrug er mit vorbildlicher Geduld; er war auch der erste, bei dessen Tode ich zugegen war. Es war an einem Sonntagmorgen. Er saß auf seinem Bette, während die Krankenschwester die Sterbekerze hielt und ihm Stoßgebetchen vorbetete. Ob er sie noch verstand, konnte ich nicht erkennen, er atmete nur leise, die Augen waren bereits starr — noch eine Bewegung der Lippen und er war hinübergegangen. Man kann im vollen Sinne des Wortes sagen: Er ist eingeschlafen. Mit ihm war einer der Besten verschieden. Mehr kann ich von diesem Bruder nicht schreiben, der, wie schon erwähnt, nichts Außergewöhnliches geleistet hat und was seinen Gottesverkehr betrifft, so ließ er niemals etwas laut werden und wir müssen warten bis wir drüben sehen werden, wie er hierin groß gewesen ist in Bezug auf seine eigene Seele als auch auf jene der Schwarzen. Auf jeden Fall war er eine verborgene Perle.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## Br. Eduard RMM.

Wer hätte je gedacht, daß Centocow bestehen kann ohne Br. Eduard und doch ist alles möglich. Anfangs schien es wohl mehr oder weniger unmöglich, besonders bei den Schwarzen, aber nach und nach gewöhnte man sich daran und jetzt nach mehr als 13 Jahren wird er selten auch nur bloß erwähnt. Es ist nun einmal so auf dieser Erde, macht aber auch nicht viel, wenn's so ist. Der Gedanke, daß über uns einer ist, der keinen vergißt, wiegt das Vergessenwerden diesseits tausendmal wieder auf. Da es aber für die Mit- oder Nachwelt von Nutzen sein kann, ein wenig von den Mühen und Arbeiten der alten Missionspioniere unter den Brüdern zu hören, will ich versuchen, von einigen derselben, die ich persönlich kannte und mit welchen ich viele Jahre zusammen lebte, ein kleines Bild zu entwerfen. Da muß wohl Br. Eduard erwähnt werden. Er war ja, und ist es auch jetzt noch, für die schwarze Bevölkerung einfach fast unersetzlich. Er war von einem lebhaften Temperament; immer auf den Beinen und beschäftigt, Müßiggang war ihm einfach unbekannt. In der Klostergemeinde besorgte er den Haushalt; er war die Hausmutter.



Die schöne Schweiz:
Kloster Einsiedeln 1000 Jahre alt. Hier findet der diesjährige Christkönig-Kongreß statt

Den Speisesaal sowie den Schlafsaal rein halten, den Tisch decken und abräumen, Geschirr spülen, die Kleider flicken und in Ordnung halten, das waren seine täglichen Beschäftigungen. War jemand krank, so war er besorgt um ihn wie kaum ein zweiter. Zu diesen häuslichen Arbeiten kam noch der Sakristandienst und das Läuten, beides machte ihm eine besondere Freude. Immer war er an der Stelle und es hat kaum von seiner Seite eine Unordnung gegeben während all der langen Jahre, in denen er diesen Dienst inne hatte. Damit war aber seine Tätigkeit noch lange nicht beendet. Da mußte das Blumengärtchen in Ordnung gehalten werden oder frisch umgegraben und bepflanzt wer-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den; sauber und ordentlich mußte alles sein, so daß sich die Brüder wohl und heimisch fühlten nach getaner Arbeit oder am Sonntagnachmittag. Dann war ein großer Friedhof zu pflegen und von Unkraut frei zu halten, die Gräber zu bepflanzen und zu begießen, Weihwasser zu besorgen; das hat den guten Bruder nicht bloß einige Stunden, sondern viele unter Schweiß gekostet und alles ohne Klagen und Murren. In der Tat, er zeigte hier denselben Eifer wie in der Kirche oder im Haus, in der Krankenpflege bei den Brüdern oder bei den Schwarzen.

Wer in seinem Friedhof war, den glaubte er gerettet — möge er sich nicht getäuscht haben. Wohl das größte und verdienstvollste Werk war die Krankenpflege unter den Eingeborenen, die auch seine Mühe und Liebe schätzten. Er hatte keinen Feind, obwohl er sie auch ordentlich zurechtweisen konnte, aber sie wußten und fühlten, daß er aus Liebe gehandelt hatte. Besonders zeigte sich dieses nach seinem Tode, wo die Schwarzen so viele hl. Messen für ihn lesen ließen, wie wohl noch keiner vor ihm und wohl auch keiner mehr nach ihm bekommen wird. Neben dem Speisesaal hatte er einen Raum für seine Kranken, wo er sie verpflegte wie eine Mutter ihre Kinder. Meistens waren es Buben aus der Missionsschule, aber auch von auswärts wurden hie und da einige zu ihm gebracht. Es werden wenige Sonntagnachmittage vergangen sein, wo er nicht seine Krankenbesuche in den Kraals machte. Br. Liberatus begleitete ihn oft und so wurde, nachdem die Taschen mit Eßwaren und Früchten wohlgefüllt waren, der Rundgang angetreten. An Werktagen wurde er auch öfters gerufen. Medizinen gab er in Mengen aus; Hausmittel waren es nur, aber die Leute hatten Vertrauen und mehr brauchte es nicht.

Aus dem wenigen, das ich erwähnte, kann man sehen, daß das Wirken des Br. Eduard unserer aller Nachahmung verdient. Er war eine Marthaseele im vollen Sinne des Wortes und vernachlässigte dabei doch nicht seine religiösen und klösterlichen Pflichten; früh morgens weckte er und abends ging er als letzter aus der Kirche. Die Krone setzte er seinem Wirken auf, indem er sein Leben als Opfer seines Berufes hingab. Es kam die schwere Zeit der Influenza. Allenthalben gab es Kranke und Sterbende und Br. Eduard half, wo er konnte, sich selber gänzlich vergessend, bis auch er an die Reihe kam. Als man es merkte und den Arzt holte, war es schon zu spät. Er konnte bloß noch feststellen, daß der Todeskeim schon zu weit um sich gegriffen hat und daß an eine Rettung nicht mehr zu denken sei, so dauerte es auch nicht mehr lange, bis er sein Opfer vollendet hatte. Da die Krankheit ansteckend war, durfte außer Br. Gerold, der ihn pflegte, niemand zu ihm. Aufgebahrt wurde er im Sterbezimmer vor dem Fenster, so daß die Leute ihn noch einmal sehen konnten, es kamen auch sehr viele, wie auch zu seinem Begräbnis. Nun ruht er unter seinen Toten und erwartet mit ihnen den Tag der Auferstehung. R. I. P.

N. B. Br. Eduard war auch ein großer Missionar; er muß weit über 100 Kinder getauft haben, wie viele weiß ich nicht mehr. Hatte er wieder eines erobert, so betete er es zu Tode, wie wir sagten, d. h. er betete, daß Gott es zu sich nehme und somit für immer gerettet sei. Er wußte nur zu gut, daß viele solcher Kinder, wenn sie wieder gesund werden in schlechte Gesellschaft kommen und entweder daheim oder auswärts verdorben werden. Er hat auch vielen die Gnade erbeten, in ihrer Unschuld ins andere Leben hinüberzugehen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

VIII.

Wir haben einen König nach göttlichem Ideal, in vollendeter, höchster Vollkommenheit! Wir sind seine geborenen Untertanen, sein Volk und Eigentum, Teil und Mitbesitzer seines Reiches. Wir dürfen und müssen ganz für ihn leben. Das ist die Bedingung unseres allseitigen Wohlbestandes. Die vornehmste Pflicht unseres Erdendaseins! — In der weltweiten Verkündigung dieser Wahrheit an alle Menschen besteht auch die ganze Reich Christi-Mission der katholischen Kirche seit 1900 Jahren und bis ans Zeitende . . .

Doch wann leben wir tatsächlich für Christus, unseren König? Wenn wir an ihn als den Gottessohn und Weltenkönig glauben. Wenn wir jedem Worte aus seinem Munde unbedingten Glauben schenken. Wenn wir ausnahmslos alles glauben, was seine Kirche uns von Christus lehrt. Wenn dieser Glaube unser Denken erfüllt, unser Reden dirigiert, unser Tun und Lassen nicht bloß beeinflußt, sondern entscheidet und beherrscht! Insbesondere müssen wir alles, was der König uns von seinem Reiche in den hl. Evangelien persönlich lehrt, gläubig annehmen, wohl überlegen, tief beherzigen und in allem praktisch anwenden.

Wir leben tatsächlich für Christus, wenn wir volles Vertrauen auf ihn setzen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wenn wir seine großen Verheißungen nie vergessen und seine persönliche Nähe, namentlich im hlst. Sakramente, zum Felsen unserer Hoffnung machen!

Vor allem aber, wenn wir Christus unseren König in Wirklichkeit lieben! Das geschieht durch treue Hingabe an seinen Willen und an seine Wünsche. Durch Selbstverleugnung und stete Bereitwilligkeit, „alles Böse zu lassen und zu hassen, — alles Gute zu lieben und zu üben, — alles Üble zu leiden, — wenn nicht mit Freuden, — dann doch in Christo ergebener Geduld!“

Das ist der Untertanentribut, den wir unserem König schulden und in treuer Nachfolge zahlen. — Damit aber ist das „Reich Gottes schon wahrhaft zu uns gekommen!“ — Damit erlangen wir auch die Fähigkeit, „die Geheimnisse des Reiches Christi zu verstehen“ — seine äußere Größe zu ahnen und seine innere Fülle zu verkosten. Wenn immer wir unserem König guten Willen zeigen, so zeigt er uns auch mehr und mehr sein Reich!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Firmung auf der Missionsstation St. Ägidius am Sambesi:** Am 22. April dieses Jahres feierte die neugegründete Missionsstation St. Ägidius bei Wankie am Sambesi ein schönes Fest. Der Apostolische Präfekt von Bulawayo, Monsignore Ignatius Arnoz RMM., erteilte 59 Eingeborenen die hl. Firmung. Mehrere Hundert katholische Eingeborene, die in den Kohlengruben von Wankie arbeiten, hatten es sich nicht nehmen lassen, ihren Oberhirten, der nachts zwei Uhr mit der Bahn in Wankie eintraf, auf dem Bahnhof feierlich zu empfangen und ihn mit einem Liede zu begrüßen. Von der Firmung selbst sagten die in Wankie ansäßigen Europäer: „It was an impressive Ceremony!" (Es war eine eindrucksvolle Feier!) Keiner von den Weißen hatte gewußt, daß so viele schwarze Katholiken in den Bergwerken arbeiten. Deshalb waren auch alle erstaunt, als am Tage der Firmung, einem Sonntag, bei der feierlichen Einholung des Apostolischen Präfekten zum Gottesdienst über 300 Erwachsene an der Prozession teilnahmen, dabei die größte Ordnung hielten und schöne Lieder sangen. — Nach der hl. Firmung weihte Monsignore Arnoz auch noch eine Glocke. Diese war mit dem Gelde, das durch freiwillige Spenden der schwarzen Christen zusammengekommen war, gekauft worden. Am gleichen Tag hielten auch die ersten Missionsschwestern vom kostbaren Blut in St. Ägidius ihren feierlichen Einzug. — P. A. Hotze RMM., der Missionar des neuen Vorpostens der katholischen Kirche an den Ufern des Sambesi schrieb uns am 12. Mai unter anderem: „St. Ägidius wurde erst im vergangenen August eröffnet. Wo vor einem Jahr noch Urwald war, wohnt nun der Heiland in einer Lehmhütte, erschallt jetzt Gotteslob aus Heidenkehlen. Viele hatten noch nie einen weißen Missionar gesehen und rannten entsetzt davon, als ich das erstemal hier Umschau hielt. Unser guter Br. Ägidius hat sich hier den Tod geholt. Wir hoffen, daß er im Himmel ein guter Fürsprecher für uns ist."

**Taufe auf der Außenstation Mdumezulu:** P. Heribert Gotzhein RMM., der als Missionar in Mariannhill selbst tätig ist, taufte am Karsamstag auf einer der bedeutendsten Außenstationen der großen Missionszentrale Mariannhill, in Mdumezulu, 80 Katechumenen.

**Erstkommunion in St. Michael:** Auf der Missionsstation St. Michael, die gegenwärtig unter der Leitung des hochw. P. Paulinus Müller RMM. schöne Erfolge zu verzeichnen hat, empfingen am Weißen Sonntag 145 Kinder und Erwachsene die erste hl. Kommunion.

**Kirchweihe am indischen Ozean:** Der Apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Exzellenz, der hochwst. Herr Bischof Adalbero Fleischer RMM., weihte am 18. April dieses Jahres auf der neugegründeten Missionsstation „St. Franziskus am See" hart am indischen Ozean, bei der Bahnstation Melville, eine Kirche ein. Da dort die Kapuzinerinnen der ewigen Anbetung, die Bischof A. Fleischer unlängst in sein Vikariat berief, ihr Kloster haben, wurde die Kirche zu Ehren „Unserer Lieben Frau vom allerheiligsten Sakramente" und zum Andenken an den be-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Primizfeier des Hochw. P. Ambrosius Herget, RMM. in der altberühmten Münsterkirche von Salem

kannten verstorbenen Bruder Martin von Mariannhill, dessen Bruder eine große Summe beisteuerte, dem hl. Martinus geweiht. Gleichzeitig wurde auch der nun endgültig fertig gestellte Konvent der Kapuzinerinnen eingesegnet.

**Firmung auf den Missionsstationen Einsiedeln und St. Bernhard:** Se. Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof A. Fleischer spendete kürzlich auf der Missionsstation Einsiedeln 78, und auf der Missionsstation St. Bernhard 100 Eingeborenen das hl. Sakrament der Firmung. Bei seiner Abschiedspredigt in Einsiedeln lobte der hohe Herr unter anderem die dortigen katholischen Frauen und Mädchen, daß sie



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich zu seiner großen Freude ganz nach den Vorschriften der hl. Kirche kleiden und das beste Beispiel des christlichen Anstandes geben würden.

**Firmung in Ost-Griqualand:** Über Ostern unternahm der Apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore Emanuel Hanisch RMM., eine Firmungsreise durch den nördlichen Teil seines großen Missionsgebietes, und besuchte die Missionsstationen, die der Drakensbergkette entlang liegen. Am hl. Osterfeste erteilte der hohe Herr auf der Missionsstation Maria-Linden 230 Eingeborenen das hl. Sakrament der Stärkung und Vollendung. Auf den Weißen Sonntag wurden von ihm auf der Missionsstation Far-View 130 Christen durch die hl. Firmung zu Soldaten und Kämpfern unseres Königs Jesus Christus gesalbt und am 2. Sonntag nach Ostern stärkte Monsignore E. Hanisch auf der Missionsstation Maria-Zell 160 Christen durch die Spendung der hl. Firmung zum Kampfe wider alle Feinde des Heiles. — Die Eingeborenen des Ost-Griqualandes verlangen sehr darnach, die Wahrheiten unserer hl. Religion kennen zu lernen und wünschen trotz der schlechten Zeit und der traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, daß ihre Kinder eine gute Schulbildung und Erziehung erhalten. Und viele Eltern bringen, um ihren Kindern eine gute Schulbildung verschaffen zu können, äußerst große Opfer.



Primiz in der Münsterkirche des Klosters Salem

Auf der Station Maria-Zell wurde im Jahre 1931 auf Anraten der Regierung zum dortigen Lehrerseminar auch noch ein Hochschul-Kurs eröffnet. Bei der Eröffnung waren es acht Studenten, heute gehören schon 32 Studenten dieser Hochschulklasse an. Aus diesem Grunde muß auch ein neues Gebäude errichtet werden. — Es suchen täglich auch so viele Kranke von nah und fern auf der Missionsstation Hilfe, daß man ebenso an den Bau einer größeren Armen-Apotheke und Krankenbehandlungsstube denkt.

**50jähriges Jubiläum des Mariannhiller St. Franziskus-Kollegs:** Am Sonntag, den 13. Mai wurde in Mariannhill das goldene Jubiläum des von Abt Franz ins Leben gerufenen St. Franziskus-Kollegs gefeiert. Das Fest konnte, da das Wetter vorzüglich war, ganz programmäßig begangen werden und nahm einen eindrucksvollen Verlauf. In der St. Josephs-Missionskirche fand der feierliche Festgottesdienst statt. Se. Exzellenz, Bischof Fleischer zelebrierte ein Pontifikalamt. Dazu marschierten die Zöglinge des Kollegs in ihrer einheitlichen Schuluniform mit ihren Fahnen und ihrer Musikkapelle in die Missionskathedrale. Die Festpredigt hielt der Eingeborenen-Priester, der hochw. Dr. Eduard Mganga, der im Jahre 1884 bei der Eröffnung der Schule einer der ersten Schüler war. Der Prediger gedachte auch in zu Herzen gehenden Worten des hochseligen Gründers von Mariannhill, des großen Apostels, Abt Franz Pfanner, und sagte unter anderem: „Alle Schüler, die zur Zeit der Gründung das Kolleg besuchten, können

bezeugen, daß es seiner Zeit keinen einzigen Wanderer und keinen einzigen Hungrigen gab, der in diesem hl. Hause nicht mit Liebe aufgenommen, gepflegt und verköstigt worden wäre. Das war für die Eingeborenen der beste Beweis von der Wahrheit des Glaubens, den Abt Franz und seine Mitapostel den Eingeborenen verkündeten. Die Wahrheit der Religion offenbarte sich durch die Werke der Nächstenliebe." Zum Schluß seiner Predigt forderte der Redner die Gläubigen auf, sowohl Gott, als auch den Missionaren gegenüber recht dankbar zu sein und für die Länder zu beten, die ihnen die Missionare schickten und noch immer schicken. Am Nachmittag fand in der Aula des Kollegs auch eine außerkirchliche Feier statt. Dabei ergriffen nach dem hochwürdigsten Herrn Bischof A. Fleischer auch einige von den vielen hohen Festgästen das Wort. So sprach unter anderen der Hauptschulinspektor aller Schulen Natals, Mr. F. D. Hugo, mit warmen Worten über die gute Erziehungsarbeit, die im St. Franziskus-Kolleg in den 50 Jahren seines Bestehens schon geleistet worden sei. Auch Mr. Mc. Malcolm, der Hauptinspektor der Eingeborenen-Schulen in Natal hielt eine bedeutende Rede und betonte vor allem, daß das Mariannhiller Kolleg seine Studenten fürs Leben erziehe, weil es von Anfang an nicht bloß auf die geistige Ausbildung schaute, sondern auch auf die Handarbeit großen Wert legte und vor allem auf die Herzens- und Charakterbildung der Schüler hinarbeitete. Mr. Thomas Carey B. A. gedachte in seiner Rede in besonderer Weise des hochw. P. Bernard Huß, der von 1915—1930 das Kolleg als Direktor mit kluger Umsicht und großem Erfolg leitete, sowie der verstorbenen Schwester Ignatia CPS., die sich als Lehrerin am Kolleg allgemein einer großen Beliebtheit erfreute. — Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten wurde auch der großen Verdienste gedacht, die sich zwei Mariannhiller Brüder um das Kolleg in langjähriger treuer Pflichterfüllung erworben haben. Die beiden Veteranen, Bruder Felix und Bruder Narzissus standen fast von Anfang an im Dienste des Kollegs und sorgten für die Schüler wie gute Väter und Mütter. Bruder Felix, der kürzlich erst krankheitshalber abgelöst werden mußte, hat nicht weniger als 47 Jahre eine verantwortungsvolle Stelle im Kolleg inne gehabt. — Möge das Mariannhiller St. Franziskus-Kolleg auch weiterhin blühen und recht vielen jungen Eingeborenen eine gute Bildung und Erziehung fürs Leben und zum Wohl des ganzen braunen Volkes in Südafrika gewähren.

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Bekehrung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

B. Danzer, OSB.

Wenn du ein wahrer Christ sein willst und deinen Heiland lieb hast, darf es dir nicht gleichgültig sein, ob tausend Millionen ihn kennen oder nicht, seinen Namen fluchen oder ihn segnen. Erkenne deine Missionspflicht!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Was unsere Missionare erzählen

Von P. Otto Heberling

P. Bernard Huß RMM. schrieb unlängst für die „Fides Korrespondenz" in Rom einen Brief an den hochw. Herrn Mc. Gurkin. In der Übersetzung lautet das Schreiben folgendermaßen:

Lieber hochw. Vater Mc. Gurkin!

Ihren lieben Brief vom letzten Februar, sowie die jährliche Vergütung habe ich erhalten und danke Ihnen vielmals dafür. Es war mir nicht möglich, anfangs April einen Bericht zu schicken, weil ich den ganzen Monat März auf Reisen war und daher keine Zeit zum Schreiben fand. Heute wage ich auch einmal über mich selbst zu schreiben, obwohl das das letzte Ding in der Welt ist, worüber man schreiben sollte. Ich wünsche nur, Ihnen einen kleinen Einblick in meine Arbeit zu gewähren, auch wenn diese ganz uninteressant wäre, und Ihnen meinen guten Willen zu zeigen.

Anfangs März verließ ich die Missionsstation Mariazell und versuchte mit dem Auto die kleine Stadt Matatiele, unsere 32 Meilen entfernt liegende Bahnstation, zu erreichen. Nach der langen Trockenheit war die Straße durch starke und anhaltende Regenfälle praktisch unfahrbar geworden. Deshalb benötigte ich auch nicht weniger als 8 Stunden zu den 32 Meilen. Ich mußte vier Ochsengespanne zu Hilfe nehmen, um jedesmal, wenn ich im Schlamm stecken geblieben war, wieder heraus und voranzukommen. Ein Ochsengespann bestand aus 18 Ochsen. Saß mein Auto in einem Morastloch fest und versuchte ich, es herauszubringen, versank es immer tiefer, bis mich ein weißer Farmer mit seinen Ochsen rückwärts herauszog. Ein Gespann, das freundliche Eingeborene brachten, zog mich aus einem angeschwollenen Fluß heraus. Von Matatiele fuhr ich mit der Bahn nach Johannesburg, wo ich einigen Gruppen gebildeter Eingeborenen mehrere Vorträge zu halten hatte. Von Johannisburg reiste ich nach Betschuanaland. Ich war vom hochw. Herrn Bischof Meysing, dem Apostolischen Vikar von Kimberley gerufen worden, um ihm bei der Errichtung einer Landwirtschaftsschule behilflich zu sein. Im Betschuanaland stößt die Missionsarbeit auf die allergrößten Hindernisse. Die Häuptlinge haben dort noch große Macht und wollen, da sie in der Vergangenheit die ewigen Sektenstreitigkeiten gesehen haben, nur noch e i n e Sekte zulassen. Die katholische Kirche begann in dieser Gegend viel später als die Protestanten die Missionierung. Daher ist sie durch den Beschluß der Häuptlinge von jeder Arbeit in den ‚Reserves' ausgeschlossen. Aus diesem Grunde kaufte Bischof Meysing in dortiger Gegend eine Farm. Diese wird von der Kap-Rhodesia Eisenbahnlinie durchquert. An dieser Bahnlinie bei der Station Khale eröffnete er nun auf e i g e n e m G r u n d und B o d e n eine Missionsstation mit einer Schule.

Um den Eingeborenen zu zeigen, daß die katholische Kirche auch auf ihr materielles Wohlergehen bedacht ist, sandte der Missionsbischof unter anderen Dominikanerinnen auch eine Schwester hin, die geprüfte Krankenpflegerin ist, damit sie alle Kranken der ganzen Gegend aufsuche und ihnen helfe. Ebenso wurde ein Missionsarzt von Bischof Meysing in Khale stationiert. Überdies will der hohe Herr auch eine Landwirtschaftsschule eröffnen, um die jungen Betschuanas zu guten Bauern heranzubilden. Die Regierung



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Gruppe heidnischer Eingeborener

gab ihre Zustimmung zur Eröffnung der Landwirtschaftsschule und versprach etwas Unterstützung. Ich soll nun den Lehr- und Stundenplan für diese Schule ausarbeiten.

Als ich wieder nach Johannesburg zurück kam, wurde ich von den leitenden Stellen der Universität gebeten, mich nach Potchefstroom (einer Stadt, 90 Meilen entfernt), zu begeben, um dort die Lage von 800, äußerst verarmter Eingeborenen zu untersuchen und ihnen zu zeigen, wie sie sich selbst helfen und ihre Lage verbessern könnten. Ich tat, was ich konnte und gewann in Potchefstroom einige gute Europäer, die den armen Eingeborenen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jetzt helfen. Diese guten Weißen baten mich, bald wieder zu kommen, um erneut nach den Eingeborenen zu schauen.

Nach Mariazell zurückgekehrt fand ich einen Brief von Uganda vor, worin man mich ebenfalls um meinen Rat und um Vorschläge bat, wie man am besten eine Landwirtschaftsschule dort einrichte. In einem Brief von der Mission im Gebiet von Belgisch-Kongo wurde Auskunft verlangt über die Tätigkeit der Vereinigung katholischer Afrikaner (C. A. U.). Einige meiner Bücher werden für die Eingeborenen am Kongo ins Französische übersetzt. Durch einen anderen Brief erhielt ich die Einladung, Ende Juni nach Groß-Zimbabwe zu kommen, um dort bei der südrhodesianischen Missionskonferenz ein Referat zu halten.

In der ersten Juliwoche muß ich bei der Konferenz der C. A. U. des Vikariates Natal in Newcastle mehrere Vorträge halten. Außerdem liegen noch mehrere andere Einladungen vor.

Damit haben Sie nun einen kleinen Einblick in das Leben eines Missionars erhalten! (Folgt noch der gewöhnliche Briefschluß.)

Wir wünschen, daß der liebe Gott den sozialen Volksmissionar Bernard Huß noch lange gesund erhält und ihm stets neue Kraft verleiht, zum geistigen, seelischen und leiblichen Wohl der Eingeborenen Südafrikas noch viele Jahre segensreich wirken zu können.

# Marianisches aus Südafrika

Mit Ankunft der katholischen Kirche auf der Südspitze Afrikas vor etwa 90 Jahren erhielt der Maimonat allmählich seine besondere Auszeichnung: marianischen Charakter! War der süße Name der heiligsten Jungfrau ehedem auf der südlichen Halbkugel völlig unbekannt, so hat sich inzwischen hierin eine glückliche Wandlung vollzogen. Die Weissagung der demütigen Jungfrau des Herrn erfüllt sich vor unseren Augen mehr und mehr auch in ganz Afrika. Alle Geschlechter des dunklen Erdteils preisen sie selig. Vom Kap zum Sambesi, durch das Uganda- und Kongogebiet bis Chartum und Kairo steigen Millionen Ave zum Himmel empor. Fast alle Bantustämme kennen nun ihre höchste Inkosikazi (Königin) und schauen bewundernd zu Maria auf. In mehr als hundert afrikanischen Sprachen ertönt das Lob der Himmelskönigin und schallt ihr Preis in tausend Liedern. Von der Goldküste bis Sansibar wächst ihr Reich.

Bald sind es volle hundert Jahre, daß es still und unvermerkt durch das Tor des Südens einzog. Nach drei Sommern — 1937 — feiert nämlich Kapstadt bereits das Centenarium seiner Gründung als erstes Vikariat diesseits des Äquators. Dort, am Fuße des gewaltigen Table-Mountain steht die erste Marienkirche. St. Marys Cathedral grüßt alle Seefahrer am Kap der guten Hoffnung. Von hier aus drang die marianische Freudenkunde von Port zu Port bis ins Innerste des Landes. Die Gnadenmittlerin schritt segenspendend durch das Gebiet der Heiden und immer reichlicher sprossen die Früchte ihrer Mission!

Eine Zeitschrift nannte bereits im vorigen Jahr die lange Reihe der Pro-Cathedralen, Missionskirchen und größeren Kapellen des heutigen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Südafrika, die unter irgend einem Titel der heiligsten Gottesmutter geweiht sind in jedem der bald 25 Apostolischen Vikariate und Präfekturen. Hier nun eine Ergänzung und übersichtliche Zusammenstellung aus dem Mariannhiller Vikariat und den Präfekturen Umtata und Bulawayo mit Betschuanaland, wo unsere Missionare in Arbeit stehen. Dem Stationsnamen wird der marianische Titel und die ungefähre Gründungszeit der einzelnen Plätze beigefügt.

Mariannhill gegründet 1882: die Klosterkirche Maria der Himmelskönigin geweiht. Maria-Tal gegründet 1887: der Schmerzensmutter geweiht. Einsiedeln gegründet 1887: erhielt den Namen von Maria-Einsiedeln, Schweiz. Lourdes gegründet 1888: der Unbefl. Empfängnis geweiht. Ötting gegründet 1888: U. Lb. Frau von Ötting geweiht. Kevelaer gegründet 1888: der Trösterin der Betrübten geweiht. Ratschitz gegründet 1889: Maria sieben Schmerzen. Eine Nebenstation St. Maria. Maria Zell gegründet 1894: erhielt den Namen von Maria Zell in Steiermark. Centocow gegründet 1894: erhielt den Namen von Czenstochau in Polen. Mit drei Kapellen: Maria Loretto, Verkündigung und Immerwährende Hilfe. Maria Telgte gegründet 1895: Mutter der Schmerzen. Maria Hilf gegründet 1895: Immerwährende Hilfe. Clairvaux gegründet 1896: Mutter vom Guten Rat. Maria Trost gegründet 1896: Trösterin der Betrübten. Maria Linden gegründet 1898: erhielt den Namen vom gleichnamigen Gnadenort. Maris-Stella gegründet 1901: Unbefleckte Empfängnis. Umsinsini gegründet 1903: Königin des Friedens. Himmelberg gegründet 1910: Mater Dolorosa. Sedes Sapientiae, das Seminar für eingeborene Priester bei Maria-Tal gegründet 1925: Maria, dem Sitze der Weisheit geweiht. Park Rynie gegründet 1925: Maria von den Engeln. St. Joseph gegründet 1927: Kloster der eingeb. Brüder mit einer Außenkapelle St. Maria. Flagstaff gegründet 1927: drei Außenkapellen: Immerwährende Hilfe, Unsere Mutter und Maria Königin der Herzen. Bizana gegründet 1929: dem Hl. Geiste geweiht, besitzt sogar sieben marianische Außenplätze: Königin der Engel, Morgenstern, Königin des Friedens, Königin der Martyrer, Mutter der Gnaden, Braut des Hl. Geistes und Maria, Himmelspforte! Melville gegründet 1932: Unsere Lb. Frau vom heiligsten Sakramente. Bulawayo Pro-Cathedrale: Unbefleckte Empfängnis. St. Michael, Missionsstation in Natal, die älteste katholische Station, wurde bereits 1856 den Oblaten der Unbefl. Empfängnis zugewiesen und 1890 von den Mariannhillern übernommen, gründete ebenfalls eine Außenkapelle der Unbefleckten.

Seit einem halben Jahrhundert wurden also im Mariannhiller Missionsgebiete allein rund 40 Plätze, Kirchen und Kapellen der Gottesmutter geweiht. Darunter die Zentralen Mariannhill, Lourdes und Bulawayo.

Ähnlich in den 20 übrigen Vikariaten und Präfekturen von Südafrika. Das Reich der Gnadenkönigin wächst nach allen Richtungen.

Marianische Sodalitäten für die weiße und farbige wie eingeborene Jugend wurden im jüngsten Jahrzehnte viele gegründet wie z. B. in Durban, Pietermaritzburg, Mariannhill, Port Shepstone, Bulawayo usw.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jede katholische Missionsstation, Kirche und Kapelle kann eine Gnadenstätte genannt werden. Denn wo immer das hl. Meßopfer dargebracht, heilige Sakramente gespendet, Gottesdienst gehalten, der Glaube gepredigt und regelmäßig gemeinschaftlich gebetet wird, wächst der Gnadenschatz Tag für Tag in vielen Seelen. Wo überdies die hehre Mittlerin aller Gnaden in besonderer Weise verehrt und angerufen wird, verdoppelt sie den himmlischen Schatz.

Ein südafrikanischer Missionsbischof widmete darum in seinem diesjährigen Hirtenschreiben an die weißen und schwarzen Schäflein seiner Herde der gebenedeiten Gottesmutter u. a. folgende treffliche Worte:

„Eine aus dem Menschengeschlecht ist so hochgestellt über alle anderen und weltweit über alles erhaben, auch die Engel und jegliche Kreatur, ganz nahe am Throne der heiligsten Dreifaltigkeit! Es ist Maria, die Gebenedeite unter den Frauen!

Sie ist das edelste Bild reinen Menschentumes und das vollkommenste Nachbild ihres göttlichen Sohnes in seiner Opferliebe bis in den Tod. Obwohl frei von der Erbschuld und jeder anderen Sünde, makellos und gnadenvoll, ging sie dennoch den Weg der Buße und der Schmerzen ihr ganzes Leben hindurch. Unter dem Kreuze des Welterlösers stehend, opferte sie ihren göttlichen Sohn und litt mit ihm alle seine Peinen. So wurde sie die Miterlöserin der verlorenen Söhne Adams. — Wir sündige Kinder Evas sollen zu ihr emporschauen und ihren Fußstapfen folgen. So gelangen wir zu Jesus und empfangen von ihm überfließende Erlösung.

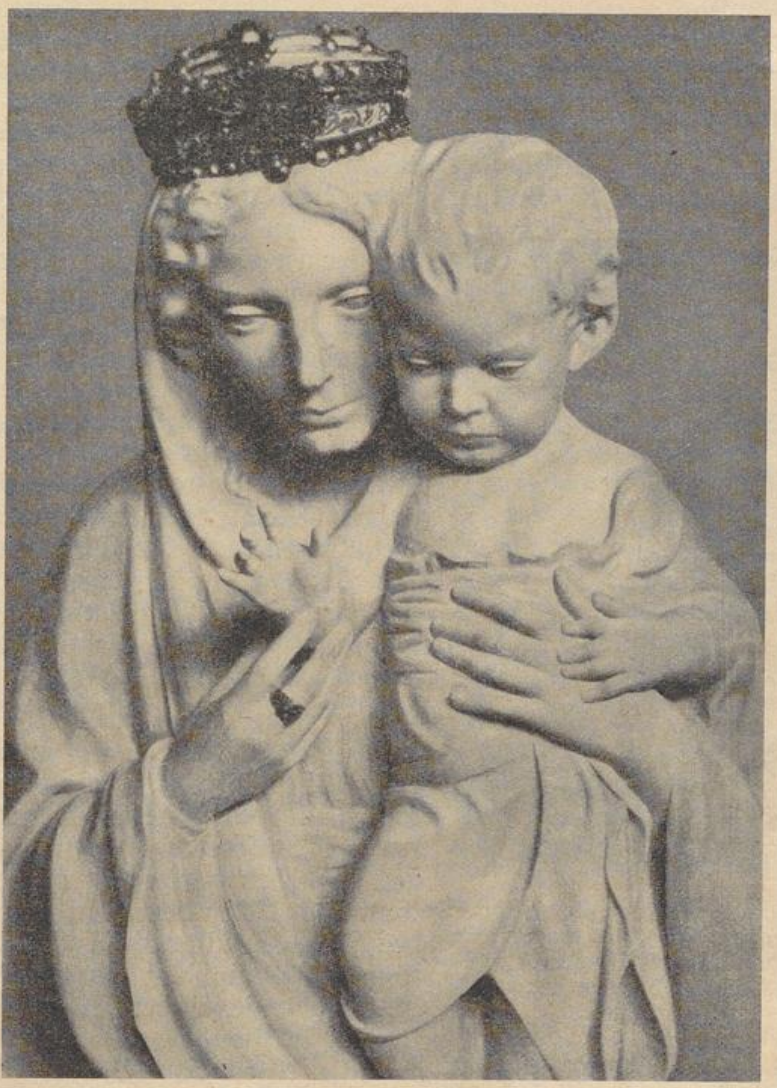
In unseren Tagen rast ein solcher Streit zwischen den Mächten der Hölle und des Gottesreiches auf Erden, daß es scheint, als ob alle bösen Geister dem Abgrunde entstiegen seien. Aber auch der Himmel ist offen und schaut hernieder auf den gewaltigen Geisterkampf zwischen Erde und Hölle und sendet hilfreich seine heiligen Engel zur Rettung der Menschenseelen. Über alle erhebt sich Maria, die Himmelskönigin, gesandt, der Schlange das Haupt zu zermalmen. —“

## Das große Liebeswerk vom hl. Paulus

Bald werden wieder mehrere hochherzige junge Missionare hinausziehen ins Heidenland, in unsere Missionsgebiete nach Südafrika. Wem verdanken sie dieses Glück? Zuerst der Gnade Gottes, dann aber auch vielen edlen Wohltätern, die trotz harter Zeiten noch ein Scherflein für die Rettung armer Heidenseelen übrig haben. Unter diesen habt Ihr, liebe Mitglieder des Liebeswerkes vom hl. Paulus, in besonderer Weise dazu beigetragen, daß diese Missionare ihre langen Studien machen und die Missionsbrüder in den verschiedenen Handwerken und im geistlichen Leben herangebildet werden konnten. Durch Euern Beitritt zum Liebeswerke wolltet Ihr ja, wie die Statuten desselben sagen, helfen, daß brave, unbemittelte Knaben und Jungmänner studieren können, und daß Missionsbrüder sich im geistlichen Leben schulen und für ihr praktisches Wirken in der Mission vorbilden können. Ihr wolltet ja helfen, daß die Sehnsucht, die Gott



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



# Maria

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Novalis (Friedr. v. Hardenberg)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diesen Missionaren ins Herz gelegt, den Beruf, zu welchem Gott sie auserwählt, nämlich: die Heiden zum Heiland zu führen, in Erfüllung gehen könne.

Unser Pius-Seminar konnte seit seinem Bestehen im Jahre 1928 schon manchen Missionar hinaussenden. Es gingen aus ihm bis heute 53 Priester hervor. Davon sind 25 hinausgezogen ins ferne Heidenland. 15 Patres wirken in den heimatlichen Missionshäusern als Lehrer unserer zukünftigen Missionare, als Hausobere oder in einem anderen Amte. Die übrigen 13 Priester haben eben ihre Studien beendet. Die meisten von ihnen werden wieder nach dem fernen Süden ziehen. Wer zurückbleiben muß, empfängt statt des Missionskreuzes, wenn man so sagen darf, ein anderes Kreuz, das Studienkreuz. Er darf noch etliche Jahre weiter studieren, um einmal Lehrer unserer Missionsstudenten zu werden. Denn noch sind manche Patres als Professoren in unserem Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen und im Missionsseminar St. Bonifaz in Schurgast, Oberschlesien, benötigt. Und so müssen sie denn Heimatmissionare sein und helfen die jungen Rekruten für die Missionsarmee heranbilden.



Missionshaus St. Joseph, Altdorf: Br. Stephan, unsern Schweizern Lesern schon längst kein Unbekannter mehr, kehrt von der Sammelreise zurück

Es wird Euch wohl auch interessieren, liebe Missionsfreunde, wieviel Priester- und Brüdermissionare seit dem Weltkriege in unsere Missionen zogen. Außer den eben genannten schenkte uns Gott bis 1928, dem Gründungsjahre des Pius-Seminars, 33 Priester-Missionare. Es sind im ganzen 58 Glaubensboten, die seit dem Weltkriege ihren in der Missionsarbeit ergrauten Mitbrüdern an der Missionsfront zu Hilfe eilten. An Brüder-Missionaren stellten die heimatlichen Missionshäuser seit dem Weltkriege bis heute 55. Laßt uns also, liebe Mitglieder des Liebeswerkes und wer sonst immer diese Zeilen liest, Gott danken für die vielen Missionare, die den armen Heiden die Liebe Gottes zu ihnen und die „unergründlichen Reichtümer Jesu Christi" verkünden und bringen. Danken wollen wir auch Gott für die vielen edlen Wohltäter, die er uns zugeführt und ihn bitten, daß er sie segnen und ihnen das ewige, glückselige Leben im Himmel schenken möge.

Ja, liebe Wohltäter, wir haben Grund, Euch zu danken. Manches Gebet und Opfer habt Ihr für diese Missionare Gott dargebracht. Ihr wißt es, Gebet und Opfer sind notwendig um Arbeiter für den Weinberg des Herrn heranzubilden. Zuerst Gebet. Denn der Beruf eines Heidenmissionars ist vor allem ein Werk der Gnade Gottes von seinem ersten Beginnen an, bis daß er vom Herrn des Weinberges seinen Lohn empfangen wird im Himmel. In den Jahren der Vorbereitung



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind schon Schwierigkeiten und Versuchungen zu überwinden. Es kommen Gedanken an die verlassenen Lieben daheim, an die Freuden der Welt oder die Angehörigen versuchen vielleicht sogar den Missionskandidaten zur Rückkehr in die Welt zu bewegen. Zur Überwindung dieser Versuchungen braucht es Gebet und Opfer. Auch der Novize braucht beides, um seinen Beruf zu prüfen und im geistlichen Leben Fortschritte zu machen. Nach der hl. Profeß soll der Missionskandidat immer mehr der Vollkommenheit zustreben durch die treue Beobachtung der hl. Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Dabei gibt es aber wie bei allem Guten manche Schwierigkeiten, Versuchungen und Opfer, die nur mit Hilfe der Gnade Gottes überwunden und gebracht werden können.

So bitte ich Euch denn, liebe Mitglieder des großen Liebeswerkes vom hl. Paulus, für die künftigen Missionare vor allem um das Gebet. Verrichtet treu und andächtig jeden Tag Euer kleines Vereinsgebet: „Heiliger Paulus, du großer Völkerapostel, bitte für uns und die armen Heiden!“ Der hl. Paulus, dieser größte aller Heidenmissionare, hat im Himmel noch eine viel größere Liebe zu den armen Heiden als einst auf Erden. Er wird Euer Gebet vor Gottes Thron bringen und viele Gnaden für seine Nachfolger im Apostelamte erflehen. Und wird er nicht auch auf Euch selbst in Liebe herabschauen und Euer mächtiger Beschützer und Fürbitter bei Gott sein? Ihr könnt auch noch andere Stoßgebete in dieser Meinung verrichten. Zu empfehlen sind die Ablaßgebetchen: „Herr Jesus, mehre die Zahl der Priester deiner Kirche!“ (100 Tage jedesmal) und zur hl. Theresia, der Patronin der Missionen: „Hl. Theresia, Patronin der Missionare, bitte für uns!“ (100 Tage jedesmal) Und wenn Ihr an den Quatembertagen das Gebet um gute Priester verrichtet, dann schließt auch die künftigen Missionare darin ein.

Am wirksamsten ist unser Gebet bei Gott, wenn wir es mit einem kleinen Opfer vereinigen. Darum wird Er uns auch am ehesten gute Missionare schenken, wenn wir mit unserem Gebet um Missionare ein kleines Opfer verbinden. Ein Priester ist ein Opferer. Und alle die mit seinem Werden und Wirken in Verbindung stehen, bringen manche Opfer. Zunächst ist der Priester selbst ein Opferer. Vor allem durch das hl. Meßopfer, das er täglich Gott darbringt. Sein Priesterstand verlangt manche Opfer von ihm im Dienste des Nächsten. Er verzehrt seine Kräfte für das Seelenheil seiner Mitmenschen. Ist der Priester Ordensmann, so hat er in den hl. Gelübden dem lieben Gott noch weitere schöne Opfer gebracht. Der Priester und Ordensmann aber, der Missionar ist, findet im fernen Heidenland auch noch manche Opfer, die er für die Rettung der armen Heiden bringen kann. Aber nicht nur der Missionar selbst muß Opfer bringen und dadurch Gottes Gnadensegen auf seine Missionsarbeit herabflehen. Auch andere nehmen Teil an seinem Opfer. Da sind vor allem liebe Eltern und Geschwister, die das große Opfer der Trennung, vielleicht für immer bringen. Da sind alle, die an der Ausbildung des Missionars beteiligt sind und viele Opfer der Arbeit und Sorge in Unterricht und Erziehung des zukünftigen Missionars bringen müssen. Und bei allen diesen, die da Opfer bringen für den Missionar, ich denke, liebes Mitglied des Liebeswerkes, lieber Missionsfreund, da willst Du nicht fehlen. Durch Dein Opfer willst Du auch Dein Gebet für die Mis-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sionspriester und Missionsbrüder recht wirksam machen bei Gott. Was für Opfer kannst Du da bringen? Die kleinen täglichen Opfer. Wieviele Gelegenheiten hast Du dazu in den heutigen schweren Zeiten. Gelegenheiten bei Dir selbst, in Deiner Familie und im Verkehr mit Deinem Nächsten. Die treue Erfüllung Deiner Standespflichten und die Liebe zum Nächsten, besonders zu Deinen Familienangehörigen kann manches kleine Opfer von Dir fordern. Oft kostet es auch eine kleine Überwindung freundlich zu sein gegen solche, die immer nur klagen und das Gute und Schöne zu wenig beachten. Kleine Opfer der Nächstenliebe, die Du für die werdenden Missionare aufopferst, kannst Du bringen durch ein tröstendes Wort an so manche Leidgeprüfte, durch einen freundlichen Blick, durch einen frohen Gruß und ein teilnahmsvolles Erkundigen nach dem Ergehen. Mit einem kleinen Opfer Deinerseits kannst Du wohl auch einmal materieller Not abhelfen. Wie mancher Not unserer Zeit wäre schon gesteuert und wie manches Leid würde gottergeben getragen, wenn wir in rechter Weise die Nächstenliebe üben würden! Also, lieber Missionsfreund, bringe gerne kleine Opfer, um Gott wohl zu gefallen und seine Gnade auf die zukünftigen Missionare herabzuflehen. So folgst Du auch der kleinen hl. Theresia, welche die kleinen Opfer liebte. Und für Dich selbst werden sie die Quelle reinster Freude sein.

Nicht zuletzt, liebe Mitglieder, bringt Ihr ein Opfer durch Euren Mitgliedsbeitrag. Für das Jahr beträgt er 1 Mark oder 1 Schilling oder 1 Franken. Das auf einmal zu zahlen ist für viele heute schon schwer. Kannst Du es nicht, dann opfere monatlich 10 Pfennig und gib sie Deinem Förderer oder spare sie bis zum neuen Jahr. Möchtest Du aber lieber Dein Opfer auf einmal entrichten und kannst keine Mark zahlen, so magst Du auch ein geringeres Opfer entrichten. Dies gilt auch für Kinder.

Wenn Du noch nicht Mitglied des Liebeswerkes bist, möchtest Du wohl auch gerne wissen, welche geistlichen Vorteile es gewährt. Es sind folgende:

1. Jede Woche wird eine hl. Messe für die lebenden und verstorbenen Mitglieder des Liebeswerkes gelesen. 2. Als Wohltäter der Mission haben die Mitglieder Anteil an den zwei hl. Messen, die täglich für die lebenden und verstorbenen Wohltäter gelesen werden, ferner auch an all den Verdiensten und guten Werken unserer Mission. 3. Jeder neugeweihte Priester liest nach seiner Primiz eine hl. Messe für die Mitglieder des Liebeswerkes. 4. In allen Häusern unserer Genossenschaft wird neben den sonstigen Gebeten monatlich von allen die hl. Kommunion für die Mitglieder des Liebeswerkes aufgeopfert.

Zum Schlusse, liebe Missionsfreunde, möchte ich noch die schönen Worte von Alban Stolz und Papst Leo XIII. hierhersetzen, die auch in den Statuten des Liebeswerkes stehen: „Es ist ein edles Werk, wenn eine christliche Familie einen Sohn, in dem ein edles Herz und ein heller Geist beisammenwohnt, studieren und Priester werden läßt — und es ist ein edles Werk, wenn ein anderer, der keinen solchen Sohn, aber Vermögen hat, einem fremden, tauglichen Knaben, der mit Lust und Talent begabt ist, dazu verhilft. Wer dieses in redlicher Absicht tut, der hat dann Anteil an all dem Guten, was ein solcher im geistlichen Stande für Zeit und Ewigkeit wirkt und er hat nicht ein



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Maquinko und Mzondi, Wahrsager-Häuptlinge
(Anführer einer Bande Wahrsagerinnen)

Scherflein beigetragen, daß Gottes Name geheiligt werde, sondern einen großen reichen Schatz." Und Papst Leo XIII.: „Es liegt den Missionsalmosen die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer ihrer Verdienste



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu machen, und die Fülle des Gotteslohnes ergießt sich über denjenigen, der die heilige Mission nach Möglichkeit mit Almosen unterstützt, seien sie auch noch so gering; denn er übt dadurch viele Werke der christlichen Liebe auf einmal, und es ist das göttlichste aller Gottes würdigen Werke, ein Gehilfe Gottes zu werden, zum Heile der Mitmenschen." (Rundschreiben vom 3. 12. 1886.)

Willst Du Mitglied des „Großen Liebeswerkes vom hl. Paulus" werden, so wende Dich an Deinen Förderer oder an die Vertretung der Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicher Ring 3 oder an eine der übrigen Vertretungen unserer Mission.

Liebe Mitglieder des Liebeswerkes! Bleibt ihm treu und damit auch dem großen Missionswerk! P. Hubert RMM.

# In der Ackerbauschule der Eingeborenen

Die Feinde der Landwirtschaft sind also in Afrika zahlreicher als im durchschnittlichen Europa. Während z. B. in Deutschland fast ein Drittel des Jahres der Feldbau gänzlich ruht, unter schützender Schneedecke schlummert und durch die Winterstrenge seine Gegner ebenfalls ausgeschaltet sind, bleibt derselbe in Afrika das ganze Jahr irgendwie am Leben. Auch die stets lebendigen Feinde rasten nicht, sondern schaffen und schaden von anfangs Januar bis Ende Dezember. Wir haben sie das vorigemal noch lange nicht alle kennen gelernt.

Da ist der echt „affrikanische Feldschrecken" (ganz richtig mit zwei f geschrieben!), nämlich die großen und kleineren Affen, am vollzähligsten in Rhodisia und in der Kapprovinz. Natal ist z. Zt. schon teilweise von dieser Plage gesäubert. Unsere Schulfarm kennt sie nicht mehr. Aber diese Uraffrikaner hausen noch in geringer Entfernung. In den Klüften des Marhaqua-Bergstockes, nur zwei bis drei Stunden von hier, sowie im benachbarten Undinedistrikt sind die Baboons und Umfene ganz zuhause. Was diese Unholde in Gärten und Maisfeldern anrichten, sollen uns einmal die dortigen Farmer erzählen. Auch der Schreiber hat manches erlebt und für später ein eigenes „Affenkapitel" bereitgelegt. —

Hier ein anderer Afrikafeind, das Feuer in Form von wütenden Gras- und Waldbränden. Was Blitz und Ungewitter hier im Sommer, das sind dort die Grasbrände in der trockenen Winterszeit. In Gegenden mit hohem Grasbestand wachsen diese Brände ins Ungemessene. Ebenso der Schaden, den sie anrichten an Weideland, Baumpflanzungen und den Hütten der Eingeborenen. Hunderte von ihnen kamen dabei ums Leben. —

„Furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einherrast auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur!"

Die Unvorsichtigkeit der Schwarzen mit Feuer ist sprichwörtlich. Doch auch die „Feuerschlange" der Eisenbahn legte unfreiwillig schon viele Grasbrände . . . Ein anderer schlimmer Feind des afrikanischen Ackerbaues ist ferner die sengende Sonnenhitze, namentlich in den Saat- und Pflanzwochen des Frühjahrs, also hier im September und Oktober. Wie oft tötet da die Mutter des Lebens ihre zarten Kinder auf der regen- und



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schattenlosen Flur! Ein Gegenstück bildet hinwieder das viele unkultivierte Sumpfland in Südafrika. Die schönsten Felder werden durch starke Wasseradern in feuchten Jahren unbrauchbar. Ebenso das Weideland, in dessen Morästen nicht selten das weidende Vieh versinkt.

Zur feindlichen Legion gesellt sich oft auch der Sturm; Mais- und Getreidefelder umlegend und Bäume entwurzelnd, die in Afrika wahrlich nicht zu zahlreich die Monotonie des Landes mildern. Seinem Ungestüm verdanken auch die schiefen Alleen bei so manchem Farmgehöfte ihr Entstehen. Im trockenen Winter wirbelt er so viel Sand und Staub auf, daß man oft kaum atmen kann. Das Grün der Landschaft verliert alle Frische und hüllt sich in wüstenähnliches Grau.

Manche Gegenden Natals leiden sehr am häufigen Nebel, zumal die höheren Berggelände des Oberlandes. Hierin dürften sie mit Holland oder London auf gleicher Stufe stehen, nur daß der Luftzug des nassen Nebels vom Südpol weht und trockene Nebel seltener auftreten.

Dem Getreidebau sind Mehltau und Rost keineswegs unbekannt. Hingegen kommt die Plage der Feldmäuse seltener vor. Dafür wühlt aber der Maulwurf um so fleißiger in der Tiefe, verdirbt vieles Weideland und zernagt die Wurzeln der Baumanlagen. In ihren Zweigen nisten mancherorts die wilden Tauben massenhaft. Den weißen und schwarzen Jägern sind sie zwar willkommene Beute, aber den Farmern in der Mais- und Erbsensaatzeit umso unwillkommener. Mit den noch frecheren Raben und Krähen lesen die Tauben skrupellos auf, was der Farmer gesät hat, und die zarten Maissprößlinge verspeisen diese Raubvögel als gesuchte Delikatesse. Unter den Vögeln scheinen in Südafrika überhaupt die Samenfresser den Insektenvertilgern an Zahl weit überlegen. Es sollte aber umgekehrt sein, da es viel mehr Insekten als Sämereien gibt.

Last not least — meldet sich ein Erzafrikaner, der niemals verdirbt: das Unkraut! Darüber allein ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Nirgends in der Welt macht es wohl dem Farmer das Leben so sauer. Trotz der vorherrschenden Trockenheit im Lande wuchert es von Jahr zu Jahr mehr und noch immer neue Sorten werden vom Ausland eingeschleppt. In regenreichen Perioden wächst es gar über den Kopf hinaus, wenn nicht dem Farmer selbst, dann doch sicher allem, was er angepflanzt hat. Die bloßen Namen der Unkräuter wären hier eine endlose Litanei. — Von deinem Zorne, erlöse uns, o Herr!

Ein neuerer Gegner des Landwirts ist die zunehmende Konkurrenz im Land- und Gartenbau. Auf letzteren haben sich vornehmlich die vielen Indier geworfen, einst von den Zuckerrohrpflanzern ins Land gerufen und jetzt übermächtig anwachsend. — Endlich trifft die rapide fortschreitende Geldentwertung natürlich gerade den Farmer oft am meisten. — Alles in allem sind somit die Aussichten für den Ackerbau keineswegs rosig in Südafrika. Dennoch bleibt seine Aufgabe die wichtigste für den Europäer und Afrikaner in Gegenwart und Zukunft.

Ein Südafrikaner.

---

Zur katholischen Aktion zählt auch das weite Gebiet der Missionstätigkeit unter den heidnischen Völkern. Die katholische Aktion ist nicht in erster Linie auf Einzelseelsorge eingestellt, sie geht auf das allgemeine Missionsziel in Heimat und Übersee. Sie muß den Blick auf das Ganze richten, auf die großen Ziele der Weltchristianisierung. Fr. Steffen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mein erster Krankenruf im Missionsland

**Eine Erinnerung an unsere Mashona-Land-Mission*)**

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Noch kaum zwei Monate in der Mission, notdürftig gesättigt mit einigen Brocken der Eingeborenensprache und schon auf dem Wege zu einem Kranken. Man hat ein ganz sonderbares Gefühl als so ein neugebackener Missionar, wenn Pater Rektor ausreitet und seine wackelige Stütze allein zurückläßt für 5—6 lange, lange Tage. Und wie oft es da nicht an die Türe des Missionars klopfen kann und dieser sein glücklich schon gerettetes „pinda" — „herein" rufen muß! Dann kann er sich schließlich nicht zurechtfinden mit den vielen Worten, die ihm entgegentönen und es ist ungemein erhebend, wenn er wenigstens den Schlußsatz noch versteht: „Der Vater versteht uns nicht, gehen wir zum Bruder." Dann kann das Missionsgenie seine Türe wieder schließen mit den Gefühlen eines begossenen Pudels. Aber immerhin, es ist doch interessant den Pater Rektor in allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten zu vertreten.

Das waren auch meine Empfindungen, als Pater Rektor sein Missionspferd sattelte, um eine weitentfernte Außenschule zu besuchen, — es war am Montag — und vor Freitag oder Samstag konnte er kaum zurücksein. Auch Pater Urban von St. Barbara, unserer nächsten Station war auf Missionstour und so konnte ich das Liedlein singen: „Ich bin allein auf weiter Flur."

Die ganze Zeit, die ich auf der Station bin, war nicht viel los mit dem Krankenrufen. Da war ja Pater Rektor da und es hätte keine Not gehabt; aber jetzt mußte gleich nach ein paar Tagen meines Alleinseins ein Krankenruf kommen. Es war gegen einhalb 5 Uhr abends. Zwei Mädchen kamen und meldeten, ein Bursche wäre schwer krank, habe Fieber, sei bewußtlos, erbreche alles usw. Der Kraal, in dem der Kranke lag, gehörte zwar zu St. Barbara, aber Pater Urban war ja auch auf Missionstour und so blieb nichts anderes übrig als den Gang zu wagen. Ich war eben daran, eine kurze Predigt für den nächsten Tag zu schreiben, als die Mädchen kamen. Der Weg zum Kranken wurde auf eineinhalb Stunden geschätzt und wenn ich also um 5 Uhr fortging, konnte ich um 9 Uhr wieder zu Hause sein. Man verständigte auch Schwester Apollinaris — unsere Krankenschwester — und auch diese wollte sich mit einem schwarzen Mädchen auf den Weg machen. Zu allem Unglück fing es noch zu regnen an.

Als wir aufbrachen, mochte es ungefähr 5 Uhr sein. Ich ging mit einem schwarzen Burschen voraus, dann kam die Schwester mit den drei schwarzen Mädchen. Anfangs war der Weg für afrikanische Verhältnisse ganz gut, aber gar bald ging es vom Wege ab auf einen schmalen Fußpfad, der über Felsblöcke bergauf und bergab führte und infolge des heftigen Regens sehr schlüpfrig war. Auch fing es bald zu dunkeln an und es war kein Wunder, daß die Schwester mit ihrem

*) Anm. d. Redaktion: Diese Mission war uns von den Jesuiten-Patres übergeben worden und wurde ihnen 1931 wieder überlassen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

langen Habit ein paarmal zu Boden fiel. Ich und der Bursche blieben immer an der Spitze. Als das Ziel schon winkte, hieß es: „Der Kranke ist nicht im Kraal, er liegt in einer Hütte auf dem Felde."

Nun ging es auch noch diesen Weg, aber buchstäblich über Stock und Stein. Es blieb nichts anderes übrig, als die beiden Lampen, die wir für die Nacht mitgenommen hatten, anzuzünden.

Da leuchtet auf einmal aus dem Tale ein schwaches Licht durch die Bäume und Sträucher herauf: „Das ist die Hütte", meinten die beiden Mädchen, die uns geholt hatten. Das war aber durchaus nicht ermutigend; denn da konnten wir noch lange steigen und stolpern bis wir dort unten waren. Endlich wurde der Weg wieder besser und so ging es ziemlich schnell den Hang hinab. Der Regen hatte auch fast ganz aufgehört, nur das triefende hohe Gras erinnerte noch daran. Jetzt waren wir am Ziel.



Wasserträgerin"

Eine kleine Hütte lag vor uns mit einer so schmalen Türe, daß man kaum hindurchkommen konnte. Sobald man unsere Ankunft bemerkte, kam ein Hund bellend herausgestürzt, aber zugleich folgte ihm ein erwachsener Mann, der ihn am Halsband nahm. Der Hund war so abgemagert, daß man ihn als Klapper hätte benützen können.

Ich bin als Kaplan in der deutschen Heimat in gar manch armseliges und kleines, enges und dunkles Krankenstübchen hineingekommen, aber selbst das armseligste unter ihnen war im Vergleich zu dieser Hütte eine Fürstenwohnung.

Als wir, die Schwester und ihre Begleiterinnen und ich glücklich in die Hütte geschlüpft waren, sahen wir, daß es gut war, daß der eine Mann gleich aus der Hütte kroch, denn alle hätten unmöglich Platz gehabt in dem engen Raum. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer an dem eben in einem Gefäß einige Maiskolben geröstet wurden und das zugleich auch die Beleuchtung der Hütte bildete. Gleich links am Eingang standen auf einer kleinen Erhöhung eine



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anzahl Töpfe, im Hintergrunde kauerten auf einer Strohmatte ein paar Weiber und Kinder. Ein kleines Kind war nach Eingeborenen-Sitte einer ganz alten Frau auf den Rücken gebunden. Rechts vom Eingang in eine Decke gehüllt, lag der Kranke. Doch die Untersuchung durch die Schwester zeigte gar bald, daß es nicht gar zu gefährlich war. So war es nicht nötig, die hl. letzte Ölung zu spenden. Das Allerheiligste hatte ich auch nicht mitnehmen können und so konnte der Kranke nur beichten. Deshalb mußten alle die Hütte verlassen, was durchaus keine leichte Arbeit war, da man sich in dem engen Raum kaum umdrehen konnte. Ein Stuhl oder irgend ein ähnliches Möbel war ein nicht gekannter Luxusartikel in der Hütte und so setzte ich mich auf ein Bündel Säcke und lehnte mich an die Wand der Hütte und hörte die Beichte des Kranken. Die Schwester gab ihm dann noch etwas Medizin und nun hieß es wieder den Rückweg antreten.

Da die Hütte aber direkt gegenüber unserer Station St. Barbara lag und ich am nächsten Tag ohnehin dort aushelfen mußte, so war es wohl ratsamer, anstatt nach Triashill zurück, gleich nach St. Barbara zu gehen. Man mußte nur noch über eine Schlucht und dann den Berg hinauf und man wäre am Ziel gewesen. Das ist aber in Rhodesia leichter gesagt als getan. Ein Mädchen zeigte uns den Weg. Wenn dieser Weg im afrikanischen Sprachgebrauch auch Anspruch auf diesen Titel machen kann, im europäischen Sinn war er doch ein Hohn auf dieses Wort. So ein Marsch bei stockfinsterer Nacht, romantisch beleuchtet durch den Schein zweier Lampen ist dann immerhin ein ganz interessantes Erlebnis. Bald waren wir den Hang, an dem die Hütte stand hinunter. Unten begrüßte uns das Murmeln eines Bächleins. Brücken sind hier ein überflüssiger Luxus. „Nur wenig Wasser", meinte das Mädchen, das uns führte. Ihr ging es allerdings kaum an die bloßen Knie, wohl aber mir in meine Schuhe. Kaum waren wir glücklich über dem Bach, mußten wir fast senkrecht aufwärts steigen. Durch den Regen war das eine schlüpfrige Geländepartie geworden. Abwärts hätte das eine schöne Rutschpartie geben können. Aber leider sind wir auch in Rhodesia den physikalischen Gesetzen unterworfen und können daher nicht aufwärts rutschen. Durchnäßt kommen wir so nach einstündigem Marsch zum großen Staunen der Schwestern spät am Abend in St. Barbara an.

Hier glückte der Versuch, mich in trockene Kleider zu stecken ganz großartig. Zwar hatte Pater Urban fast nichts ganzes mehr zu Hause und damit ich seine Hosen hätte tragen können, hätte ich auf Stelzen gehen müssen — weil dieser einige Stockwerke höher gebaut ist als ich. Pater Rektor aber hatte eine zwar nicht mehr ganz neue Hose, als er von St. Barbara nach Triashill übersiedelte zurückgelassen und diese altehrwürdige Hose leistete nun prächtige Dienste.

Ja, so ein Krankenruf bei uns kann sehr romantisch werden und wem es in Europa zu langweilig ist, der braucht nur zu uns nach Rhodesia kommen, da wird er Abwechslung genug finden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Johannes Jodokus

Aus „Diel Novellen" — Nachdruck verboten!

## 1. Der erste April.

Es zieht ein Mensch die Gassen durch
Schnee und eisigen Wind,
Sie alle hat er verlassen, die teuer und
lieb ihm sind.

Er schaut auf manche Pforte und manches Fensterlein,
An manchem lieben Orte möcht' er geliebt wohl sein.

Das hat sich längst gewendet, sein Herz
blieb stille steh'n;
Das hat sich längst geendet trotz Weinen und trotz Fleh'n.

Er selber hat's verschuldet — es mußte
ja so sein —,
Und doch hat er geduldet ob dieser
Schuld viel Pein.

Ist's Herz wie Eis geworden — kalt
haben sie es gemacht;
Weh'n Stürme drin von Norden — sie
haben den Nord gebracht.

In jedem Menschen wohnet viel heiße,
glühende Lieb' —
Hätt' liebend man gelohnet: die Lieb'
im Herz verblieb.

Doch wird die Lieb' vergolten mit Zweifel und mit Pein:
Statt eines Herzens sollten sie finden
— kalten Stein."

„Das schreibe ich, Johannes Jodokus, am heutigen Tage, dem 1. April 1852, hier in mein Gedenkbuch nieder; und da sollen sie es lesen, wenn ich längst nicht mehr am Leben bin.

„Das Leben ist kurz und vergänglich wie leichter Morgennebel, der aus den Tälern aufsteigt; kaum ist er geboren, so trinken die durstigen Sonnenstrahlen ihn hinweg.

‚Leben und Glas, wie bald bricht das;
Leben und Gras, wie bald welkt das!'

„Mein Leben wird bald vorüber sein — und das ist gut; es war ja doch nur Garten mit lauter Wermut bepflanzt, und das Unglück hat mir allzeit ins Haus genistet wie die Schwalben."

Solches schrieb an dem besagten Tage Herr Johannes Jodokus, seines Zeichens ein Literat, der nebenbei durch Unterricht in verschiedenen Sprachen sein Brot zu verdienen suchte.

Er war noch ein junger Mann von höchstens 26 Jahren, schlank gewachsen und von schönen Zügen; aber freilich, jetzt lag das Elend auf seinem Angesichte, und die Melancholie schaute trübe aus seinen braunen Augen.

Johannes Jodokus war in der Jugend ein lebensfrischer, munterer Knabe gewesen, guter und bemittelter Leute Kind. Doch es schien, als sei er unter einem unglücklichen Sterne geboren worden. Gerade seine Munterkeit war für alle Leute, zumal für die Lehrer des Knaben, ein Stein des Anstoßes. So meinte wenigstens Jodokus. „Ernst, ernst, ohne Ernst bringt man's zu nichts!" das mußte er hundert- und hundertmal hören, und endlich prägte sich dieses Wort so tief in seinem Gedächtnisse ein, daß er glaubte, jeder Stein auf der Straße rufe es ihm zu und auf jedem Blatt an den Bäumen stehe es geschrieben. So hieß der „muntere" Jodokus gar bald nur mehr der „ernste" Jodokus, und das blieb er sein Leben lang, das heißt bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Der Tod stand ja schon vor seiner Türe — das meinte wiederum Johannes Jodokus.

Johannes hatte übrigens auch wirklich Unglück empfunden, mehr als genug. Ein Zufall — oder besser gesagt der liebe Gott — nahm seinen Eltern das Vermögen: kurz nach diesem Schlage starb der Vater, und die gute Mutter folgte ihm nach. Johannes studierte dazumal auf der Universität die Medizin aus wahrem heiligen Beruf; denn er liebte die Menschen und wollte ihre Leiden mildern, trotzdem sie ihm so übel mitgespielt hatten.

Letzteres meinte abermals Johannes Jodokus.

Das Studium der Medizin und zumal die Promotion zur Doktorwürde, vor welcher Jodokus gerade stand, erfordert keinen geringen Kostenaufwand. Hohe Gönner hatte der Jüngling nicht, und alle seine Bemühungen um eine Unterstützung schlugen fehl. Betteln aber wollte und konnte er nicht, denn es braucht gar viel, bis das stolze Menschenherz andern die Armut eingesteht. Und doch ist dies Menschenherz so unsäglich arm.

Im Herbste verließ Johannes die Universität. Er hatte sich entschlossen, die begonnene Laufbahn zu unterbrechen und als Hauslehrer sein Brot zu verdienen. Vielleicht konnte er sich auf diese Weise allmählich die nötigen Mittel zur Fortsetzung seiner Studien ersparen. Unglücklicher Gedanke! War Jodokus



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schon vorher ernst und melancholisch gewesen, so trieb ihn die neue Beschäftigung erst recht mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Hypochondrie. Das hatte er heute, am 1. April 1852, erfahren.

Aber Johannes Jodokus war auch ein Dichter.

Daß Gott erbarm'! Freilich hat die Poesie den Dichtern einen leuchtenden Perlenmantel zum Geschenk gemacht, aber sie hat denselben mit mancherlei Leidensfäden durchwoben. Darum reimen die Poeten so gerne Herz auf Schmerz und Freud' auf Leid und sind die ärmsten unter den armen Menschenkindern.

Auch das hatte Johannes Jodokus empfunden, und je länger er nachsann, um so sicherer wurde es ihm, daß gerade die Poesie die Schuld an seinem ganzen Unglück trage.

„Das sei der letzte Reim, den ich geschrieben!" rief plötzlich Johannes aus, indem er die Feder zur Erde warf und von dem Stuhle aufsprang, auf welchem er bis dahin sinnend und grübelnd gesessen. Er trat zu dem Fenster seiner Dachkammer und lugte hinaus ins Freie. Über die Schindeldächer des kleinen Kreisstädtchens hinweg blickte er in die herrliche Landschaft. Munter rauschte der kleine Fluß durch den Wiesengrund, der schon sein hübsches grünes Kleid angezogen und saftig und frisch in jedem Augenblick höher zu sprossen schien. Das war wie ein frohes Ringen und Regen im Schoße der Erde; der junge Frühling kämpfte sich los, und die warmen Lüfte, die von den jenseitigen Bergen herüberwehten, schmeichelten ihm mit liebem Willkommgruße.

Jodokus bog sich plötzlich vom Fenster zurück. „Hm!" murmelte er, „höre, Johannes, das war doch unüberlegt. Wie! Du willst keinen Reim mehr schreiben? Aber gesetzt, für dein hübsches Bändchen Gedichte wäre endlich ein Verleger gefunden? Gesetzt, man hätte ihren Wert erkannt — Johannes, was dann?"

Eine Weile hielt er sinnend die Hand vor die Stirne. „Ja so", fuhr er endlich in seinem Selbstgespräche fort, „das wäre freilich etwas anderes. Dann ist mein Beruf entschieden, mein Glück gegründet; dann folge ich dem funkelnden Sterne, wohin mich seine Strahlen führen — voran ins schöne Wunderland der Poesie, und all das lästige Tagewerk der Menschen ist für mich vergessen und verschollen. Duftende Blüten lasse ich zur Erde fallen, und wo sie niedersinken, da werden sie freudig empfangen, und die vorüberziehenden Geschlechter tragen sie weiter über die Jahrhunderte hinaus. So geht's dem echten Dichter."

Wiederum lehnte sich Jodokus ans Fenster. Fast hätte der letzte Gedanke einen Mißton in seine selige Hoffnung geworfen; doch der Jüngling glitt schnell über die Frage hinweg, ob er denn wirklich ein echter Dichter sei. Fröhlich blickte er hinaus; es war ihm, als sei die Natur noch einmal so schön, die süßesten Traumbilder stiegen in seiner Seele auf. Er hörte seinen Namen in aller Mund, überall sprach man von Johannes Jodokus, dem neuen Dichter. Das Publikum war einig in seinem Urteil über ihn, und Rezensenten und Kritikaster beteten die Volksmeinung nach: Johannes Jodokus — die Morgenröte einer neuen Zukunft; Johannes Jodokus — größer als Goethe und größer als Shakespeare.

Armer Johannes Jodokus!

Da polterte jemand die Treppe herauf, immer höher und höher, und endlich pochte es an der Türe der Dachkammer.

Johannes fuhr aus seinen Träumen auf und hieß eintreten. Ein Postbote erschien auf der Schwelle.

„Ein Päckchen an Johannes Jodokus, unfrankiert, 18 Kreuzer", sagte der Bote.

Mit einem schnellen Blicke musterte der Jüngling die Adresse, er zitterte an allen Gliedern; dann griff er in seine Tasche, nahm einen Gulden heraus und überreichte ihn dem Boten. Dieser berichtigte den Betrag und empfahl sich.

Kaum war die Türe geschlossen, als Jodokus mit fieberhafter Hast das Band durchschnitt und das Päckchen öffnete. Es war sein Manuskript, das schmucke Bändchen Gedichte; ein Brief lag eingeschlagen dabei. Johannes entfaltete ihn und las:

„Mein lieber Herr! Es tut mir leid —"

Vor den Augen des Jünglings flimmerte es bei diesen Worten. „Wieder eine abschlägige Antwort, nun schon die fünfte", sagte er mit dumpfer Verzweiflung. Er legte das Schreiben auf den Tisch. „Ich will es gar nicht lesen", fuhr er fort; „aller Kunstsinn ist erloschen in unserer materiellen Zeit. O großer Goethe, wie glücklich warst du, vor einem Jahrhundert gelebt zu haben!"

Wiederum sank er in sein früheres Brüten zurück und saß dort, bis die Sonne am jenseitigen Waldrande unterging und mit ihren letzten Strahlen die arme, traurige Dachkammer vergoldete.

Jodokus hatte wohl Grund zu seinem Trübsinn; an fünf Buchhandlungen hatte er bereits sein sauber geschriebenes Manuskript versendet, er hatte auf jedes Honorar verzichtet, und dennoch wollte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

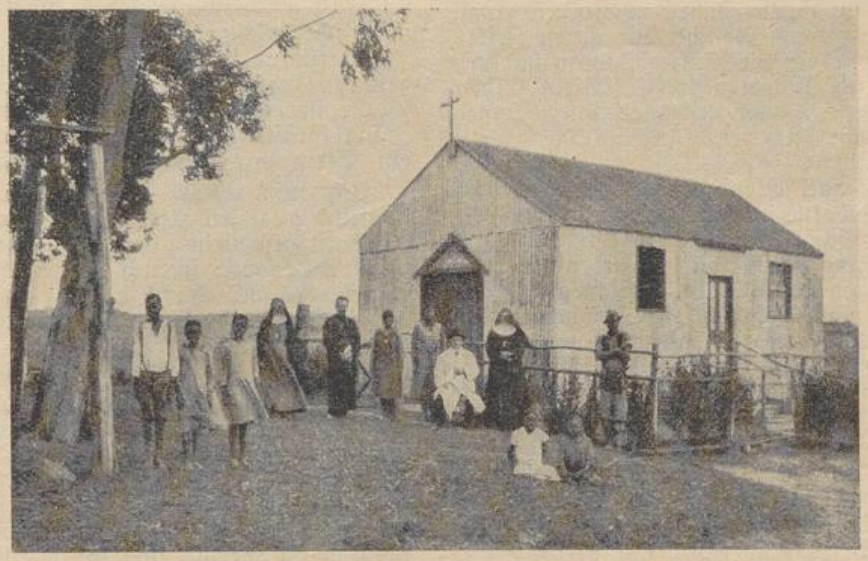
keine den Druck übernehmen. Teils hatte man ihm einfach das Päckchen zurückgeschickt, teils sogar mit Spott und Hohn geantwortet — und nun gar die fünfte Enttäuschung!

Als die Sonne so freundlich ihre Scheidegrüße in die Stube warf, blickte Jodokus ärgerlich um sich; es schien ihm, als wolle selbst die leblose Natur ihn verhöhnen. — Er griff noch einmal nach dem Briefe, um ihn zu zerreißen; da fiel sein Blick auf das Wort „Roman". Neugierig las er: „Gedichte sind, wie gesagt, außer der Mode, aber schreiben Sie einen Roman; Romane finden Absatz. In meinem Verlag erscheint eine belletristische Zeitschrift; die Spalten derselben stehen Ihnen gerne für Roman oder Novelle offen, und für gutes Honorar bürge ich Ihnen. Ergebenst usw."

Das war zu arg; eine helle Röte flog über das Antlitz des Jünglings. „Soll ich die Kunst, die schönste Gabe, welche mir Gott verlieh, herabwürdigen?" rief er aus. „Nein, nimmermehr!" Mit diesen Worten zerriß er den Brief in tausend Stücke und warf die Fetzen zum Fenster hinaus. Der Wind spielte mit ihnen und trug sie keck über Stadt und Land.

Jodokus ging zu seinem Schreine und legte das Manuskript da nieder. Dann zog er ein Schubfach heraus, in dem Geld verborgen war, und zählte die Stücke. „Achzehn Gulden", sagte er seufzend, „mein ganzes Ersparnis. Ach Gott, das ist nicht einmal der zehnte Teil von dem, was ich für mein Examen bedarf. Nun muß ich mich seit heute gar selber verköstigen, habe die einträglichste Stelle verloren, und der Unterricht bei dem Sohne des Bürgermeisters bringt mir bloß fünf Gulden monatlich ein. — Ach, läge ich doch nur im Grabe!"

Tief aufseufzend schloß er die Lade ab, griff nach Hut und Stock und eilte die Stiegen hinab. Bei einem Bäcker kaufte er sich ein Brot und steckte es in die Tasche; dann ging er durch das Städtchen über den Wiesengrund und über die Brücke den jenseitigen Bergen zu. Rechts vor ihm lag auf einer Anhöhe



Der Anfang der Missionsstation St. Patrik bei Umtata, Südafrika

ein stattliches Schloß, in italienischem Stile erbaut. Es lag da mit seinen Säulen und Gesimsen, seinen Balkonen und hohen Fenstern wie ein Bild froher Heiterkeit und reichen irdischen Glückes. Doppelt schön mußte es im Hochfrühling erscheinen, wenn die Reben, welche den ganzen Hügel bedeckten, sproßten, wenn die Obstbäume blühten und die Wälder im Hintergrunde ihren Brautschmuck angelegt hatten. Aber als seltsamer Kontrast zu der heitern Pracht hier unten hing hoch über dem Schlosse auf einem steilen Felsen, der nackt und kahl aus den Wäldern hervorlugte, ein schwerer viereckiger Turm. Er war in einen Mantel von Efeu gehüllt und bot einen eigentümlichen, traurig-düstern Anblick. Eben jetzt glitzerte und funkelte die Abendsonne in den kleinen Fenstern wie lauteres Gold; sonst hätte man ihn leicht für eine Ruine halten mögen.

Jodokus warf einen Blick nach dem



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlosse, aber schnell wandte er sich ab. „Da fing mein heutiges Unglück an", murmelte er. „Wenn sie wüßten, die reichen Leute, wie es einem armen Schelme zumute ist!"

Er ging weiter. Gerade am Eingange des Waldes begegnete ihm ein Winzer, ein ehrwürdiger Greis, der wohl siebzig Jahre zählte. Der Mann grüßte, Jodokus erwiderte freundlich den Gruß; sein Herz war ihm so voll, daß er gerne seinen Gram ausgeschüttet hätte. „Gute Hoffnung?" fragte er den Greis.

„Ach, Herr, es läßt sich nicht an danach", sagte der Alte. „April feucht und naß, füllt dem Bauer Scheune und Faß; aber in diesem Jahre macht der April ein munteres Gesicht. Die guten Zeiten sind vorbei; vor fünfzig Jahren hat mir mein Weingarten wohl fünfzig Eimer getragen. Heuer trägt er kaum soviel, als zum Meßwein für eine Dorfkapelle genügt."

„Überall Elend und überall Klage!" rief Jodokus aus und stürzte davon.

Kopfschüttelnd schaute der Alte dem Jüngling nach, bis dieser unter den Bäumen des Waldes verschwand. „Der muß wohl bei den vielen Büchern den Verstand verloren haben", murmelte der Greis, schwang den Karst auf die Schulter und wanderte nachdenklich dem Städtchen zu.

## 2. Im Bildersaale.

In dem Bildersaale des Schlosses saß der Graf mit seiner Gemahlin. Die Gräfin schrieb, während der Graf in Papieren blätterte. Es war ein prächtiges Gemach. Vergoldete Friese und seltsame Schnörkeleien zierten die Decke, von der ein reich vergoldeter Leuchter an silbernen Ketten niederhing. Nach den eigentümlichen Formen schien er ein Kunstwerk aus den Tagen der Renaissance zu sein; aber man hatte die Träger der Kerzen verändert und an ihrer Statt Lampen mit großen Kristallglocken aufgesetzt. Mild gedämpft und doch in reichem Strome fiel das Licht in den Saal und auf die Wände. Dort hingen die herrlichsten Kupferstiche dicht nebeneinander; von ihnen hatte das Gemach seinen Namen. Eingelegte, kostbar geschnitzte Schreine, die Erbstücke früherer Ahnen, standen umher; große Vasen aus chinesischem und altem Meißener Porzellan schmückten dieselben, und zwischen ihnen schimmerten silberne und goldene Pokale und Becher von kunstreicher Ziselierarbeit aus noch früheren Zeiten.

Die Gräfin legte die Feder aus der Hand und redete den Grafen an. „So hast du wirklich den Herrn Johannes Jodokus für immer seines Amtes enthoben", fragte sie, „oder hast du dir nur heute, am 1. April, einen Scherz mit ihm erlaubt?"

„Er ist entlassen, Juliana", entgegnete kurz der Graf und blätterte weiter in seinen Papieren.

Vergebens harrte die Gräfin auf eine fernere Antwort. Sie griff deshalb wieder zur Feder; doch kaum hatte sie einige Worte geschrieben, als sie sich abermals an ihren Gatten wandte. „Jodokus war doch eine so gute, treue Seele, nur etwas tiefsinnig", sagte sie; „aber es schien auch schweres Leid auf ihm zu lasten."

„Ich will meine Knaben nicht verführen lassen", erwiderte der Graf noch mürrischer als zuvor.

„Verführen, Alfons? Was hat er denn getan?" fragte Juliana ängstlich.

„Er ist ein Dichter — das genügt."

Die Gräfin lächelte; es war, als sei ein Stein von ihrem Herzen gefallen.

„Ach, nun erkläre ich mir vieles bei ihm und alles bei dir", sagte sie neckisch. „Das ist also dein alter Haß gegen die Dichter, der mir freilich ein Rätsel ist, obgleich es mir leicht wurde, auf alle deine Wünsche in dieser Beziehung einzugehen."

„Und du hast recht getan", entgegnete der Graf, „sonst säßen wir wohl schwerlich hier zusammen. Doch höre, ich will dir kurz erzählen, wie es mir mit Herrn Johannes Jodokus ergangen ist. Als ich von meinem Mittagsspaziergang durch den Wald zurückkehrte, vernahm ich plötzlich im Gehölz eine laute Stimme, an der ich den Herrn Jodokus erkannte. Es war gerade die Stunde, in welcher er den Unterricht unserer Knaben zu beenden pflegte. Einen Augenblick stand ich still; die lebhaften und erregten Töne erweckten meine Neugierde, und so schlich ich leise zu der Stelle, woher sie kamen. Da sah ich Jodokus auf einem Baumstumpfe sitzen, sein Antlitz glühte; er war damit beschäftigt, ein Gedicht, das er laut vor sich hin deklamierte, niederzuschreiben.

„Das erweckte meinen Zorn — du sagst ja selbst, daß ich die Dichter hasse —; gerade als Jodokus den Bleistift einsteckte und sich entfernen wollte, trat ich aus meinem Verstecke hervor. ‚Was machen Sie hier?' redete ich ihn an.

‚Gnädiger Herr, ich dichte', antwortete er verlegen.

‚Das kann ich bei einem Lehrer meiner Knaben nicht dulden', sagte ich gereizt. ‚Wollen Sie das Dichten aufgeben oder nicht?'

Jodokus stotterte einige Worte, die weder ja noch nein bedeuteten und mei-

nen Zorn nur noch steigerten. ‚Sie sind entlassen, mein Herr', sagte ich kurz; ‚ich werde mich nach einem andern Lehrer für meine Knaben umsehen.'

„Der Jüngling zitterte an allen Gliedern, und ohne mich ferner zu bitten, stürzte er davon und ließ selbst das Gedicht im Walde liegen."

So erzählte der Graf. „Willst du das Gedicht lesen?" fragte er Juliana. Sie bejahte. Er griff in seine Seitentasche und reichte ihr einen Papierstreifen dar.

Die Gräfin las:

Der sterbende Dichter.

Wie die Nachtigallen singen
Draußen in dem Morgenlicht!
Neuen Frühling sie mir bringen —
Hörst du ihre Grüße nicht?

„Das sind nicht die Nachtigallen,
Und der Frühling naht noch nicht —
Hagelkörner draußen fallen,
Dumpf das Eis im Tale bricht."

Nein, das ist des Frühlings Wehen,
Nachtigall schon klarer singt,
Ruft mich zu den sel'gen Höhen,
Daß mein Lied mit ihrem klingt."

„Das ist traurig, wie Jodokus selber war", sagte die Gräfin, nachdem sie gelesen hatte. „Sonst finde ich nichts Böses darin. Ich meine, du solltest dem Jüngling verzeihen."

„Wie? Verzeihen?" rief der Graf zornig. „Solche Narrheiten sind mir, von allem andern abgesehen, bei einem Lehrer meiner Knaben unerträglich. Wir sind im April, und Jodokus spricht von Nachtigallen; er spricht von Hagelkörnern, und es war ja das schönste Wetter. — Zudem hat er meinen lieben Karl bereits verführt, und ich werde Mühe haben, dem Knaben die Grillen zu verleiden. Jodokus bleibt entlassen."

„Was ist denn mit Karl geschehen?" fragte Juliana.

„Das ist ja klar", entgegnete ihr Gatte. „Ich habe die Mappen der Kinder durchsucht, und da fand ich in Karls Mappe ein ganzes Päckchen Gedichte, von seiner Hand geschrieben. Ich habe sie ins Feuer geworfen und nur ein Gedicht aufs Geratewohl dir zum Beweise zurückbehalten."

Die Gräfin durchflog schnell das Blättchen, welches einen einfach-frommen Gruß an das Jesuskind enthielt. Das Herz der Mutter freute sich innig über den schlichten Kindersinn ihres vierzehnjährigen Knaben.

„Da kannst du ja nicht von Verführung reden", sagte sie zu ihrem Gatten. „Schaue doch einmal diese Zeilen an; wir müssen uns glücklich schätzen, wenn Jodokus so die Unschuld unserer Kinder schützt und wahrt."

Der Graf las. „Es bleibt dennoch bei meinen Worten", entgegnete er kurz.

„Übrigens habe ich endlich ein Recht, zu fragen, woher dein Haß gegen die Dichter stammt", hub die Gräfin von neuem an.

Alfons legte die Blätter weg und sagte zu seiner Gemahlin: „Es sei! Schau dir einmal alle die Bilder an, welche dieses Zimmer schmücken. Mein Großvater hat sie gesammelt; er war ein Bildernarr, ein Büchernarr und, was das schlimmste ist — ein Dichternarr. Im Anfange dieses Jahrhunderts studierte er in Norddeutschland auf der Universität Jena die Rechte. Es war damals eine sonderbare Zeit; ein eigentümliches Feuer war in die Herzen der Jugend gefahren, das zumal auf dem Gebiete der Kunst aufloderte und Funken sprühte. Graf Augustin fand sich mitten im Herde dieser Begeisterung, und das Feuer ergriff auch ihn. Auf einmal wurde der sonst so nüchterne Mann ein Dichter, mit andern Worten ein Narr. Mit diesen Träumen kam er auf die väterlichen Güter zurück, und da konnte er nach Lust und Liebe schalten und walten; denn sein Vater war schon lange tot, und es fand sich niemand, der ihn in seinen Träumen gestört hätte. Du kennst den alten Turm, der droben den vorspringenden Felsen krönt. Man sagt, die Römer hätten ihn erbaut, und seine eigentümliche Bauart, die schweren Quadern, der steinfeste Mörtel möchten für die Wahrheit dieser Ansicht sprechen. In späterer Zeit lehnten meine Ahnen ihr Schloß an diesen Bau und herrschten von diesem Horste aus über das weite Land. Jahrhunderte hausten sie, ein mächtiges, starkes Geschlecht, und während ringsum eine neue, schwächere Zeit ihren Einzug hielt, und während die Wälder sich lichteten und das Tal sich bevölkerte, hausten sie noch immer droben in der alten, einsamen Burg. Da kamen unter Ludwig XIV. die Franzosen und legten das Schloß in Asche; nur der Römerturm widerstand. Nun baute der damalige Stammherr, ein Kind seiner Zeit, hier unten dieses prächtige Schloß; droben aber hielt die wilde Waldnatur ihren fröhlichen Einzug, und über Jahr und Tag wölbten sich die Bäume über dem verbrannten Gemäuer, und Efeu und wilde Rosen verjüngten den alten Turm. Das war der rechte Ort für Graf Augustins schwärmerische Phantasie. Er ließ den Turm ausbessern, baute eine Wendeltreppe und verwandelte die Warte in ein freundliches Gemach. Zwischen den Fenstern, welche nach allen Seiten ins Land hinausschauten, standen zierliche Glasschränke, darin die berühmtesten



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dichter aller Nationen in Goldschnitt und rotem Leder Parade machten. Die Bücher stehen noch heute, wie sie damals gestanden. Dort saß der Großvater tagelang und dichtete, um Landwirtschaft und Rentei kümmerte er sich nicht; denn wenn er nicht in seiner Klause saß, dann zog er im Lande umher und kaufte alte Ölgemälde, Kupferstiche und andere alte Kunstschätze auf. Tagtäglich kamen große Kisten im Hause an. Das kostete viel Geld, die Kapitalien wurden angegriffen und nicht selten ein Gut veräußert. Die armen Dichter kommen gewöhnlich zu nichts, und die reichen Dichter kommen zu etwas, nämlich zum Bettelstab. Selten, daß es einem anders glückt.

„Aber der Großvater war eigentlich auch gar kein Dichter, sondern glaubte es nur zu sein, und es fanden sich Leute genug, die ihn beklatschten. War irgendein Fest, so wurden allen Leuten Geschenke gemacht bis herab zum Küchenjungen des Schlosses. Bei dem Geschenke lag ein Gedicht des Großvaters, und das war ihm die Hauptsache; die Beschenkten aber lachten über den Dichternarren und zerrissen seine Verse.

Endlich heiratete der Graf. Er glaubte durch seine Heirat glücklich zu werden und wurde gerade durch sie erst recht unglücklich.

„Meine Großmutter war eine liebe, gute und verständige Dame, die bald einsah, wohin das Treiben ihres Gatten führe, und deshalb suchte sie denselben entgegenzutreten, wo sie nur konnte. Und nun stellte sich Unfriede ein, ohne daß sich mein Großvater hindern ließ. Er fuhr fort, wie er gewohnt war, während die Großmutter darbte und Not und Kummer litt, um aufzuhelfen, wo sie aufhelfen konnte.

„Drunten im Talgrunde steht eine kleine Kapelle mit einem Bilde der lieben Mutter Gottes; da soll sie oft unter heißen Tränen bis tief in die Nacht hinein gebetet haben. Und als mein Vater geboren wurde, da starb das edle Weib; ich glaube, der Gram hat sie zumeist getötet.

„Dennoch gingen dem Großvater die Augen noch nicht auf. Aber als mein Vater ungefähr zehn Jahre alt war, kam eines Tages ein entfernter Verwandter auf das Schloß und sagte, er wolle unsere Güter kaufen, da sie ausgeschrieben seien. Der Großvater staunte; er ließ sich die Bücher vorlegen, und nun sah er, daß über zwei Dritteile des Besitzes tief verschuldet waren — alles infolge seiner Narrheit.

„Gott Dank — das heilte ihn. Er tat, was er konnte, den völligen Untergang zu vermeiden, und es gelang ihm. Aber meine Großmutter blieb tot — und es tat ihm in der Seele weh, denn er meinte sich sagen zu müssen, daß sie durch seine Schuld gestorben sei. Das war härter als jeder andere Verlust. Er fiel in tiefe Schwermut, und hatte er früher die Menschen geflohen, weil er ein Dichternarr gewesen, so floh er sie jetzt aus Scheu und Traurigkeit. Als mein Vater herangewachsen war, überließ er seiner Sorge alles und zog sich ganz auf die Klause zurück. Er dichtete nicht mehr, sondern betete oder saß stundenlang auf der Zinne des Turmes und schaute hinaus in die weite Landschaft. Ich habe ihn noch gekannt und gesehen, wie er dort saß und der Wind mit seinen schneeweißen Haaren spielte. Wenn ich zu ihm kam, dann flog es oft wie ein Sonnenglanz über seine Züge; er hob mich auf seine Knie, machte das Kreuzzeichen über mich und sagte immer nur die wenigen Worte: ‚Gott segne dich; dichte nicht!'

„Es war wohl gut, daß er mich also ermahnte; denn es schien fast, als hätte ich die Schwärmerei von ihm geerbt, so glühend und wild war meine Phantasie. Ich liebte die Musik und liebte den Gesang. Schon als kleiner Knabe von kaum fünf Jahren weilte ich oft stundenlang bei den Hirten auf dem Felde und lauschte ihren Liedern. Der Großvater beobachtete dieses mit großer Angst und ruhte nicht eher, als bis mein Vater mir das Singen verbot. Und als Graf Augustin starb, ließ er mich, den zwölfjährigen Knaben, an sein Sterbebett rufen, und dort mußte ich ihm in Gegenwart meines Vaters versprechen, daß ich niemals einen Dichter lesen, geschweige denn selber dichten würde. Das Versprechen habe ich gehalten, trotzdem die Versuchung oftmals an mich herantrat. Aber dann tönten mir immer die Worte der Leute in die Ohren: ‚Dort sitzt der närrische Dichtergraf.'

„Nun, Juliana, weißt du alles. Herr Johannes Jodokus aber bleibt für immer entlassen."

So erzählte der Graf; seine Gemahlin entgegnete nichts, sie konnte ihm nicht völlig recht und auch nicht ganz unrecht geben. Aber in ihrem Herzen dachte sie: „Der Großvater war ein Dichternarr; es gibt auch andere Narren. Die Leiden der armen Großmutter hat er mir erzählt und an meine Leiden nicht gedacht. Ach Gott, wenn er doch die Augen öffnen wollte!" (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleichertring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 9 September 1934 52. Jahrgang


## Kehr dich zu Gott!

Elend der Zeit, Untreu' der Welt,
Bedenk's zur Zeit, das rat' ich dir.
Nicht achte, ob man rühm', man schelt',
Kehr dich zu Gott und folge mir.
Die Welt freut einen Augenblick,
Der Hölle Pein hat nimmer Ende;
Dein Herz in Torheit nicht verstrick,
Nimm wahr, daß dich die Welt nicht blende.

Such Kurzweil nicht in dieser Welt,
Sonst bist du sicherlich betrogen.
Wie lange währt's? Der Tod schon hält
Mit seinem Netze dich umzogen.
Die Welt gelobt und hält nicht Wort,
Sie täuschet sicher dein Vertrauen;
Sieh ihre Untreu' allerort
Und woll' auf ihre Gunst nicht bauen.

Versenke dich in Lieb und Leid
Auf der Vorsehung stillen Grund,
Mit Herz und Mund zum Flehn bereit,
Daß dir Erbarmen werde kund.
Nun säume nicht und raste nicht,
Für jetzt noch waltet das Erbarmen;
In Reu' und Beicht geh zu Gericht,
Mit deiner teuren Seel', der armen.

Sei's Freud', sei's Lust, bald schwindet hin,
Was auch die Welt dir bieten mag.
Gebrauch Vernunft, des Wortes Sinn
Versteh, das ich dir treulich sag':
Halt dich zu Gott, das dünkt mich gut
Und wird dich nimmermehr gereuen;
Für dich ist hingeströmt sein Blut,
Gib ihm dein Herz in ganzen Treuen!

Heinrich von Laufenberg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Missions- und Ordenspioniere

**Bruder Melchior Neumeier** RMM.*)

Gebet und Arbeit war sein Leben
Im Ordensdienst der Mission. —
Die echte Tugend all' sein Streben
Und herrlich seiner Treue Lohn.

Einer der vielen Missionspioniere der ersten vierzig Jahre war Bruder Melchior Neumeier selig. Johann Baptist war am 7. März 1867 in Holzhausen bei Altötting geboren. Er war ein einfacher Dienstknecht und trat am 25. August 1890 in Mariannhill ein. Er wurde noch im selben Jahre eingekleidet und legte am 8. Dezember 1895 seine ewige Profeß ab. Er starb am 23. September 1923 in Censtochow Südafrika. Die Arbeit am Pflug und im Fuhrwerk war dem Sohne vom Lande nichts Neues. Im halbtropischen Mariannhiller Klima aber bedeutet sie in den Sommermonaten an sich schon ein Opferleben. Dazu nahm Bruder Melchior die volle Strenge des damaligen Trappistenlebens mit Jugendeifer auf sich und harrte 40 Sonnenwenden darin aus. Volle 33 Jahre lebte er — von 1890 bis 1923 — unter uns und er erreichte somit als Ordensmann das Vollalter Christi.

Von seinem Heiland hatte er gelernt, von Herzen sanftmütig und demütig zu sein. Das zeichnete die gute Seele insbesondere aus bis in den Tod.

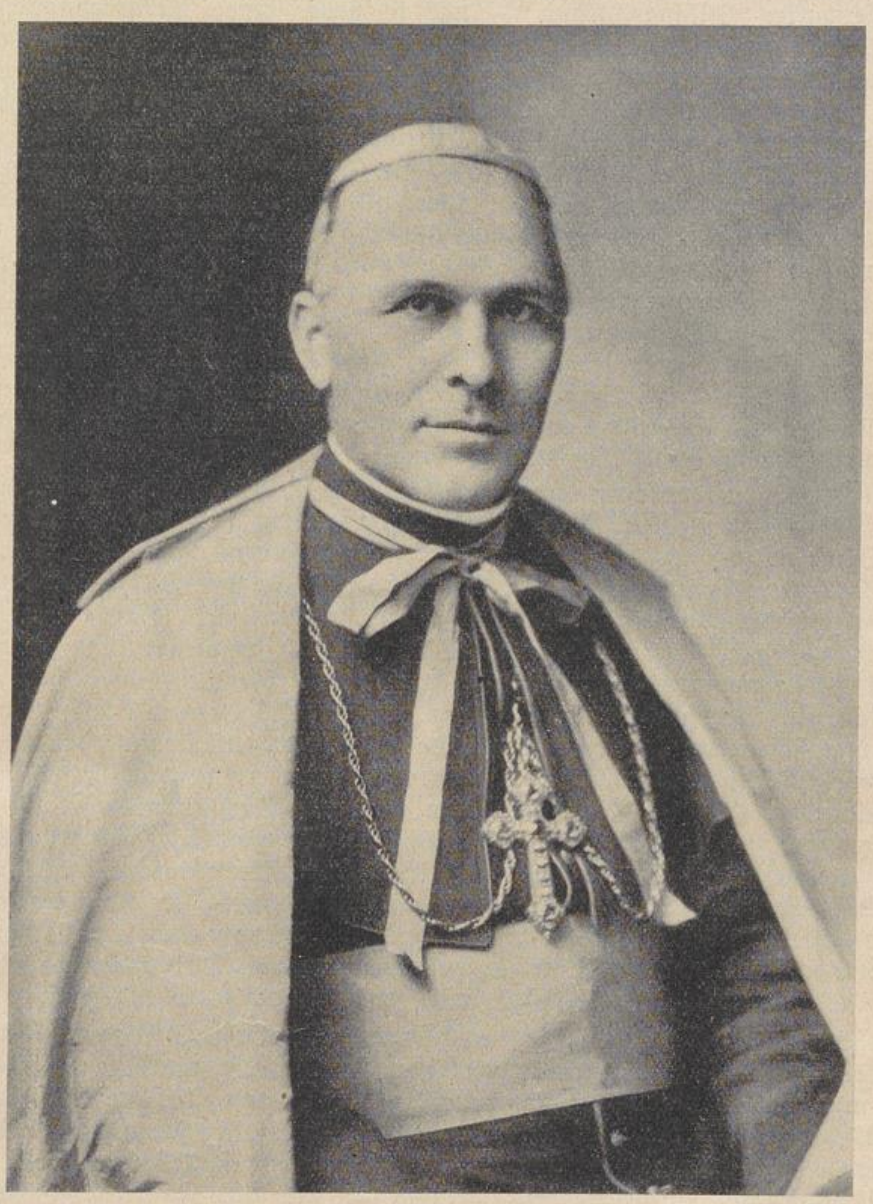
Nach Ablegung seiner ewigen Gelübde vom musterhaft durchlebten zweijährigen Noviziat entlassen, berief der Gehorsam den etwa dreißigjährigen Profeßbruder von Mariannhill auf die 120 Meilen entfernte Missionsstation Reichenau. Diese älteste Filiale des Mutterhauses machte eben ihr erstes Entwicklungsstadium durch. Bruder Melchior nahm an den Entbehrungen und Lasten der Neugründung mitten im unkultivierten, wohnungslosen Heidenlande reichlich teil. An den Ufern des kurvenreichen Polelaflusses führte er auch in der Sommerhitze unverdrossen den Pflug. Bei Gewittergüssen, Hagelschauern und im rauhen Winterklima dieser hochgelegenen Station hielt er als Fuhrmann auf der Farm und Straße tapfer aus. Lange Zeit besorgte er die Pflege der Acker-, Zug- und Reitpferde mit unermüdlicher Geduld. Manches wilde Afrikaroß zügelte er in jenen Jahren. Manchen Neubruch legte er mit seinem Doppel- oder Dreigespann an. — Später setzte Bruder Melchior diesen beschwerlichen Dienst auf der Missionsstation Ötting fort, bis die Obern ihn der Station Emaus bei Lourdes zuteilten.

Hier trat zu der gewohnten Ackerbaumühe noch der Schaffnerposten unter Oberleitung des dort emeritierten Ehrw. Vaters, Abt Franz. Nicht geringe Anforderungen an den Arbeitsfleiß und die Ordensdisziplin des guten Bruder Melchior wurden hier gestellt. Abt Pater Franz hielt bis in sein höchstes Alter pünktlich am morgenfrühen Ora und strammen Labora des Trappistentages fest. Es war nicht leicht, alle Wünsche und Erwartungen des Gründers und Oberpionieres zu erfüllen. Es hieß neue Feldmarken anlegen und sie Jahr für Jahr erweitern. Die meisten Gebäulichkeiten waren erst herzustellen — und zwar im gewohnten Schnelligkeitstempo des Abtes.

*) Anm. d. Schriftleitung. Im Juliheft gaben wir eine ganz kurze Skizze über den ehrw. Bruder. Heute sind wir in der Lage ein ausführliches Bild von ihm zu geben, dem unsere Leser gewiß ihre Aufmerksamkeit schenken werden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Se. Exzell. Victor Bieler Bischof von Sitten (Wallis)
ein großer Missionsfreund

Des Bruders Naturell aber war mehr zähe und stetig als rasch und feurig. Zur Last und Hitze des Tages kamen noch viele andere Geduldsproben. Der gute Induna bedurfte da seines ganzen Vorrats an Bereitwilligkeit und Ausdauer in heroischem Grade. — Er nannte jene Zeit später mit gutem Grunde „sein Fegfeuer". . . .



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch lange Jahre hielt er im Ofen der Prüfungen aus, denn Bruder Melchior war und blieb sein ganzes Leben lang ein Mann des Gebetes und gewissenhafter Pflichterfüllung — wie so viele seiner Berufsgenossen in der Mariannhiller Jugendperiode. Die Nachfolge Christi war seine tägliche Lesung, Beherzigung und — Praxis! Nach dem Heimgange des Ehrwürdigen Vaters Franz kam dann der getreue Diener an ein stilles Plätzchen, das dem Gemüte und Seelenleben des nun schon bejahrten Bruders besser entsprach. Es ging an den Polela zurück. Diesmal nicht auf die Hauptstation Reichenau sondern auf ihre Ackerbaufiliale Josephsheim. Hier war in 5 Meilen entlegener Einsamkeit ein Meierhof erbaut und die Landbewirtschaftung eröffnet worden. Der stille Ort paßte also nicht bloß zum sanften Naturell des Melchior, sondern sogar auch zum Familiennamen des Neumeier! Die hiesige neue Meierei sollte volle 9 Jahre seine liebe Heimat sein. Da konnte er viel ungestörter das Ora des Herzens mit dem Labora der Hand verbinden. Es fehlten auch die Opfergelegenheiten nicht, die Mängel und Entbehrungen einer entlegnenen und erst auszugestaltenden Feldmark von beträchtlicher Ausdehnung.

Das Anwesen war ganz vom entfernten Reichenau abhängig. Br. Melchior fiel das Amt eines Verwalters, Induna, Farmers und Vorarbeiters zu. Seine Wohnung war ein kleines Zimmerchen in der Behausung der 10 bis 20 eingeborenen Arbeiter, die zur Bestellung der Felder und Pflege des Viehbestandes nötig waren. Der Verwalter hatte das Ganze nicht bloß zu beaufsichtigen, sondern überall selbst mit Hand anzulegen. Die Eingeborenen bedürfen ja bekanntlich sehr lange Zeit, bis sie selbständig, ohne Aufsicht und Nachhilfe arbeiten können. Außer Pflügen und Ochsenfuhrwerk darf man ihnen wenig anvertrauen. Das gilt besonders überall da, wo das Denken, Messen, Berechnen und Vorausplanen notwendig ist. Also an Geduldproben fehlte es auch hier dem einsamen Farmer nicht. — In der Magenfrage gab es noch mehr solche Proben. Die Primitive Eingeborenenküche lieferte wenig Einladendes für einen Europäer. Brot und Milch mit etwas Käse oder Eierspeise bildete darum beständig fast den einzigen Küchenzettel. Das Trinkwasser mußte ziemlich weit von einer Quelle herbeigeholt oder direkt vom Himmel aufgefangen werden. Das nächtliche Ruhelager war ein rauher Strohsack mit zwei einfachen Wolldecken.

In religiöser Hinsicht hieß es noch weit mehr Opfer bringen. Zu jener Zeit erfreute sich Josephsheim noch keiner Hauskapelle mit dem Allerheiligsten noch irgend eines Oratoriums. Wollte der gute Bruder eine heilige Messe hören und die heilige Kommunion empfangen, so mußte er die 5 Meilen nach Reichenau zurücklegen. Glücklicherweise hatte er in seiner Jugend das Radfahren gelernt. So kam ihm nun ein altes Fahrrad sehr zustatten. Nach getaner Arbeit, wenn andere ruhen konnten, schwang Bruder Melchior sich auf sein Rad und sauste der Missionskirche zu. Unterwegs waren mehrere ziemlich steile Hügel zu überwinden, was an die Lunge eines Bejahrten allzu große Anforderungen stellte. Hierbei holte sich der eifrige Kirchenbesucher höchstwahrscheinlich den Keim zu seiner späteren Todeskrankheit. Bei morastiger Straße mußte er auch oft das Pferd besteigen oder zu Fuß marschieren. — Wie oft sah der Schreiber den Ermüdeten am späten Abend oder frühesten Morgen zum Gotteshause eilen, nicht selten von schwerem Regen durchnäßt oder im Winter mit erstarrten Gliedern. In der Polelagegend gibt es vom April bis September oft starken Frost, zuweilen auch beträchtlichen Schneefall. Das Thermometer sinkt bis zu 12 Grad Celsius unter Null und eisige Winde wehen vom Südpol. Bruder Mel-

chior fehlte in den 9 Jahren nicht oft bei der Frühmesse um $5^1/_2$ Uhr in Reichenau. Diese heroische Leistung haben alle bewundert. Gewöhnlich diente er auch bei der heiligen Messe am Altar. Die Sitzbank an seinem Platze in der Brüderkapelle benützte er nur bei großer Müdigkeit oder Unwohlsein. In späteren Jahren plagten ihn rheumatische Schmerzen, aber nie sah man den Leidenden ungeduldig oder verstimmt. Der Zorn schien ihm ein fremder Begriff — auch bei recht verdrießlichen Erfahrungen mit den schwarzen Arbeitern auf seiner Farm.

Dort gibt es in den Sommermonaten die Mosquitoplage. Aus den Sumpfgegenden am Polela steigen allabendlich ganze Schwärme dieser stechlustigen Insekten auf und überfallen in der Dämmerstunde die Menschen im Freien. In unvergitterte Schlafräume dringen sie ein und singen den Ohren ein lästiges Lied, dem sogleich die rücksichtslose Giftinjection folgt samt stechendem Schmerz und Hautgeschwulst. Massenhaft tritt dort auch die gemeine Hausfliege auf und die Legion sonstiger Insekten bei Tag und bei Nacht. Aber nichts konnte die Geduld des Bruders erschüttern. Den Mosquitostichen setzte er sich zuweilen wohl absichtlich aus. Für so viele kleine Tugendübungen beschenkte der Himmel ihn mit großen Gnaden der inneren Frömmigkeit und höheren Tröstungen. Nach einer — zwar unverbürgten — Erzählung der Eingeborenen, sahen sie zuweilen wie die Vögel des Feldes dem pflügenden Bruder folgten, sich auf den Pflug und sogar auf seinen Hut setzten. . . . Bruder Melchior legte nämlich neben den vielen Anforderungen seines Schaffnerpostens auch persönlich Hand an jede sonstige Arbeit. Außer den Mühen im Feld und Wald, Garten und Stall war er Amateur-Handwerker in Holz und Eisen und in allen möglichen Bedürfnissen des Meierhofes. Er machte zuweilen auch den Steinbrecher und Maurer. Stets mit kleinen oder größeren Arbeiten beschäftigt, kam ihm seine gute Erfindungsgabe recht zustatten.

In der Getreideernte gab es außerordentliche Geduldproben zu bestehen. Das Wetter ist um diese Zeit in Afrika oft höchst unbeständig. Es fehlt an Arbeitskräften und Fuhrwerk. Das in staubhüllende Dreschen mit der Maschine besorgte der Bruder gewöhnlich selbst. Es trug mit dem vielen Radfahren sicher zur Beschleunigung seiner Todeskrankheit bei.

Trotz fleißiger und umsichtiger Arbeit waren die Farmerträgnisse in jenen Jahren infolge Trockenheit und Hagelschlägen manchmal recht gering und das Resultat gewisser Unternehmungen geradezu entmutigend. — Auch da bewährte der Geprüfte große Ergebung und Gelassenheit. Der Wille Gottes über alles! blieb sein Kraftsprüchlein in jeder Lage. — Während der Kriegsjahre hatte der „König Melchior" in langwallendem fast weißen Vollbart seinen Teil an Unahnnehmlichkeiten zu tragen. Wie die Reichenauer „Germans" mußte er allmonatlich nach dem Regierungscourt Himeville pilgern zum Beweise seiner Loyalen Gesinnung gegen das britische Weltreich. Ein Farmer schätzte die altehrwürdige Gestalt auf 70 Lebensjahre. In Wirklichkeit war sein Alter noch ziemlich weit davon.

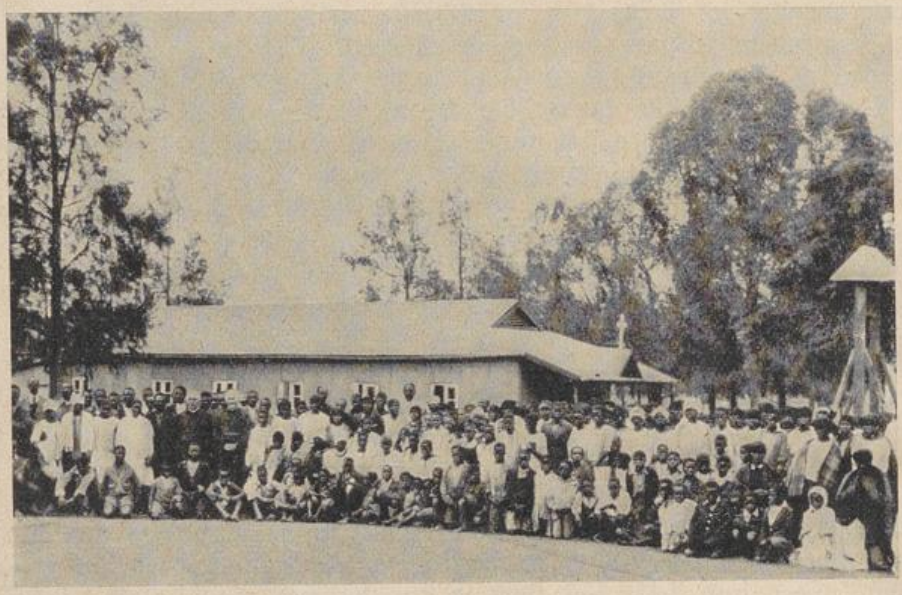
Während der langen Kriegsdauer radelte also Bruder Melchior an die 40 mal nach dem entlegenen Stellungsort. Später auch noch oft zum gleichen Zweck nach einem englischen Farmgehöfte. — In seiner Dienstperiode mußte bereits die ganze Viehherde zu gesetzmäßig bestimmten Zeiten gegen Zeckenpest „Gedippt" werden. Da hieß es jedesmal samt der Herde volle 5 Meilen zum Dippingtank marschieren und den ganzen Untertauchungsprozeß sorg-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fältig überwachen. Es bedeutete auf die Dauer eine neue und nicht kleine Last . . .

Konnte der „Einödbauer" wegen allzu ungünstigen Wetters oder sonstigen Hindernissen den Weg zur fernen Missionskirche nicht machen, so widmete er sich an solchen Feierabenden dem Katechismusunterricht seiner schwarzen Arbeiter. Josephsheim hat im Laufe der Jahre eine schöne Anzahl von Heiden solcherweise zur hl. Taufe vorbereitet, und die Getauften zum weiteren Sakramentenempfang. Gebet und Arbeit war des Bruders Leben. „Religion und Arbeit" sein Grundsatz gegenüber den vielen Afrikanern die im Laufe der 9 Jahre in Diensten standen. — In den wenigen Freistunden „daheim" pflegte Bruder Melchior fleißig die geistliche Lesung.



St. Joseph bei Besters, Natal

Nebst seinem Leibbüchlein, der Nachfolge Christi, las er mit Vorliebe die „Geistliche Stadt Gottes" von Maria von Agreda. Der Rosenkranz war sein lieber Begleiter von früh bis spät, vor und nach der Arbeit, besonders auf den vielen Wegen und Gängen, die er zu machen hatte.

Die meisten Sonn- und Feiertage verlebte der Ordensbruder im Schatten des Heiligtumes der Missionsstation. Da erbaute er alle durch sein stilles bescheidenes Wesen, die Sammlung und den unermüdlichen Gebetseifer eines im Dienste Gottes Ergrauten. Sehr mäßig in Speise und Trank, gönnte er sich trotz der vielen Entbehrungen in Josephsheim kaum je ein Gläschen Wein oder eine Zigarre. Spiel und laute Unterhaltung war nicht sein Plaisir. Doch liebte er ein kurzes, erbauliches Gespräch . . . Ein Wort von Bruder Melchior war zuweilen wirklich Goldes wert. So hatte einst ein Mitbruder von Innen und Außen schwere Zeiten durchzumachen, er befand sich in „dreitägiger Finsternis" und Ratlosigkeit, was er in seiner Lage tun solle!?? Der Meister von der „Nachfolge Christi" löste die Schwierigkeit in bester Weise. Er sagte nach besonderem Fürbittgebete zu dem hart geprüften Bruder: „Sei gern ein Tor um Christi willen!" Das leuchtete dem Mitbruder wunderbar klar ein und er handelte darnach . . . In der



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Folge pries er dann öffentlich das glücklich gefundene Wort zur rechten Zeit und sagte: Bruder Melchior hat mich mit einem Schlage aus der Finsternis befreit!!

So lebte der weise „König Melchior" durch eine ganze Jahresnovene neun mal 365 Tage, in Josephsheim und Reichenau. Es war sein liebes „verborgenes Leben" . . . mit Jesus in Nazareth. Aber der Heiland wollte ihn noch mehr nach eignem Bilde gestalten. — Es sollten gleichsam auch drei „öffentliche Jahre" seinem Tod vorausgehen. Der Gehorsam versetzte den stillen Bruder als Feldschaffner auf eine viel größere, recht unruhige Station. Da war viel Geschäft, Verkehr und Störung, sodaß er später einem guten Freunde anvertraute, er könne sich nie „daheim" fühlen. Aber mit gewohnter Selbstverleugnung ergab sich der nun schon kränkelnde, altersmüde Knecht des Herrn in seine Fügung. Der fromme Induna mit dem wallenden schneeweißen Bart erbaute nun alle Christen und Heiden der großen Missionsstation. Das im Sommer oft entnervende Klima setzte seiner Gesundheit stark zu. Die längst im Keime vorhandene Lungentuberkulose zeigte sich in voller Deutlichketi. Trotz der sorgfältigen Pflege war ihre Weiterentwicklung unvermeidlich. Im dritten Jahre seiner letzten Opferperiode fesselte sie ihn an die Krankenstube. Den verhältnismäßig gesunden Winter in dieser Gegend überstand Bruder Melchior noch. Der Wunsch, am 15. August mit der himmlischen Mutter in die Heimat zu ziehen, erfüllte sich nicht. Im September litt der Kranke sehr aber stets mit erbaulicher Geduld. Das Fest Mariä Geburt und Mariä Namen wie auch heilig Kreuz-Erhöhung gingen vorbei . . . Schmerzen und Schwäche stiegen. Damit schwand auch jede Hoffnung der Stationsgenossen, das Leben des allbeliebten Mitbruders zu verlängern. In der folgenden Woche spendete ihm der Stations-Obere die letzten hl. Sakramente. Der gute und getreue Knecht hatte alle Prüfungen bestanden und durfte nun am 23. September, Sonntags früh eingehen in die Ruhe seines Herrn. —

Das Begräbnis fand in Gegenwart vieler Christen, Katechumenen und Heiden der ausgedehnten Mission statt. Des Heimgegangenen Leben und Sterben war für sie eine Predigt besten Beispieles gewesen. Man trauerte über den Verlust einer so guten Seele, freute sich aber auch ihrer erbauungsreichen Vollendung. Mitten unter fast 2000 getauften Afrikanern, Groß und Klein, aus der ganzen, weiten Umgegend gesammelt, erwartet nun der „Weise Melchior" die einstige Auferstehung des Leibes zum ewigen Leben.

Ich glaube nicht, daß es ein besseres Heilmittel gibt als die Aufopferung unserer Leiden zum Heile unserer Brüder; es scheint unmöglich, daß diese vom Herzen Christi verworfen werde. Die Seele, die da trauert und leidet, damit „zu uns komme sein Reich", sie übt ein mächtiges Apostolat; weit mehr als die Mühen und Nachtwachen der Prediger und Missionare gilt vor Gottes Auge ein Brandopfer der Liebe, ähnlich dem seines göttlichen Sohnes.

Contardo Ferrini.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Ein Griqua-Führer wird auf dem Sterbebette katholisch:** Am Karfreitag dieses Jahres wurde Johannes Bezuidenhout, das Oberhaupt des Griquastammes in Kokstadt einige Stunden vor seinem Tode in die katholische Kirche aufgenommen. Der Verstorbene war schon lange ein Freund der Missionare gewesen und hatte sich allzeit rührig und väterlich um das Wohl und Wehe seines Stammes gesorgt und gekümmert. Sein Herz schlug immer in treuer Liebe zu allen seinen Volksgenossen. Dennoch waren aber einige von ihm in besonderer Weise bevorzugt worden, und zwar — die Armen.

Die Liebe und Hochachtung, die der Dahingeschiedene bei seinem Volke genossen, trat bei seinem Begräbnisse noch einmal deutlich zutage. Die Griquas hatten sich am Ostersonntag-Nachmittag in großen Scharen in der St. Patrickskirche in Kokstadt, wo die Beerdigungsfeierlichkeiten ihren Anfang nahmen, eingefunden. P. Raphael Böhmer RMM., der Pfarrer von Kokstadt und Missionar der dortigen Gegend nahm die Beerdigung vor. Am offenen Grabe richtete er einige Worte an die Trauerversammlung und forderte die Griquas auf, ihrem Führer, dem auf dem Sterbebette noch die größte aller Gnaden zuteil wurde, nachzufolgen und wie er katholisch zu werden.

**Bulawayo erhält einen Karmel:** Im Jahre 1931 erhielt Südafrika den ersten Karmel. Das Karmeliterinnenkloster von Darlington in England entsandte damals mehrere Schwestern nach Südafrika, wo dann zu Rivonia in Transvaal der erste Karmel entstand. Den Bemühungen des apostolischen Präfekten von Bulawayo, Monsignore Ignatius Arnoz RMM. gelang es nun, die Karmeliterinnen auch für sein Missionsgebiet zu gewinnen. Bulawayo wird daher schon in allernächster Zeit ein Karmelitenklösterlein und somit Südafrika seinen zweiten Karmel erhalten. Diese Gründung wird schon vom ersten Karmel in Südafrika, dem stillen Klösterlein in Rivonia ausgeführt werden. Vor kurzem erwarb Monsignore Ignatius Arnoz auch schon bei Hillside, einige Kilometer außerhalb Bulawayo einen schönen Bauplatz mit einigen Gebäulichkeiten. Unmittelbar nach Pfingsten trafen zwei Karmeliterinnen von Rivonia, die ehrw. Priorin, Mutter Raphael und Mutter Anna in Bulawayo ein, um den neuen Platz zu besichtigen. Sie fanden den Platz zur Errichtung eines Karmels äußerst günstig und sehr einladend, um dort ein gutes beschauliches Leben führen zu können. Deshalb wurden auch gleich alle nötigen Schritte unternommen, um die zum Kaufe erforderlichen Gesetzesvorschriften zu erfüllen. Mitte Juni sollten die ersten fünf Schwestern vom Karmel Rivonia im Transvaal nach Bulawayo übersiedeln. Ganz Bulawayo, vor allem aber der katholische Teil der Stadt, freut sich außerordentlich, bald liebe Mitschwestern der kleinen hl. Theresia in ihrer Mitte zu haben. Auch wir freuen uns über diese Neugründung und hoffen und wünschen, daß durch die Gebete, die aus diesem Karmel zum Throne Gottes emporsteigen und durch die Opfer, die dort in aller Stille ge-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bracht werden, reicher Himmelssegen auf die ganze apostolische Präfektur Bulawayo herabkomme.

**Immer neue Zauberer-Greuel:** P. Bernard Huß RMM. berichtet: Das Gericht in Durban mußte sich unlängst wieder mit einer traurigen Mordangelegenheit befassen. Ein junger Eingeborener von Zululand namens Ndewu wurde von seinem Vater um sechs Pfund Sterling und zehn Ochsen an den Häuptling des Stammes verkauft. Der Eingeborenen-Jüngling mußte sein Leben lassen, damit die Stammeszauberer aus gewissen Teilen seines Körpers für den Häuptling Medizin herstellen konnten, um ihn gesund und mächtig zu machen. Nach den gerichtlichen Feststellungen wurde Ndewu von seiner Hütte weggelockt und ahnungslos an einen verborgenen Platz in der Nähe des Flusses



Missionshaus St. Joseph, Altdorf: die ehrw. Brüder

geführt. Dort überfielen den Jüngling nicht weniger als neun Männer und ermordeten ihn auf grausamste Weise. Der Leichnam wurde von zwei Zauberern in Stücke zerlegt, die Glieder abgetrennt und das innere Fett und edle Organe herausgenommen. Die Überreste des ermordeten Eingeborenen wurden von einem Eingeborenen-Mädchen in einem Gebüsch entdeckt. Sie bemerkte zuerst eine abgehackte Hand, an der der Daumen fehlt. Das Traurigste an der ganzen Mordgeschichte ist die Tatsache, daß alle 500 Männer des Distriktes um die Angelegenheit wußten und nicht dagegen auftraten. Armes, irregeleitetes Volk! — Lasset uns beten!

**Typhus-Epedemie im Ost-Griqualand:** Immer neues Unglück muß von Südafrika berichtet werden. Über ein Jahr lang wurde das Land von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht: Trockenheit, Hungersnot, Überschwemmungen, unzählige Blitzschläge und Heuschrecken brachten abwechselnd viel Leid, Elend und Not über die südafrikanische Bevölkerung, vor allem über die armen Eingeborenen. Neben der Malaria



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trat zu guter Letzt auch noch der Thypus auf und raffte eine sehr große Zahl von Eingeborenen unbarmherzig hinweg. Die Epidemie wütete besonders stark im Ost-Griqualand. Auch in die Missionsschule von Mariazell wurde die Krankheit von den aus den Ferien zurückkehrenden Schülern eingeschleppt. Fünf Schüler starben. Andere schwebten längere Zeit zwischen Leben und Tod. Die Stadtverwaltung von Matatiele schickte einen Arzt, der zuerst an dem europäischen Lehrpersonal eine Schutzimpfung vornahm, und dann, da zu wenig Serum vorhanden war, an alle Schüler Typhustabletten im Werte von 30 Pfund Sterling austeilte. Dank dieser großmütigen Hilfe der Stadtverwaltung konnte die Seuche unterdrückt werden, ohne daß ein weiteres Todesopfer gefordert wurde.

# Ein edles Heidenherz

Von P. Solanus Petereck RMM.

Unlängst erzählte ich meinem Neupriester folgende Tatsache. — Im Hirtenbrief des Jahres 1922 erließ der hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill einen Aufruf an alle braven schwarzen Mädchen hier in Südafrika, die sich Gott weihen wollen. Sie sollen in den eben gestifteten Verein, genannt: Töchter des hl. Franz von Assisi, eintreten.

Der Zweck dieses Vereins sei die Selbstheiligung der eingeborenen Mädchen und Hilfeleistung zur Glaubensverbreitung unter den Heiden Süd-Afrikas. Jedes Mädchen, das in diesen Verein eintreten wolle, sollte die Erlaubnis von ihren Eltern dazu haben. Diese Erlaubnis zu erhalten ist aber ungemein schwer.

Warum?

Drüben in Europa gibt es reiche Mädchen, welche dem Bräutigam oftmals ganze Säcke voll Geld als Erbteil mit in die Ehe bringen. Hier in Afrika gibt es keine reichen Mädchen, und keines bringt dem Bräutigam auch nur einen Groschen mit in die Ehe. Hier in Afrika muß der Bräutigam den Geldsack haben und muß sich seine Braut um schweres Geld kaufen. Er muß für eine Braut 10 und oftmals, wenn es vornehme Mädchen sind, bis 70 Stück Ochsen für seine Braut bezahlen. Diese Gabe nehmen die Eltern der Braut in Besitz. Drüben in Europa ist's ein Spiel für den Burschen eine Braut zu bekommen, zumal wenn er seine Komplimente und Bücklinge machen kann. Hier aber helfen dem Freier gar keine schönen Redensarten, sondern er muß Ochsen und Geld haben und alles, was die Eltern der Braut von ihrem Bräutigam verlangen. Zahlt der Bräutigam das nicht, so geben die Eltern keine Zustimmung zur Hochzeit und ohne deren Zustimmung darf weder das Gericht noch der Missionar einen Ehebund erlauben oder einsegnen und schließen lassen.

Diese traurigen Vorschriften haben zur Folge, daß das junge Ehepaar mit großen Schulden belastet das Eheleben anfängt. Der Bursche hat weder die vielen Ochsen noch das Geld im Besitz und weil er doch heiraten will, so borgt er sich die Ochsen und das Geld bei seinem Farmer, der es ihm mit großer Freude ausborgt. Dann hat er nämlich das Ehepaar und deren Kinder in seiner Tasche, die oftmals zeitlebens für die am Hochzeitstage gemachten Schulden arbeiten müssen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn ich den hiesigen Burschen erzähle, wie leicht die Heirat in Europa ist, wo der Bräutigam für seine Braut keine Ochsen und keinen Groschen bezahlen braucht, daß im Gegenteil die Braut oft noch dem Bräutigam Geld mitbringt, so rufen sie einstimmig: „Laßt uns nach Europa gehen und dort heiraten!"

Eines Tages kam Aurelia, ein braves Mädchen zu mir und drückte den Wunsch aus, in den neuen Mädchenverein des hl. Franziskus einzutreten und sich so Gott zu weihen. „Mein Vater ist tot", sagte sie, „und ich stehe unter der Obhut meines ältesten Bruders, der momentan in Durban arbeitet. Ich will ihm schreiben, daß er mir erlaubt ins Kloster eintreten zu dürfen und daß er auf die üblichen 10 Ochsen verzichte.".

„Kind", sagte ich, „das wird wohl schwer gehen, wo dem Heiden hier der Ochs alles ist und für den er lebt und stirbt. Halten doch die echten Heiden ihre wichtigen Gerichtsitzungen im Ochsenstall und die ganz vornehmen Besitzer lassen sich im Ochsenstall tief unter dem Kuhmist begraben. Indes Gott ist allmächtig und gütig und er kann das Herz deines heidnischen Bruders für das Religiöse und für das Edle stimmen. Halte eine Novene zum hl. Erzengel Michael und ich will kräftige Mementos in der hl. Messe machen und dann wollen wir sehen. —"

Es verging ein Monat, als Aurelia eines Tages freudestrahlend dahergeeilt kommt und mir zurief: „Vater, gewonnen, gewonnen!" Sie überreichte mir einen Brief von ihrem Bruder aus Durban, worin derselbe also schrieb:

„Geliebte Schwester! Deinen Brief habe ich empfangen und deine Bitte, ins Kloster gehen zu wollen, gelesen. Ich bin zwar noch ein Heide, aber es hat mich gefreut zu lesen, daß du Gott so liebst. Ich schicke dir mit diesem Briefe 20 Schilling mit auf die Reise nach dem Kloster Assisi und wenn das nicht langt, so schicke ich dir noch mehr. Reise in Frieden und bete für mich!"

„Großartig!" rief der Herr Kaplan aus, „welch ein Herzensadel bei einem Heiden."

„In der Tat", sagte ich, „es gibt ganz prachtvolle, unschuldige, milde, selbstlose, demütige, opferwillige und brave Seelen unter den Heiden. Wunderbar aber wahr. — Das sind die Erbarmungen Gottes, wovon die Heilige Schrift spricht. —"

Die Mission ist die große Offensive, die wir im Auftrage des göttlichen Heilandes gegen das Heidentum führen. Die Mission ist der goldene Radius von Licht und Leben, den die Kirche um die Menschheit und den ganzen Erdkreis schlägt. Und je mehr im Zentrum der Heimatkirche Missionsliebe und Missionsbegeisterung pulsiert, desto weiter wird auch die Spannkraft der Missionsperipherie hinausgetragen über alle Völker und Länder. R. Streit OMI.

Unsere hl. Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten, also: Erobern und erhalten. P. Acker CSSp.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Eine neue Missionsarmee aus dem Wallis!

## Die Ursulinen Schwestern von Brig

Die katholische Weltmission ist auf der ganzen Front in Aktion. Christi Stellvertreter in Rom kann von seiner hohen Weltwarte aus mit Freude und Siegeszuversicht auf seine Missionsarmee von Priestern, Brüdern und Schwestern herabschauen. Der große Gedanke: Seelen im Heidenland für Christus und die Kirche, hat in sehr erfreulicher Weise die katholische Welt erfaßt. Das Feuer, das Christus auf die Welt gebracht, flammt als heilige Missionsbegeisterung. Mehr denn je ist in edlen Seelen der Drang, in lebensvollere Verbindung zu treten mit Christus, dem Heiland, der Heidenwelt.

In ungeahnter Zahl opfern Heldenmütter ihre Söhne und Töchter auf dem Missionsaltar für das Heidenland, damit sie nach Jahren der Vorbereitung hinausziehen können als Apostel und Gehilfen der Apostel, als Priester, Brüder und Schwestern. Es ist ein heiliger Opfereifer und Opferdienst entstanden im Dienste des Evangeliums.

Einen großen Aufschwung hat die Missionsbegeisterung und -arbeit auch in der Diözese Sitten (Wallis) erlebt unter dem jetzigen Bischof, Seiner Exzellenz Victor Bieler. Sitten ist die älteste Diözese der Schweiz. Einen ihrer ersten Bischöfe, den hl. Theodul, finden wir im Verzeichnis der Konzilväter bald nach 200 n. Ch. Um diese Zeit auch war es, als ein Strom afrikanischen Martyrerblutes (die thebäische Legion) das Walliser Land befruchtete.

Im Hirtenbrief Seiner Exzellenz Victor Bieler von 1930 heißt es: „Es ist hl. Pflicht für jeden gläubigen Katholiken, an den armen Heiden Nächstenliebe zu üben und opferwillig an deren Bekehrung mitzuwirken . . . Wir müssen zu Gott beten, daß er in den Herzen edler Jünglinge und Jungfrauen den Missionsberuf wecke und fördere!" — Die Worte des Oberhirten sind auf guten Boden gefallen. Es sind zur Stunde über 50 Oberwalliser Studenten und Schüler, die in verschiedenen Missionshäusern und Gesellschaften in der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Italien sich auf den hl. Missionsberuf vorbereiten. Das Feuer Gottes brennt auch im schönen Walliser Land! „Wallis will seine Dankesschuld für den hl. Glauben abtragen." (Hirtenbrief über Heidenmission 1930.)

Auch bei St. Ursula in Brig hat die Missionsstunde geschlagen durch Aufnahme direkter Missionstätigkeit im Heidenland. Seit Jahren schon war es der Wunsch des ehrwürdigen Institutes, die karitative und soziale Tätigkeit zu erweitern, über den engen Heimatkreis hinauszuwirken — göttlicher zu werden. Sie konnten wahrhaft kein schöneres Arbeitsfeld erwählen als die Heidenmission. „Das Göttlichste unter dem Göttlichen für den Menschen ist mitzuwirken am Heile der Seelen." — Wohin gehen? war die große Frage für St. Ursula. In weiser Vorsicht hielt der Diözesanoberhirte Umschau, zog Erkundigungen ein und prüfte, bis er fand, was zweckentsprechend für das Ursulinen Kloster ist. Heute ist die Frage nach dem Wohin gelöst. Das Schwesternkloster hat sich nun mit Erlaubnis Seiner Exzellenz ent-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die am 30. Juni nach Cwele (Umtata, Südafrika) abgereisten ersten fünf Walliser Missionarinnen aus St. Ursula, Brig. In der Mitte sitzend Schwester Rosalie Imhof als Oberin

schlossen, Missionstätigkeit in unserem Mariannhiller Missionsgebiet Umtata in Südafrika aufzunehmen.

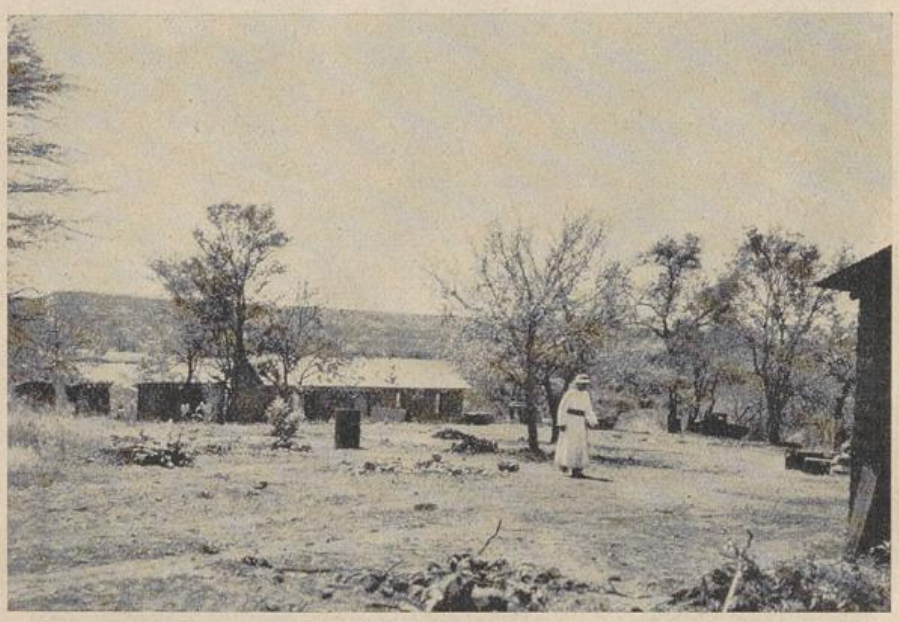
Am 14. Juni d. J. hatte das altehrwürdige Kloster eine erhebend schöne Feier: die erstemalige Aussendung der ersten fünf Walliser Missionarinnen nach Umtata in Südafrika. Diese Aussendungsfeier fand



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

statt unter großer Beteiligung des von weit herbeigeeilten Volkes und unter zahlreicher Beteiligung des Diözesanklerus. Eine Woge hl. Missionsbegeisterung zog durch das Rhonetal von Herz zu Herz im tiefgläubigen, opferbereiten und ergriffenen Walliser Volk.

Am 30. Juni haben sie sich in Hamburg unter der Führung der ehrw. Schwester Rosalie Imhof als Oberin eingeschifft und sind bereits in ihrem neuen Wirkungskreis auf der Missionsstation Cwele in der Umtata-Präfektur tätig. Es obliegt ihnen da eine große Aufgabe in der Erziehung der Kinder in der Stationsschule und im Waisenhaus. In ihr Bereich fällt ferner die Sorge für den weiblichen Teil in der Mission, für Frauen und Mädchen. In der Krankenpflege sind sie unentbehrlich. Tausende von Heiden und Katechumenen erwarten aus



St. Aegydius, Station am Sambesi (Betschuanaland, Bulawayo-Mission)

ihrem Munde die Heilsbotschaft und Unterricht auf die hl. Taufe. Aber auch die Lebenszeit, Arbeitsfähigkeit und Leistung des Priesters verdoppelt sich, möchte ich sagen, durch die Mitarbeit der Schwestern und durch deren Sorgfalt für seine materiellen Bedürfnisse.

Das Kloster St. Ursula hat in diesen Schwestern seine erste große Opfergabe auf den Missionsaltar niedergelegt. Ein doppelter Segensstrom wird daraus entquillen: ein Gnadenstrom für das Heidenland in dem diese Schwestern, und die nachfolgen, zusammen mit den Priestern und Brüdern zu Glaubensboten und Heilsträgern werden für viele tausend arme Menschenseelen, die zur Stunde noch in den Fesseln Satans, in der Nacht des Heidentums schmachten und ein Gnadenstrom auch für das Kloster selbst, das im apostolischen Geiste sich verjüngen, neuerblühen und erstarken wird!

NB. Jungfrauen, auch aus dem Reichsgebiet, die sich in den Dienst der Heidenmission stellen wollen im schönen Mariannhiller Missionsgebiet Umtata, mögen sich vertrauensvoll wenden an: Ehrwürden Frau Mutter Oberin, St. Ursula, in Brig, (Wallis) Schweiz.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

## IX.

Jesus Christus ist als Gott und Mensch absoluter Herr aller Dinge und Geschöpfe. Von seiner Macht und Güte hängt ihre Existenz jeden Augenblick ab. Leben und Kraft sind sein immerwährendes Geschenk. Aktionsfähigkeit und Freiheit seine besondere Gabe an die Engel und Menschen.

Was wir sind und haben, können und zustandebringen ist also ganz und gar unseres Königs Gut und unseres Hauptes Eigentum! Er hat alle Rechte über uns, — wir alle Pflichten gegen ihn. Er könnte uns zu seinen beständigen Diensten nötigen. Aber wie er uns aus freier Liebe alles geschenkt hat, so will er auch, daß wir ihm aus freier Liebe dienen. Seiner gottmenschlichen Person und seinem ganzen — Königreiche!

Damit hat er uns ein unbegrenztes Arbeitsfeld angewiesen, ungehinderte Bewegungsfreiheit und wahrhaft goldene Dienstmöglichkeiten verliehen. Denn unserem Könige dienen heißt nichts Geringeres, als mit ihm herrschen! Er stellt uns jeden seiner Untertanen vor und sagt uns: Was du meinem Geringsten tust, hast du mir getan. Was du einem meiner Glieder erweisest, gilt mir, dem Haupte. Wenn immer du für mein Reich arbeitest, Opfer bringst oder leidest, ist es mir ein Liebesdienst, den ich königlich vergelte!

Große Ehre und hohe Freude ist also jedem Diener Christi geworden. Sein Leben, Tun und Leiden gilt dem erhabensten Zweck, hat das denkbar edelste Ziel: es ist unmittelbarer Christkönigsdienst, wirklicher, immerwährender Gottesdienst! — Darin besteht des Menschen Ruhm und Glück.

Damit beweisen wir dem König unsere Liebe und beantworten durch die Tat die vierte Frage unseres kleinen Reich-Christi-Katechismus ... Um es aber stets treu und eifrig zu tun, müssen wir unseren göttlichen König und sein Reich als Ganzes immer besser kennen lernen. Dies ist der nächste notwendige Lebenszweck eines jeden Menschen auf Erden. Dazu wird uns Zeit, Verstand und Lernfähigkeit gegegeben. — Mit der Erkenntnis wird die Liebe wachsen und mit der Liebe unser Arbeitseifer und unsere Diensttreue. Fleiß im Werke und Gelehrigkeit im Wissen schreiten Hand in Hand voran. Durch beides beweisen wir dem Könige unsere Liebe, erfüllen unsere Mission und erreichen den uns bereiteten Ehrenplatz im Tempel der Ewigkeit!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Der Herr Kaplan steckt im Draht fest. Eine Farmersfrau verbrennt

Von P. Solanus Peterek, RMM, Einsiedeln in Afrika

„Herr Kaplan, morgen in aller Frühe gehen wir mit der hl. Wegzehrung zu einer schwindsüchtigen Frau. Ich habe zwei Kinder bestellt, die uns den Weg zeigen und die Versehtasche und den Brotsack tragen. Alles nämlich, was mir die Pfarrkinder am letzten Sonntag zum Namenstag brachten, nämlich Brot, ein verpfeffertes und versalzenes Huhn, Früchte, harte Eier, Zunder, Streichhölzchen usw. werden wir der kranken Frau und den Armen schenken. So etwas wird Gott wohlgefälliger sein, als wenn wir uns selber diese Sachen zu Gemüte führen."

„Bravo, Herr Pfarrer", sagte mein Kaplan, „das wird ja ein ganz famoser Gang werden. Matthäus 25, 35 sagt: Kommet ihr Gesegneten meines Vaters; nehmet das Reich in Besitz; denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist." —

Am nächsten Tag waren die hl. Messen gelesen, wir hatten gefrühstückt, die Sonne stand schon hoch am Himmel, aber von den bestellten Kindern war immer noch nichts zu sehen.

„Herr Kaplan", sagte ich, „wir müssen jetzt losmarschieren und können nicht mehr auf die Kinder warten. Sie nehmen die Versehbüchse mit der hl. Hostie und den Brotsack auf ihre jungen, erst 27 Jahre alten Schultern und ich nehme die Versehtasche auf meinen bereits 72 Jahre alten Buckel und dann wollen wir losziehen." Gesagt, getan. Der Hut blieb heute auf dem Kopf; denn in der einen Hand war der Rosenkranz und die andere mußte den Brotsack und die Versehtasche halten. — Unter Silentium und Rosenkranzgebet zogen wir dahin, bis wir in einen großen Wattelwald kamen. Die Sonne stand hoch am Himmel, der Tag war heiß und so machten wir hier im Schatten der Bäume eine Pause. Der Hut wurde abgelegt und wir stimmten zweistimmig das herrliche Lied an:

Mein Jesus, in dein Herz hinein
Da leg ich alle meine Freuden —

Hierauf nahmen wir unsere sieben Sachen zusammen und zogen im alten Tempo weiter bis uns ein Stacheldrahtzaun den Weg versperrte.

Diese Stacheldrahtzäune sind hier in Südafrika überall anzutreffen. Die Regierung besteht darauf, daß jeder Farmer sein Land mit einem Stacheldrahtzaun abgrenzt, damit beim Ausbruch einer ansteckenden Viehkrankheit das kranke Vieh das gesunde des Nachbars nicht ansteckt. Für gewöhnlich sind es 5—7 Drähte, welche an starke, eiserne Pfosten, die alle 15 Schritte voneinander im Boden eingeschlagen sind, stramm gespannt, angebunden werden.

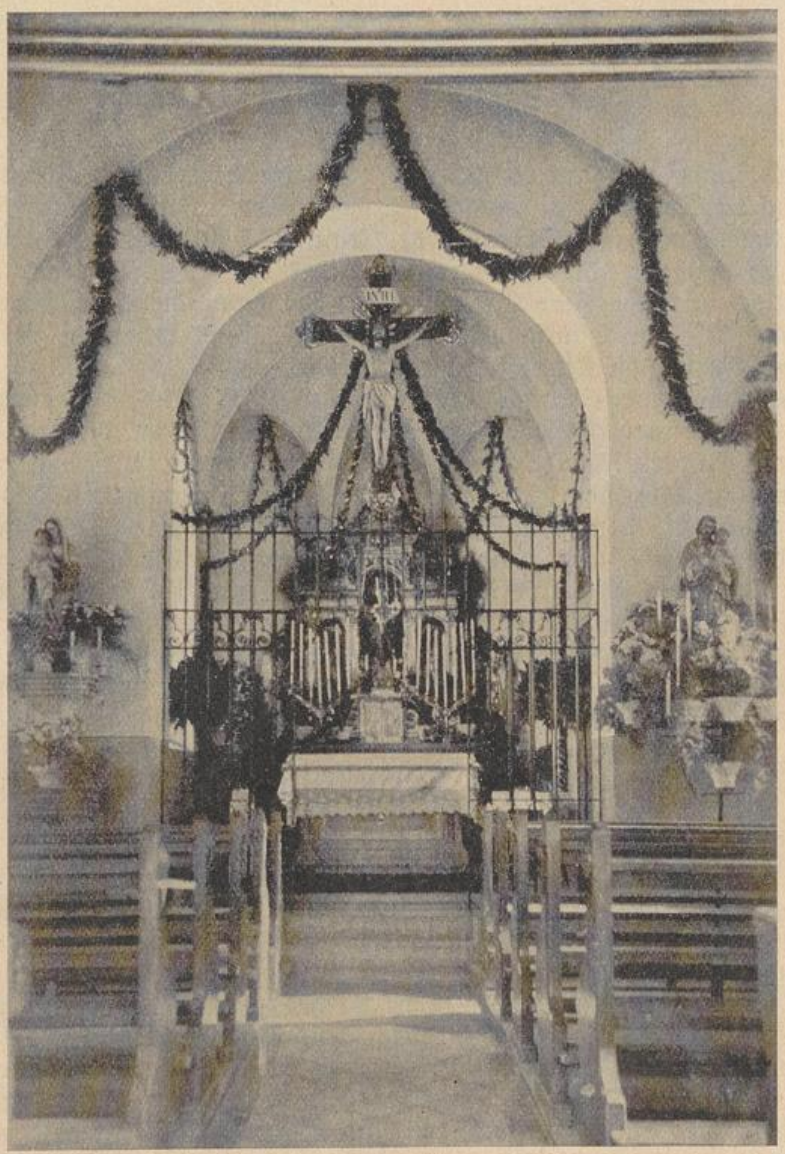
„Herr Kaplan", sagte ich, „jetzt heißt es acht geben. Zwei Wege stehen uns offen, um durch diesen Zaun hinüber zu kommen; entweder legen sie sich auf den Rücken oder auf den Bauch und wälzen sich so unter dem untersten Stacheldraht auf die andere Seite des Zaunes, oder ich hebe den dritten Drahtstrang fest in die Höhe, sie aber drücken den zweiten stark hinunter und dann kriechen sie durch die ovale Öffnung durch."

„Nee, Herr Pfarrer", sagte der Kaplan, „auf den Bauch legen, das tun wir net und ich würde auch mein weißes Rochet total beschmutzen, bitte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heben sie mal den dritten Drahtstrang auf und ich drücke den zweiten schon hinunter und krieche durch." Ich hob also mit aller Kraft den dritten Strang hinauf, der Herr Kaplan duckte sich, drückte den zweiten Strang tief hinunter und setzte seinen linken Fuß hinüber. Beim Nachziehen des rechten Beines aber faßten ein paar Drahtstacheln seine Hosen und zwickten



Missionshaus Altdorf: Inneres der St. Josephskapelle

ihn in die Waden. Als eine ganz natürliche Folge davon hob er seinen Körper etwas in die Höhe und wurde nun auch von dem oberen Stacheldraht erfaßt. Jetzt war der Herr Kaplan ein Gefangener. Der untere Stacheldraht hielt seine Hose fest und der obere sein Rochet. Uff! sagte ich; jetzt ist der Herr Kaplan ein Stacheldrahtgefangener und ich kam ins Lachen und die Sache wurde dadurch noch schlimmer.

„Geduld, Geduld mein Herr", rief ich dem Gefangenen zu; „denn Geduld



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

überwindet sogar Sauerkraut"; aber bevor ich geendet hatte, machte der der Herr Kaplan einen Ruck und einen Schub und mit zerrissener Hose und mit einem großen Loch im Rochet stand er verblüfft auf der anderen Seite des Stacheldrahtes und atmete auf. — Nun legte ich mich auf den Bauch und wälzte mich unter dem untersten Stacheldraht auf die andere Seite des Zaunes.

Nachdem wir uns beschaut und belacht hatten, stimmten wir die fünfte Strophe des Herz Jesu-Liedes an:

Mein Jesus, in dein Herz hinein
Da leg ich alle meine Leiden —

Hernach luden wir unsere sieben Zwetschgen wieder auf unsere Buckel, zogen unsere Rosenkränze aus den Taschen und eilten unserem Ziele zu.

Bald kamen wir zur Wohnung der kranken Frau. Ich hörte selber ihre Beicht, sprach dann die Vorbereitungsgebete für den Empfang der hl. Kommunion und der Herr Kaplan reichte ihr dann die Engelsspeise. Nun betete ich noch die Danksagungsgebete und die Anwesenden verrichteten dann noch einen Rosenkranz für die Leidende.

Hernach wurde der Brotsack aufgetan und jedes Kind, das etwas beten konnte, bekam einen Bissen. Den Hauptteil aber bekam die kranke Frau und deren Kinder. Zum Schluß und Abschied sangen wir noch ein paar Strophen von dem Herz Jesu-Lied. Wenn die Versammelten davon auch nichts verstanden; denn wir sangen es deutsch, so waren alle doch hoch erfreut darüber. Es war zwar ein Krankenbesuch, aber als wir Abschied nahmen, sah man überall glückselige Gesichter, und so ist es überall, wo man Jesus liebevoll und würdig aufnimmt wie eben hier.

Auf dem Heimweg belachten wir nocheinmal die Erlebnisse bei dem Stacheldrahtzaun. Der Herr Kaplan schaute immer auf seine zerrissene Hose und tappte mit der Hand auf seinen Rücken, um die Größe des eingerissenen Loches im Rochet festzustellen. Ich aber erzählte ihm folgende Geschichte, die ich unlängst in der hiesigen englischen Zeitung von Maritzburg gelesen hatte:

Ein Farmer hatte ein Hühnerhaus draußen auf seiner Wiese gebaut, damit die Hühner in den Insekten der Weide ein gutes frisches Futter fänden. Eines Tages war die Hausfrau allein daheim. Da entstand plötzlich ein großer Sturm und führte schwere Rauchwolken mit. Die Frau erschrak heftig; denn sie wußte, daß irgendwo Grasfeuer entstanden sei.

Diese Grasfeuer sind hier in Afrika sehr zahlreich. Meistens entstehen diese durch Unvorsichtigkeit oder durch Unglück. Der Schwarze ist gesetzlich verpflichtet, um seine Strohbehausung eine sehr breite Sandrinne zu machen, damit im Falle ein Grasbrand entsteht, das Feuer vor seinem Hause keine Nahrung mehr findet und stehen bleibt. Kommt nun zur Zeit, wo diese geforderte Brandlinie auszubrennen ist, plötzlich ein Windstoß, so ist alles verloren und es entsteht ein Grasbrand, der jährlich einen Schaden von Millionen anrichtet. Es verbrennen Hütten, Vieh, Wälder, Zuckerrohrplantagen, Menschen usw. Erst diese Tage war in Transvaal beim heißen Wind ein Grasbrand entstanden, dem 400 Schafe und 40 Stück Ochsen zum Opfer fielen. Das Vieh floh vor der Hitze bis es an den Stacheldraht kam, weiter konnte es nicht und hier brannte es zusammen. Einem anderen Farmer sind 8000 Tonnen Zuckerrohr verbrannt.

Unsere Farmersfrau lief also schnurstraks zum Hühnerhaus, wo sie kleine Küchlein hatte. Diese wollte sie retten. Sie kam glücklich zum Hühnerhaus



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und bemühte sich, die kleinen Dinger in ihre Schürze zu stecken. Aber diese hüpften wieder heraus, was die Rettung und die Flucht stark verzögerte.

Inzwischen war das Feuer bis zum Hühnerhaus gekommen und im nächsten Augenblick mußte es in Flammen aufgehen; denn ganze Fetzen und Fladen von brennendem Stroh warf der Sturm bereits in den Hühnerhof. Es war der Frau unmöglich, die Eingangstüre wieder zu erreichen und so beschloß sie, durch die Stacheldrähte sich zu zwängen. Der Wind aber wehte ihr Kleid in die Stacheln hinein, auch hatte sie ja nur eine Hand frei, da sie mit der anderen die mit Küchlein gefüllte Schürze fest zu halten hatte. Kurz und gut, bevor die Frau ihr Kleid aus dem Stacheldraht losgemacht hatte, war das Feuer da, es zündete ihre Kleider an und die arme Frau verbrannte in dem Drahtzaun mitsamt den Küchlein.

Schrecklich, sagte der Kaplan. Schiller hatte wirklich recht gesehen als er schrieb:

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft.

In tiefen Gedanken kamen wir in dem schattigen Walde wieder an. Da fing der Herr Kaplan mit einem feinen Sopran an zu singen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben
So lang noch meine Stimm' erschallt. —

Da wurde auch ich sangeslustig und stimmte an:

„O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt. —"

Hierauf ging es flott nach Hause. Nachdem wir dem göttlichen Heiland im Tabernakel besucht und ihm gedankt hatten, wechselten wir unsere Kleider und dann ging es zum wohlverdienten Mittagstisch.

„Von solchen Brandgefahren und von diesen Stacheldrahtzäunen in den Missionsländern hat man uns im Seminar nichts erzählt", hub der Kaplan an. „Ja", sagte ich, „tatsächlich mitten im Leben sind vom Tode wir umgeben. Der Missionar muß stets ein frommes und braves Leben führen wegen den leiblichen und seelischen Gefahren, von denen er umgeben ist." — Gott möge uns gnädig sein und Maria und der Schutzengel uns stets führen und behüten. —

„Wir haben das Vertrauen, daß der katholische Erdkreis nicht zuläßt, daß unsere Missionare, die den echten Samen ausstreuen, mit Not kämpfen müssen, während andere, die den Irrtum verbreiten, im Überfluß leben."

Benedikt XV.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Stimmen aus dem Königskraal

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

## Waren die Matabelekönige grausam?

Es ist eine sonderbare Tatsache, die jedem der Geschichte studiert auffallen muß, nämlich die Geschichte wiederholt sich immer wieder. Als ich da letzthin die Geschichte der Matabele studierte in dem englischen geschichtlichen Werk: „The passing of the black Kings" fand ich einen auffallenden Zusammenhang mit den Methoden der Machthaber in Rußland und den der beiden Matabelekönige uMziligazi und Lobengula. Die Grausamkeit solcher Machthaber ist vielfach nicht individuelle Grausamkeit, sondern das wohlbewußte Vorgehen, um sich in der Macht zu halten.

So schreibt in der Berliner Illustrierten Nr. 4, Jahrgang 1934 die Russi-



Matabelemädchen bei der Ernte

sche Gelehrtenfrau Tatjana Tshernawin in ihrem Bericht über ihre Flucht aus Rußland folgendes: „Neu aber war es, daß 1928 eine „Kulturrevolution" oder „sozialistische Offensive auf der ideologischen Front" verkündet wurde. Die Bedeutung dieses neuen Schlagwortes war uns anfangs dunkel, bald aber mußten wir zu unserer Bestürzung feststellen, daß gerade wir Vertreter der russischen Intellegenz — Wissenschaftler, Fachleute, Spezialisten — die sogenannten Spez — das Ziel des Feldzuges waren. Warum? — Sehr einfach. Man mußte den Zusammenbruch des Fünfjahresplanes rechtfertigen! — Man brauchte Schuldige; wenn es keine Schuldige gab, mußte man solche produzieren. Der Bedarf an Sündenböcken war umso größer, je schwerer die Mißerfolge waren." Soweit Frau Tshernawin. Die Regierung mußte sich decken, um nicht durch das Fehlschlagen ihrer Pläne selbst in Gefahr zu kommen gestürzt zu werden. Radikale Staatssysteme werden immer zu Gewaltmaßregeln getrieben werden, wenn sie sich halten wollen, Gewaltmaßregeln, die notwendigerweise Grausamkeit nicht



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vermeiden können. Die russische Sowjet hat schon ihren Vorgänger im römischen Altertum. Wir alle wissen, daß die furchtbare Christenverfolgung unter Nero ihren Ursprung hatte in dem Riesenbrand, den Nero selbst hatte legen lassen. Als er aber sah, daß das Volk sehr ungehalten war darüber und er selbst in Verdacht kam, brauchte man schnell einen Sündenbock und dazu mußten die Christen herhalten.

Wenn wir also diese Methoden im Altertum und in der Neuzeit sehen, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn dieselbe Methode auch die Staatskunst der beiden Matabelekönige war.

uMziligazi, der große Heerführer seiner wilden Kriegerscharen, ließ alle Indunas (Hauptleute) mit samt ihren Familien hinrichten, als er auf dem Rückweg von seinem mißglückten Zug an den Sambesi erfahren hatte, daß die Indunas auf die falsche Nachricht hin, daß das ganze Heer vernichtet sei, seinen ältesten Sohn zum Könige ausgerufen hatten. Auch alle seine drei Söhne sollten beseitigt werden, damit er keinen Rivalen mehr zu fürchten hatte der ihm hätte die unumschränkte Macht streitig machen können. Der König war der Staat und der Staat der König, und alles, was nur irgend wie dieser unumschränkten Machtstellung hätte gefährlich werden können, wurd. unnachsichtig beseitigt. Das ganze Volk war Militär, jedes Dorf ein Regiment. Der Induna (Hauptmann) durfte aber nicht zu reich werden. Um immer auf dem Laufenden zu sein über die Treue seiner Indunas, hatte uMziligazi in jedem Dorf mehrere Weiber, die ihm treffliche Spionage leisteten. Wer nur in den Verdacht kam dem König seinen Reichtum zu verheimlichen, oder wer im Ansehen des Volkes auf irgend eine andere Weise zu hoch stieg oder wer sonst irgendwie der Machtstellung des Königs gefährlich werden konnte, wurde mit seiner ganzen Verwandschaft rücksichtslos beseitigt. Das war uMziligazis Staatssystem. Seine Grausamkeit war Selbstschutz in seiner Machtstellung. Kommen wir aber vom Kriegshelden uMziligazi zum großen Diplomaten Lobengula, so sehen wir ein ganz ähnliches Verfahren genau zum selben Zweck, um sich in seiner Macht zu halten.

Lobengula, der einzige überlebende Sohn des uMziligazi — er wurde durch eine List gerettet, während seine beiden Brüder wirklich auf den Befehl des Vaters getötet wurden — hat diplomatisch ein eigenes System ausgedacht, das ihn in seiner einzigartigen uneingeschränkten Machtstellung erhielt. Er war der oberste Opferpriester und auf sein Gebet und Opfer allein war der befruchtende notwendige Regen zu erwarten, er allein war der eigentliche Besitzer all der beweglichen Güter seines Volkes, er gab die Erlaubnis zur Heirat, sein Wort war Gesetz und jeder Verdacht irgend einer Verletzung dieser seiner königlichen Vorrechte wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Das Geheimnis dieser seiner einzigartigen Machtstellung war ein Stab von Zauberern mit deren Hilfe jedes Jahr, die eventuell gefährlich werdenden Elemente beseitigt wurden. Jährlich hielt Lobengula kurz vor der Regenzeit große Parade ab. Alle seine Regimenter, das ist also das ganze Volk, hatte sich in Bulawayo, wo der Königskraal sich befand, einzufinden. Bei dieser Gelegenheit wurden gefährliche Elemente von seinen Zauberern „ausgerochen". Die Schuldigen wurden sofort hingerichtet, ihr Kraal aber wurde „aufgefressen", d. h. alle Weiber und Kinder und Verwandten wurden den Krokodilen zum Fraße in den Umganzafluß geworfen. Es war also sehr gefährlich, reich und angesehen zu sein zur Zeit der Matabelekönige und für so manchen großen Induna mag zu Lobengulas Zeiten am Tage der großen Parade die Sonne für immer untergegangen sein. Ein Beispiel für diese Innenpolitik Lobengulas möchte ich ausführlicher anfüh-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ren, da es dem russischen Fall, bei dem die Gelehrten Rußlands als Sündenböcke herhalten müssen für das Fehlschlagen einer Regierungsmaßnahme aufs Haar ähnlich sieht. Wie schon erwähnt besaß Lobengula obwohl er nicht lesen und schreiben konnte außerordentliche diplomatische Fähigkeiten. Seine Ruhe wurde aber gestört als die Weißen in sein Land kamen und von ihm nicht nur die Jagderlaubnis, sondern viel mehr noch die Erlaubnis nach Edelmetallen wie Gold und Silber zu graben forderten. Da Lobengula einsah, daß ihm die Mittel fehlten, diesem Fordern der Weißen auf die Dauer ein Nein entgegenzustellen; entschloß er sich nach vielem hin und her einen Vertrag zu unterzeichnen, in dem er die Erlaubnis gab in seinem Land nach Edelmetallen zu graben. So sehr er es wohl wünschte, konnte er doch nicht vermeiden, daß seine Indunas von diesem Vertrag erfuhren und zwar gewann das Gerücht immer mehr und mehr Boden, der König habe das ganze Land an die verhaßten Weißen verkauft. Dieses Gerücht veranlaßte nun die Indunas zum Königskraal zu kommen und von Lobengula Rechtfertigung zu verlangen. Die Lage wurde sehr kritisch und da seine Erklärungen über die Verhandlungen mit den Weißen die aufgebrachten Indunas nicht beruhigten stand selbst für seine eigene Person die Sache sehr kritisch, ja es war direkte Gefahr für seinen Thron. Was nun tun. Falls er sich aus der mißlichen Lage heil herausschälen wollte, mußte ein Sündenbock gefunden werden. Und er fand ihn. Ein Induna, der sehr für die Weißen und für den Vertrag mit ihnen eingetreten war, wurde „ausgerochen" und sofort zur Hinrichtung geführt, sein Kraal aber wurde aufgefressen und durch diesen seinen Staatstrick hatte sich Lobengula für dieses Mal aus der Schlinge gezogen. Die Indunas waren einigermaßen wieder besänftigt.

Diese wenigen Zeilen beweisen wohl auf geschichtlichen Tatsachen begründet, daß die beiden Matabelekönige nicht grausam waren aus Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen, sondern aus Selbstschutz.

(Weiteres folgt.)

# Zulumärchen

Von Br. Petrus, RMM. (Fortsetzung)

## Der Mann und der Löwe

Ein Mann hatte auf der Jagd einen Bock erlegt und trug denselben heim. Da sah er die Spuren eines Löwen und untersuchte, woher sie kamen und wohin sie führten. Als er den Spuren so folgte, sah er auf einmal den Löwen im Schatten eines Baumes liegen und schlafen. Vorsichtig und geräuschlos zog sich der Mann zurück, um ja den Löwen nicht aufzuwecken; denn es war schon Abend und die Zeit, wo der Löwe gewöhnlich zur Nachtstreife ging. Kaum war der Mann eine Strecke weit fort, da hörte er den Löwen brüllen. Bald darauf hörte er den Löwen das zweitemal brüllen, doch diesesmal viel näher und sogleich wußte der Mann, daß der Löwe ihn verfolge. So schnell er konnte, eilte er auf einen hohen Berg. Als der Mann hinkam, war es bereits dunkel. Er nahm seine Decke und hängte sie auf einen Busch, der hart an einem tiefen Abgrunde stand. Dann stieg er auf einen hohen Baum in der Nähe und wartete ab, was der Löwe tun würde. Bald kam der Löwe der Spur des Mannes folgend auf den Berg und als er die Decke erblickte, sprang er mit lautem Gebrüll darauf los, stürzte dabei in den Abgrund und starb eines elenden Todes.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Gründung der Heilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM.

Im Jahre 1884 berichtete ein katholischer Advokat von King Williams Town, namens Byrne, dem Obern der Sambesi-Mission, Rev. Father Weld SJ., daß am Great Kei River eine Farm zu kaufen wäre, und er empfahl ihm, sie zum Zwecke einer Eingeborenen-Mission zu erwerben. Die Farm trug den Namen Rocky Nook. Die Gründe, die sie für eine Mission geeignet machen, seien folgende: a) Die Farm befindet sich ganz in der Nähe einer sehr dichten Bevölkerung von Eingeborenen; b) da sie sich zugleich noch in der Cape Colony proper befinde, so biete sie verhältnismäßig eine gute Garantie im Falle irgend welcher Verwirrungen und Unruhen unter den Eingeborenen; c) das Gebiet dehnt sich ungefähr 3000 acres (2,5 acres sind ein Morgen) aus, und falls der Boden zum Anbau sich eignen sollte, so läge die Möglichkeit vor, einen beträchtlichen Teil von Eingeborenen auf dieser Farm zu unterhalten.



Matabelemädchen

Mr. Byrne hatte diese Farm niemals mit eigenen Augen gesehen, und so war er in Betreff der Fruchtbarkeit des Bodens nicht fähig, irgend ein Urteil abzugeben. Deshalb machte er Rev. Father Weld darauf aufmerksam, daß es gut sein würde, bevor man an den Ankauf des Platzes denke, zuerst jemanden zu senden, um die Farm in Augenschein zu nehmen und sich so ein richtiges Urteil darüber bilden zu können.

Ende Dezember 1884 wurde Mr. Fraser, dortmals Scholastikus der Gesellschaft Jesu zu Dunbrody, an den Great Kei River gesandt, um die fragliche Farm zu besichtigen. Er reiste über Grahamstown und King Williams Town zuerst nach Stutterheim, einer kleinen deutschen Kolonie in der Mitte der Gaika's Niederlassung, das der nächst gelegene zivilisierte Platz von Rocky Nook war. Dort traf er Mr. Ewers, einen katholischen Gerichtsbeamten, der gerne damit einverstanden war, ihm Pferde zu verschaffen und zugleich mit ihm nach Rocky Nook zu reiten. Mr. Ewers war zwar selbst niemals in Rocky Nook; doch da er vorher ein Mitglied der Land-Polizei war, so kannte er ziemlich genau die Umgebung des Great Kei River, und glaubte keine Schwierigkeiten zu finden, die betreffende Farm ausfindig zu machen.

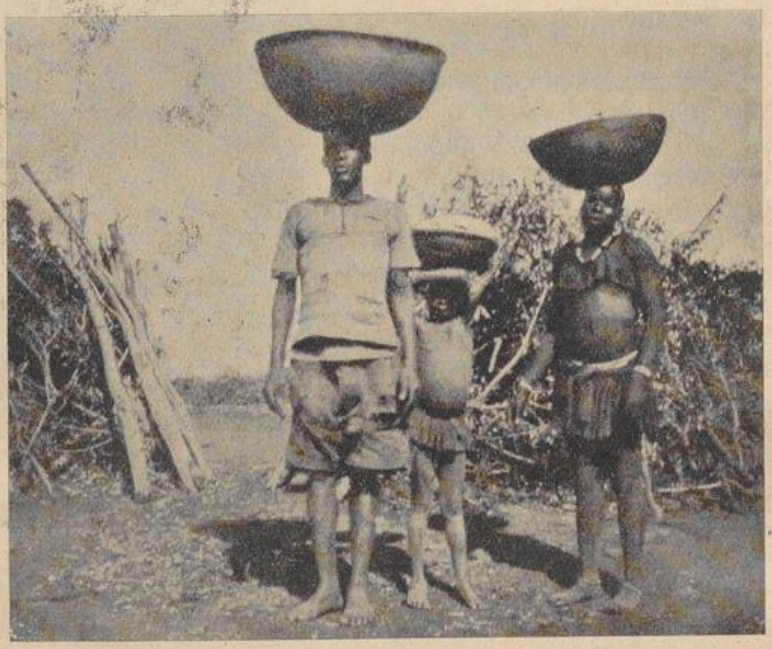
Am 6. Januar 1885 verließ Mr. Fraser in Begleitung von Mr. Ewers früh morgens Stutterheim, um sich nach Rocky Nook zu begeben. Nach manchen Irrwegen kamen sie nach Sonnenuntergang bei einem Mr. Wilkers, einem Buren, an, der ihnen mitteilte, daß sie sich am Orte ihrer



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bestimmung befänden. Dieser Weiße war der Stellvertreter des Eigentümers der Farm. Seine Wohnung bestand aus zwei Lehmhütten, in denen seine überaus zahlreiche Familie untergebracht war. Diese beiden Hütten befanden sich ganz in der Nähe, wo jetzt das Missionshaus steht, etwas mehr rechts gegen den Fluß zu.

Mr. Ewers war wegen der unangenehmen Erfahrungen, die sie an diesem Tage betreffs des Weges gemacht hatten, mißgestimmt und ungehalten. Er äußerte deshalb, bevor sie sich schlafen legten, die feste Absicht, am nächsten Tage wieder heimzukehren. Wolle deshalb Mr. Fraser etwas von der Farm sehen, so müsse er sich beeilen. Aus diesem Grunde machte sich letzterer schon in aller Frühe daran, die Gegend auszukundschaften, und er fand, daß ein großer Teil des Bodens zur Kultivierung geeignet sei; ein



Vor der Scheune, wo das Getreide zuerst gespeichert wird

anderer großer Teil sei Weideland. Aber er konnte keinen geeigneten Platz finden, den man als Drift über den Fluß hätte benutzen können. Als er dann um 10 Uhr vormittags mit Mr. Ewers nach Stutterheim abzureisen beschloß, waren seine Eindrücke von Rocky Nook betreffs der Geeignetheit für eine Mission überaus ungünstige.

Nach King Williams Town zurückgekehrt, begab er sich zu Mr. Byrne, um mit ihm zu beraten, was in dieser Angelegenheit nun noch zu tun sei. Sie faßten den Entschluß, daß, bevor man zu einer endgültigen Entscheidung betreffs Rocky Nook gelange, Mr. Fraser zuerst die Gegend im Transkei, jenseits von Rocky Nook, noch besser auskundschaften und, wenn möglich, von der Vogelschau aus einen Blick auf die Farm von der entgegengesetzten Seite des Flusses aus machen solle. Diesen Entschluß brachte man dann auch in der Folge zur Ausführung.

Einige Tage später begab sich Mr. Fraser zu diesem Zwecke nach Queenstown, und schon am darauffolgenden Tage in aller Frühe reiste er in Begleitung von Rev. Father Fitzhenny nach dem Transkei. Sie benützten



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Eisenbahn bis Imvani und reisten dann zu Pferde über Bramneck und Kei-Junction nach St. Marks, das eine anglikanische Mission im Transkei ist. Hier verschafften sie sich von einem Mr. Merriman, dem Magistrate, einen schwarzen Polizisten als Führer und machten sich dann darauf reisefertig. Nachts schliefen sie bei Mr. Peters in Hoyta, welches früher der „Große Kraal" des in der Geschichte berühmten Gcaleka-Chief Sarili oder Kreli war. Am nächsten Morgen kamen sie in der entgegengesetzten Richtung von Rocky Nook in der Nähe des Great Kei River an.

Father Fitzhenry kehrte nun wieder nach Queenstown zurück, auch der schwarze Polizist begab sich wieder heim nach St. Marks, während Mr. Fraser in Begleitung eines Hottentotten es versuchte, in der Nähe des Flusses einen Platz ausfindig zu machen, wo er einen Überblick über die Farm gewinnen konnte. Nach einigen Schwierigkeiten wegen der rauhen Beschaffenheit des Bodens war er an der höchsten Spitze eines felsigen Hügels, etwa 4—500 Fuß über dem Fluß, angelangt, wo er fast die ganze Farm schön übersehen konnte. Er betrachtete nun die ganze Gegend längere Zeit und kam zum Resultate, daß die Vorteile von Rocky Nook für eine katholische Mission bei weitem die Nachteile überwogen, und daß, obgleich er später einen geeigneteren Platz fand, es ratsam sein würde, diese Farm anzukaufen.

Mr. Fraser kehrte dann nach St. Marks zurück, und von da über Bolotwa und Kundula im Emigrant Tembuland nach Kei-Junction. Dort traf er bei einem Kaufmann namens Dempster wieder mit Father Fitzhenry zusammen. In Kundula sah er ein großes Stück Land, das einem Eingeborenen namens Umlanjeni gehörte, und das sich für eine Mission noch viel besser geeignet hätte. Allein der Eigentümer verlangte einen ganz unvernünftig großen Preis dafür.

In Dunbrody wieder angekommen, berichtete Father Fraser seinem Obern über seine Erfahrungen, worauf dieser (Father Weld SJ.) ein Telegramm an Mr. Byrne absandte, daß er die Farm Rocky Nook ankaufen möge. Auf diese Weise wurde Rocky Nook Eigentum der Gesellschaft Jesu.

Die Farm bestand aus zwei Teilen: der eine hieß Keilands, der andere Rocky Nook. Keilands hatte einen Umfang von 1068 Morgen und der Kaufpreis belief sich auf 750 Dollar. Rocky Nook umfaßte 561 Morgen und kostete 140 Dollar.

Seiner geographischen Lage nach ist Keilands folgendermaßen zu bestimmen: Es liegt am Great Kei River in der Cape Province, wo die vier Stämme der Gaika, Tembu, Gcaleka und Fingoe zusammenstoßen. Es befindet sich unter dem 32° 15' südlicher Breite und 27° 30,8' Länge, ist 64 englische Meilen vom indischen Ozean entfernt und liegt 1700 Fuß hoch über dem Meeresspiegel.

Dadurch daß die Jesuitenväter diese Mission übernahmen, erfüllten sie auch den Wunsch, den Bischof Riccards, bald nachdem sie das von den Trappisten verlassene Dunbrody übernommen hatten, an sie stellte, eine Mission in dem stark bevölkerten Kei-Distrikt zu gründen. Sie suchten darauf, wie wir gesehen haben, einen passenden Platz, konnten aber in der Nähe der Eingeborenen nichts besseres finden als den Distrikt, in dem die heutige Missionsstation Keilands liegt.

(Fortsetzung folgt).



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Johannes Jodokus

Aus „Diel Novellen“ — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Der Graf hatte seinen Hut ergriffen und den Mantel umgehängt. „Ich gehe in den Wildpark“, sagte er; „nach einer Stunde bin ich wieder hier.“

„Es ist gut, was du tust“, entgegnete Juliana.

Sie reichten sich die Hand zum Abschied.

Die Gräfin aber eilte hinaus auf die Altane und blickte ihrem Gatten nach, bis er in den Waldungen verschwand. Silbern schimmerten die Sterne, und die Wälder rauschten vor Frühlingslust. Nach allen Seiten ließ die Dame ihre Blicke schweifen. Sie dachte an ihre Knaben, an ihren Gatten, an Johannes Jodokus und an den alten Großvater, dessen Klause sich über den Bergen dunkel am Horizonte abzeichnete. Dann kniete sie nieder und betete, wie die Großmutter in der Kapelle drunten im Talgrunde gebetet hatte.

### 3. Waldgang.

Johannes Jodokus war doch in der Tat ein sonderbarer Mensch; erst grüßte er den armen Winzer recht freundlich, um sein Herz zu erleichtern, und als dieser seinen Gruß erwiderte und ein Gespräch mit ihm begann, sprang er wie toll auf und davon in den Wald hinein. Die Melancholie war nämlich wieder doppelt und dreifach in sein Herz zurückgekehrt. Die Entlassung von Seiten des Grafen, die abschlägige Antwort der Buchhandlung, traurige Erinnerungen aus der Jugendzeit, seine achtzehn Gulden — alles lief ihm kraus und quer im Kopfe herum. Er achtete gar nicht darauf, daß er seit dem Morgen keinen Bissen mehr gegessen hatte und der Hunger seinen Tribut von ihm forderte, sondern rannte immer weiter und weiter voran in den Wald. Die Dämmerung lag schon lange über dem Tale, und die letzten lichten Streifen verschwanden allgemach, um ihrer Königin, der Nacht, den Vorrang zu geben.

Da war es dem Jüngling plötzlich, als weine jemand ganz in der Nähe. Erschrocken blieb er stehen und lauschte. Das Weinen wurde immer deutlicher, und Jodokus glaubte dazwischen leise Worte zu vernehmen. Er schlich sich näher zu dem Orte heran, von wo die Klänge kamen; aber wie er so auf dem Lauscherposten stand, erinnerte er sich daran, wie man ihn auch am Morgen belauscht hatte und wie sehr er darüber zornig geworden sei.

„Höre, Johannes Jodokus“, sagte er zu sich selber, „das ist nicht recht, anderer Leute Geheimnisse zu behorchen; der Graf hatte kein Recht dazu und du noch viel weniger; denn er ist doch ein hoher, edler Herr, während du nur der arme Johannes Jodokus bist, ohne Würde und Amt, ohne Geld und Gut, ohne Rang und Stand.“

Da wurde mit einem Male das Weinen noch stärker: „Heilige Maria, Mutter Gottes, hilf meinem armen, kranken Vater!“ flehte eine Stimme.

„Der Arme leidet wohl bittere Not“, fuhr Jodokus in seinen Selbstgesprächen weiter; „nun darf ich schon hervortreten, vielleicht daß ich helfen kann, obgleich ich selbst nur der ärmste unter den Menschen bin.“

Leise schritt er seitwärts durch den Wald nach einem Fußpfade hin, dann räusperte er sich plötzlich wie von ungefähr und trat aus den Bäumen hervor. In der Lichtung kniete unter einer Buche ein junges Bauernmädchen und betete. In dem schwachen Sternenlichte glaubte Johannes ein Bild der Mutter Gottes unter der Krone des Baumes zu bemerken.

Als der Jüngling aus dem Walde trat, fuhr das Mädchen erschrocken zusammen und stand von der Erde auf; dabei wischte sie sich ein paarmal mit der Schürze über die Augen. Jodokus, der helfen konnte, und doch nicht gerne sein Lauschen verriet, war ganz verlegen, was er beginnen sollte. Schon wandelte ihn wieder die Lust an, seitwärts in den Wald zu entspringen; aber zum Glück fuhr ihm ein schlauer Gedanke durch den Kopf. Mit festen Schritten ging er auf das Bauernmädchen zu und fragte: „Wißt Ihr mir nicht den Weg zu zeigen nach der Stadt?“

„Da will ich auch gerade hin“, entgegnete das Mädchen; „Ihr könnt ruhig mit mir gehen.“

Jodokus sagte nichts; schweigend wanderte er an der Seite des Mädchens voran. Aber mit sich selber sprach er desto lauter. „Höre, Johannes Jodokus“, hub er in Gedanken an, „die Tochter hat für ihren kranken Vater gebetet; da könntest du ja einmal versuchen, ob du deine Wissenschaft nicht ganz verlernt hast. Sieben Semester medizinischer Studien sollten doch hinreichen, um einen Bauern kurieren zu können.“

Das machte Herrn Johannes Mut,



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und er faßte sich ein Herz: „Was wollt Ihr denn noch so spät in der Stadt?“ fragte er seine Begleiterin.

„Ich will den Doktor rufen“, entgegnete sie; „mein Vater ist krank und leidet große Schmerzen. Aber es wird doch vergebens sein, und der Doktor kommt gewiß nicht zu uns herauf in den Wald.“ Dabei brach sie in lautes Weinen aus.

Jetzt war Jodokus entschlossen. „Kehren wir nur gleich um“, sagte er; „ich bin selbst ein Stück Doktor und habe drei und ein halbes Jahr die Medizin studiert, da könnte ich vielleicht selbst Eurem Vater helfen.“

„Gewiß könnt Ihr das!“ rief das Mädchen freudig aus. „Ihr müßt ja ein ganz gelehrter Mann sein, wenn Ihr so lange studiert habt. Mein Vater hat gar nicht studiert und hat doch schon manchen Kranken gesund gemacht durch allerlei Kräuter, die im Walde wachsen. Aber für sich selber findet er das rechte Kräutchen nicht.“

Immer höher stiegen die beiden Wanderer auf dem schmalen Waldsteig hinan. Freude und Hoffnung beschleunigten den Schritt des Mädchens, während Jodokus kaum zu folgen vermochte. Plötzlich glänzte ihnen aus dem Dickicht des Waldes ein schwaches Licht entgegen. „Nun sind wir gleich da, lieber Herr“, sagte das Mädchen.

Die Wohnung war eine aus Baumstämmen roh zusammengefügte Hütte; die Ritzen zwischen den Balken waren mit Moos ausgefüllt, und ein Dach von Baumzweigen und Stroh schützte vor dem herabstürzenden Regen und Schnee. Solche ärmliche Häuschen finden sich oft in abgelegenen Berggegenden, wo sie während des Sommers den Köhlern und Holzhauern zum Aufenthalte dienen, im Winter aber völlig verlassen und einsam stehen. Doch diese Hütte war auch für die rauhe Jahreszeit eingerichtet, fester gebaut und durch eine Wand in zwei Kammern geschieden.

Die beiden Wanderer waren an ihrem Ziele angelangt; leise öffnete das Mädchen die Türe der einen Kammer und trat ein, Jodokus folgte ihr. Auf einem ärmlichen Bette lag ein schon ziemlich bejahrter Mann, bleich und abgezehrt.

„Vater“, sagte die Tochter, „hier ist ein Herr, der lange studiert hat, und wenn er auch noch kein Doktor ist, es doch werden will. Er wird Euch heilen; denn die liebe Mutter Gottes hat ihn mir zugeschickt, als ich vor ihrem Bilde am Kreuzweg betete.“

Der Kranke warf einen dankenden Blick auf den Jüngling und sagte mit schwacher Stimme: „Gott lohn's Euch, lieber Herr, daß Ihr einem armen verlassenen Manne in der Not zu Hilfe kommt.“

Aber Johannes stand regungslos mitten in der Stube und bewegte sich keinen Schritt rückwärts noch vorwärts. „Höre,



Am Sambesi (Apost. Präfektur Bulawayo)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Johannes Jodokus", sprach er zu sich selber, „das ist ein gewagtes Tun; du bist noch kein Doktor, und wie wäre es, wenn der Mann durch deine Dummheit sterben würde?" Es wurde ihm ganz schwindelig vor den Augen.

Da trat das Mädchen mit dem Lichte zu dem Bette ihres Vaters heran; sie meinte, der Herr könne nicht genau sehen und stehe deshalb so ratlos da. Bei diesem Anblick ermannte sich Jodokus: „Ich kann nun doch nicht mehr zurück", dachte er bei sich, und zugleich fühlte er ein wunderbares Selbstvertrauen in seiner Seele auftauchen. Er griff nach der Hand des Kranken und fühlte dessen Puls. „Wie lange ist der Vater krank?" fragte er die Tochter.

„Schon seit Weihnachten", entgegnete diese schluchzend.

Johannes stellte noch einige ärztliche Fragen, und plötzlich fuhr es ihm wie ein Lichtstrahl durch seinen Verstand. „Ich glaube, daß ich helfen kann", sagte er freudig, „aber Eile tut not. — Wie weit ist es von hier nach der Stadt?" fragte er abermals.

„Kaum eine Stunde", entgegnete die Tochter.

Der Jüngling blickte nach der Uhr", die an der Wand hing. „Neun Uhr", sagte er; „da wäre es noch möglich, die nötigen Arzneien zu bekommen."

„Ich gehe gleich", fiel die Tochter ein.

„Aber Ihr dürft mich nicht verraten, weil ich noch kein Doktor bin", hub Jodokus von neuem an, den abermals die Angst befiel. Er zog ein Blättchen aus der Tasche und schrieb einige Namen darauf. „Bereiten will ich die Arznei selber", sagte er.

Wie er dies sagte, liefen plötzlich wieder die hellen Tränen aus den Augen des Mädchens.

„Warum weint Ihr?" fragte Jodokus.

Der Kranke winkte dem Jünglinge. „Herr", flüsterte er, „wir sind arme Leute. In der Apotheke gibt man meinem Kinde die Sachen nicht, wenn es nicht bezahlen kann, und Geld haben wir keines."

Ohne etwas zu erwidern, griff Jodokus in seine Tasche und drückte dem Mädchen verschiedene Münzen in die Hand. „Es wird wohl reichen", sagte er verschämt; „ich habe auch nicht mehr bei mir."

Ein Freudenstrahl flog über die Züge der Tochter. „Gott lohn's Euch tausend- und tausendmal", sagte sie.

Dann ging sie zu dem Bette ihres Vaters, nahm eine Tasse und hielt sie dem Kranken an die heißen Lippen: „Trinkt noch einmal, Vater", sagte sie.

„Trinke du, liebes Kind", flüsterte der Kranke, „du hast ja seit gestern nichts mehr genossen."

Diese Worte wurden sehr leise gesprochen, aber Jodokus hatte sie dennoch gehört. Rasch nahm er sein Brot hervor und schnitt es mitten durch. „Ich bin selber arm", sagte er, „aber das wenige teile ich mit Euch." Er gab die Hälfte dem Mädchen. „Nun sputet Euch", sagte er verlegen, um sich dem Danke zu entziehen. Die Jungfrau drückte noch einen Kuß auf die Stirne des kranken Vaters und eilte davon.

Johannes aber rückte die Bank zu dem Bette des Kranken heran, setzte sich darauf und verzehrte sein trockenes Brot mit einem seelenvergnügten Gesichte. Es war ihm so leicht und froh ums Herz, wie seit langem nicht mehr; alle Trauer lag weit hinter ihm, und nur heitere Bilder umspielten seine Seele.

Ehe noch die Schwarzwälder Uhr die Mitternachtsstunde ankündete, stand bereits das Fläschchen mit der noch warmen Arznei in einem mit Wasser gefüllten Topfe, um sich abzukühlen. Die Liebe hatte das Mädchen zur Eile gespornt und die Wegstunde bis zu dem Städtchen verkürzt.

„Nun legt Euch immerhin zur Ruhe nieder, Ihr habt ja doch seit mehreren Tagen nicht mehr geschlafen", sagte Jodokus zu dem Mädchen, als dieses ihrem Vater den ersten Löffel des Heiltrankes gereicht hatte; „für das andere will ich selber sorgen."

Wie die Tochter sich auch wehren mochte, sie mußte endlich dem Drängen des Jünglings nachgeben. So sagte sie gute Nacht und ging in die vordere Kammer; aber bevor sie sich auf den Strohbund niederlegte, sprach sie noch einmal aus Herzensgrund ein heißes Dankgebet.

Jodokus wachte an dem Bette des Kranken und reichte ihm von Zeit zu Zeit die Arznei; nur weniges sprach er mit dem Manne, aber das wenige reichte hin, um ihn tief in anderer Leute Not und Jammer blicken zu lassen, daß sein eigenes Leid verschwand wie Tautröpfchen vor dem Sonnenstrahl.

Als der Tag erwachte und die Vögel im Walde bereits lustig zwitscherten, trat die Tochter in die Stube und grüßte ihren Vater und den Jüngling. Dem Kranken war es leicht um die Brust, ob infolge des Heiltrankes oder freudiger Hoffnung — das wußte er selber nicht. Jodokus aber sagte: „Ihr seid noch nicht so weit, und es kann wohl noch mancher Tag vorübergehen, bis Ihr genesel. Aber habt nur guten Mut und betet, damit Gott seinen Segen gibt."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit unaussprechlichem Danke blickte die Jungfrau den Jüngling an, und gleiche Liebe schaute auch aus den Augen des kranken Vaters.

„Ich muß jetzt hinuntergehen in die Stadt", sagte Johannes; „aber vor Mittag bin ich wieder hier und bringe alles mit, was Ihr nötig habt."

Er nahm Stock und Hut und schritt aus der Hütte. Wie war es ihm so froh ums Herz, und wie wohlig wehte die frische Morgenluft um ihn! Und als er am Rande des Waldes stand und aus dem blauen Himmel herab die Sonne ihn freudig begrüßte und aus dem Talgrunde die weißen Nebel emporstiegen und das Kreuz des Kirchturmes glitzerte und blinkte und heller Glockenklang über Berg und Tal hinschwebte: da jauchzte der Jüngling hoch auf vor nie empfundener Fröhlichkeit und schämte sich ordentlich vor dem Johannes Jodokus von gestern. Er konnte sich nicht enthalten, niederzuknien in das taufrische Gras und Gott dem Herrn zu danken für das ungewohnte Glück.

Im Städtchen angekommen, gab Johannes dem Sohne des Bürgermeisters den Unterricht, dann ging er in seine Dachkammer und steckte die Hälfte der achtzehn Gulden ein. Im Städtchen machte er noch verschiedene Einkäufe, und dann schritt er abermals mit wohlgefüllten Taschen den Waldsteig hinan.

## 4. Der erste Mai.

In seiner Dachkammer saß Johannes Jodokus, die Feder in der Hand; vor ihm auf dem Tische lag das aufgeschlagene Gedenkbuch. Er hatte eben mit schwarzer Tinte das Blatt vom 1. April in Rahmen gefaßt, ähnlich einem Totenzettel. Jetzt schlug er das Blatt um und schrieb auf die folgende leere Seite:

„‚Leben und Gras, wie bald welkt das!' So schrieb ich, Johannes Jodokus, vor einem Monate, als mich die Melancholie in den April geschickt hatte und Lebensüberdruß und Menschenhaß und Sterbenslust mitsamen ihren Reigentanz aufführten. Aber der einsame Waldsteig und der alte Gerhard, weiland Wildmeister seiner gräflichen Gnaden, wie Johannes Jodokus weiland Hauslehrer derselben gräflichen Gnaden, und — hier machte Johannes einen großen Gedankenstrich — haben mich kuriert. ‚Ernst, ernst, ohne Ernst bringt man's zu nichts!' — so hat's in meiner Jugend geheißen; jetzt sage ich: ‚Frischgemut, frischgemut, ohne Leichtsinn bringt man's zu nichts' — wohlverstanden, wenn einer Dichter und Melancholiker ist!

„Wie ich, Johannes Jodokus, zu diesem glücklichen Ausgang gekommen bin, das will ich jetzt niederschreiben und die Feder ausspritzen und dann das Gedenkbuch schließen, vielleicht für immer, jedenfalls für lange Zeit.

„Der alte Gerhard ist nun wieder soweit hergestellt, dank den frommen Gebeten seiner treuen Tochter Maria, denn meine Wissenschaft hat nur wenig dabei getan. Er darf bereits zuweilen ein Stündchen aufstehen und auf der Bank vor seinem Häuschen im warmen Sonnenstrahl die Frühlingslüfte atmen. Dann sitzt sein Kind gewöhnlich neben ihm und spinnt; sie dreht den weißen Flachs zu so feinen und zarten Fäden, daß man ihre Arbeit gut bezahlt und sie ein wenig beisteuern kann zum täglichen Unterhalte. Es reicht freilich nicht; aber ich bin ja auch noch da und habe empfunden, wie wohl es der Seele tut, anderer Leute Not und Elend zu lindern.

„Das ist ein wonniges Plätzchen dort oben in der stillen Waldeinsamkeit; Primeln und Anemonen strecken vorwitzig ihre blühenden Köpfchen aus dem dürren Laube zum freundlichen Gruße hervor; Eidechsen rascheln hindurch und spielen in der Sonne, und im zarten ersten Grün der Buchen singen die Vögel ihre Lieder. Und weit hinaus in der Ferne am Himmel schweben lange, seltsam gezackte Streifen, bläulich verschwommen wie Wolkenbänke — das sind die Alpen, die seltsam herüberschauen und mit geheimem Rufe die Seele an sich ziehen, daß sie von tiefen, klaren Seen, Gletschern und Wasserfällen träumt.

„An diesem Orte saß ich gestern mit dem Kranken; das Spinnrad schnurrte, und fast hätte mich wieder die Lust angewandelt, ein Lied zu dichten, nicht träumerisch und traurig, sondern heiter und froh. Da sagte der Alte plötzlich: ‚Da ich wieder erzählen darf, Herr Jodokus, will ich Euch auch mitteilen, wie ich in diese Armut gekommen bin.' Bei diesen Worten stand das Mädchen auf, nahm ihr Spinnrad unter den Arm und ging in das Häuschen. ‚Sie hört das nicht gerne', sagte Gerhard, ‚denn sie ist dabei beteiligt. Wir können so auch offener miteinander reden.

„‚Seht Herr, im vorigen Jahre um diese Zeit war ich noch wohlbestallter Wildmeister unseres gnädigen Herrn Grafen. Das ist der ansehnlichste Posten in seinem Hause, aber auch der schwierigste; denn der Graf ist, wie man zu sagen pflegt, ganz närrisch auf die Jagd und auf das Wild. Seltsam — den Großvater, Graf Augustin, habe ich gleichfalls noch gekannt, er war auch ein närrischer

Kauz, die Leute nannten ihn einen Poeten. Den alten Römerturm über den Steinbrüchen hatte er sich zu einer Klause einrichten lassen. Dort saß er den ganzen Tag und dichtete, während in der Wirtschaft alles hinterrücks ging und, wie man munkelt, beinahe die ganze Besitzung unter den Hammer kam. Aber sie haben alle insgesamt einen Sparren. Graf Augustin hatte einen einzigen Sohn, er hieß Winfried, der war in die Pferde vernarrt und verschleuderte große Summen für diese Liebhaberei. Und dessen ältester Sohn, der jetzige Graf, treibt es ähnlich in der Jagd. Den ganzen Winter über ist er draußen in den Wäldern; oft sind große Treibjagden, zu denen die Herrschaften aus weiter Ferne herkommen. Dann folgt Fest auf Fest; die Gräfin aber, eine liebe, gute Frau, soll deshalb manche bittere Stunde haben. Wie nämlich die Rede geht, liegt dem Grafen der Wildstand mehr am Herzen als Frau und Kind, von den großen Ausgaben gar nicht zu sprechen. Doch Ihr habt das wohl selber beobachtet, Herr Jodokus', sagte der Wildmeister, indem er sich mit fragendem Blicke zu mir hinwandte. ‚Nicht umsonst sind die Augen der Gräfin oft so rotgeweint. Freilich, der Graf meint es nicht böse, und in manchen Stunden herrscht da unten das schönste Familienglück. Aber dann kommt die Leidenschaft, und wenn die Gräfin nur ein Wörtchen des Tadels spricht, dann ist der Unfriede da. Graf Alfons läßt sich dann oft tagelang nicht im Schlosse blicken, sondern streift in den Wäldern umher, und das sind schlimme Zeiten.'

„Ich hatte den Kummer der Gräfin wohl auch schon bemerkt, aber die Ursache war mir unbekannt; jetzt wurde mir vieles klar. Nur dachte ich, der Graf sei nicht bloß bezüglich der Jagd ein Narr, sondern habe auch hinsichtlich der Dichter einen Sparren. Das hatte ich ja selbst gerade vor einem Monat erfahren.

„Der Wildmeister fuhr indessen in seiner Erzählung fort: ‚Eigentlich gehen mich diese Verhältnisse nichts an; es soll nur zur Erklärung dienen. Es sind nun zwei Jahre her, da fiel es dem Grafen ein, sich einen Wildpark anzulegen. Bäume wurden gefällt, Pfähle gebrannt, Umzäunungen angelegt, viele Arbeiter fanden Beschäftigung. Für die armen Leute war es ein Gewinn, denn hohe Summen wurden verbraucht. Nach Vollendung des Parkes wurden Hirsche, Wildschweine und anderes Rotwild eingepfercht; alles nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Ich erhielt als Waldmeister die Obhut und wohnte in einem schmucken Häuschen am Eingange des Parkes. Seht, Herr, hier beginnt eigentlich mein Unglück. Der Graf hatte immer große Stücke auf mich gehalten; aber da verendete im vorigen Frühjahr der schönste Edelhirsch. Das brachte den Herrn in Zorn, denn seine verwundete Stelle war getroffen. Er ist sonst ein gütiger Mann, aber in Jagdsachen spaßt er nicht. Mir gab er die Schuld an dem Unfall, denn ich hätte nicht für die Tiere gesorgt, wie es meine Pflicht gewesen, und doch war ich unschuldig gleich einem neugebornen Kinde. — Es sollte noch schlimmer kommen.

„Drei Wochen später wurden fünf prächtige Tiere in einer Nacht aus dem Parke weggeschossen. Ich hatte wohl die Schüsse gehört, konnte aber den Frevler nicht entdecken. Als ich dem Grafen die Anzeige machte, war er schon von allem unterrichtet; und denkt Euch meinen Schrecken, er sagte, ich selber habe die Tiere geschossen und verschachert; man habe mich gesehen, wie ich sie zwei Männern im Walde ausgeliefert. Ich mochte leugnen, soviel ich wollte, der Graf wurde dadurch nur noch zorniger. Ich könne Gott danken, sagte er, daß er mich nicht den Gerichten überliefere; denn diejenigen, welche mich gesehen, würden gegen mich schwören. Seinen Dienst aber müsse ich alsogleich verlassen, er wolle keinen Dieb unter seinen Leuten haben. So war ich mit einem Male brotlos geworden, ohne meine Schuld, und ehrlos dabei. Im Städtchen und in der ganzen Gegend erzählte man sich mein angebliches Verbrechen, und niemand wollte mich zur Arbeit haben. Hätte nicht meine Tochter für mich bei der Gräfin angehalten, daß man mich unter die Holzhauer aufnehme, dann wären wir beide entweder Hungers gestorben, oder ich hätte die Gegend verlassen müssen. So tröstete ich mich, richtete mir diese verlassene Hütte ein, und es ging uns wieder leidlich gut. Aber dann kam meine Krankheit, das Ersparte war bald aufgezehrt, und Not und Elend zogen ein, bis Ihr Euch unser erbarmtet wie ein rettender Engel, welchen Gott uns schickte.

„Lieber Herr das ist der Hergang meiner Entlassung aus dem einträglichen Dienste; allein jetzt kommt erst die Hauptsache, weshalb ich eigentlich recht froh bin, daß alles so geschehen ist. Damals, als der Wildpark fertig war, gesellte mir der Graf einen neuen Jägerburschen zu. Ich mochte nicht viel von dem jungen Manne wissen, denn er war ein Raufbold, und seine Sitten gefielen mir nicht. Desto größere Stücke hielt der Graf auf ihn. — Herr Jodokus, ich will keinen Menschen verdächtigen, aber Euch

muß ich das erzählen, weil Ihr so gütig gegen uns waret. — Nach kurzer Zeit kam dieser Jägerbursche gar oft in mein Haus, nicht wegen der Geschäfte, sondern, wie ich bald merkte, wegen meiner Maria.'

„Hier muß ich für Augenblicke die Erzählung des alten Gerhard unterbrechen. Es passierte mir ein eigentümliches Ding. Als der Wildmeister die letzte Bemerkung machte, hatte ich mich unwillkürlich von der Bank zur Erde niedergebeugt und ein Blatt vom Boden aufgehoben, damit er meine Verwirrung nicht sähe. Glutröte war in mein Gesicht gestiegen, mein Herz pochte heftig, und ich weiß doch gar nicht recht warum.

„Gerhard aber fuhr fort: ‚Es war ein Glück, daß mein Kind von dem Jägerburschen so dachte wie ich selbst. Sie hielt sich von ihm ferne, wie es sich für ein eingezogenes und sittsames Mädchen schickt. Das ärgerte den Gesellen; aber er ließ es sich nicht merken, sondern kam nur noch häufiger zu uns, so daß ich meinen Dienst nicht einmal nach Pflicht und Recht versehen konnte, aus Sorge für mein Kind. So ging es ungefähr drei Monate hindurch. Da erschien er eines Sonntags im schönsten Putze und verlangte geheim mit mir zu reden. Er hielt um die Hand meiner Tochter an; aber, Herr, ich sagte nein und verbot ihm sogar mein Haus, und das war die Ursache meines Elendes. Auch der Graf verwendete sich bei mir für den Jägerburschen, allein ich schlug sein Gesuch gleichfalls rund ab; Maria ist ja mein Kind, und ich will sie nicht unglücklich sehen. Seit jener Zeit war der gnädige Herr mir aufsäßig.

„Ungefähr einen Monat später verendete der Edelhirsch; ich habe die Tiere gut gepflegt und vermute eine böse Tat. Doch ich will nicht urteilen. Dann ereignete sich der Wildfrevel, und das übrige wißt Ihr. — Der Jägerbursche ist jetzt Wildmeister; er hat geheiratet, aber man sagt, die Ehe sei unglücklich, denn der Mann liege den ganzen Tag über in den Wirtshäusern. Der Graf hätte ihn schon längst fortgeschickt, wenn er nicht ein so tüchtiger Jäger wäre.'

„So endete der alte Gerhard seine Erzählung. Als er von der Heirat des Jägerburschen redete, atmete ich frei auf; es machte mir das eine ganz unerklärliche Freude.

„Dies habe ich in mein Gedenkbuch niedergeschrieben: erstens, weil ich auf dem Waldsteig und in dem einsamen Häuschen wieder der ‚muntere' Johannes Jodokus geworden bin, und zweitens, weil durch diese Erzählung ein Entschluß in meiner Seele auftauchte, der vielleicht für mein ganzes Leben entscheidend ist."

Johannes Jodokus hielt inne im Schreiben und legte seine Feder weg. Er ging zum Fenster und blickte träumerisch in den knospenden und blühenden Mai.

Eine gute Weile stand er da, zuweilen flog eine unbeschreibliche Glückseligkeit über sein Antlitz, zuweilen aber verfinsterte sich seine Stirne, als empfinde er einen Nachstoß früherer Tage. Jetzt trat er wieder zu dem Tische heran, tauchte die Feder ein und schrieb:

„Als Dichter wurde ich verkannt und verspottet, als Hauslehrer entlassen, zur Promotion in der Medizin habe ich kein Geld — aber droben in der armen Holzhütte bin ich reich geworden im Gemüte: in der Armut hat mir Glück, Freude und innere Zufriedenheit gelächelt . . .

„Johannes Jodokus, vergiß deine Träume, werde arm, vertraue auf Gott! Als armer Johannes Jodokus" — hier machte er wieder einen großen Gedankenstrich, warf die Feder weg und schlug das Gedenkbuch zu. Dann verbarg er es in einem kleinen Päckchen, das neben ihm auf dem Tische lag, hob das Päckchen auf den Rücken, warf noch einen Blick durch das Dachfenster und in die Kammer und schritt stolz wie ein Fürst die Treppe hinunter.

„Reiset glücklich!" sagte die Hausfrau beim Scheiden zu dem Jüngling.

Und Jodokus schritt den einsamen Waldsteig hinan; der Kuckuck grüßte ihn aus dem Walde, und in Hecken und Gebüsch musizierten die Vögel als Gottes freie Spielleute und Sänger. Jodokus aber stimmte ein in ihren Freudenruf; laut tönte sein Lied unter den lichten Kronen der Bäume:

„Und so lass' ich denn die Klagen,
Werf' sie aus dem Herzen fort,
Denn die Nachtigallen schlagen,
Und es tönt von Ort zu Ort.

Ist mir's doch wie heil'ger Segen,
Der zur Erde niedersinkt;
Blüten sprossen auf den Wegen,
Himmelstau im Kelche blinkt.

Was von Leid im Herz ich habe,
Ist ein tiefer, schwerer Traum —
Freudig leg' ich ihn als Gabe
Opfernd an den Kreuzesbaum."

### 5. Im Schlage

Das war ein reges Leben hoch oben in den Waldbergen. Die Äxte klangen, und die Sägen schwirrten; manch stattlicher Baum, der schon im Winter geschlagen worden, lag auf dem Boden und erwartete, gespalten, zerteilt und in Klafter gesetzt zu werden. Den Holzhauern rannen die hellen Tropfen von



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Stirne, denn die Arbeit war schwer, und die Sonne schien heiß auf die Lichtung herab. Und doch waren alle guter Dinge: fröhliche Lieder tönten, und wie im Takte fielen die wuchtigen Axtschläge nieder, und das ferne Echo antwortete auf Lied und Schlag.

Jetzt ließen plötzlich alle die Axte ruhen, knieten in das frische Gras und beteten den Englischen Gruß, denn ein kleines Glöckchen verkündete die Mittagszeit. Dann sammelten sich die Holzhauer im Schatten, nahmen ihre Blechbüchsen hervor und ließen sich das Essen wacker schmecken. Muntere Gespräche versüßten das arme Mahl. In einer Gruppe besonders ging es lustig zu; da war ein junger Arbeiter, dem alle lauschten, und zuweilen lachten sie hell auf bei den Späßen ihres Kameraden. Die Züge des Mannes waren weniger gebräunt als die der übrigen Holzhauer, auch hatten seine Hände noch nicht die harten und rauhen Schwielen; wer ihn aber bei der Arbeit sah, der mußte meinen, der Jüngling sei nie etwas anderes gewesen, als ein armer, schlichter Hauer.

Glücklicher Johannes Jodokus!

Der Schüler der Arzneikunde war es, dessen heitere Laune die armen Leute im Walde so fröhlich stimmte; die Axt war sein Seziermesser geworden, und damit schlug er frisch hinein in das feste Holz.

Das war aber folgendermaßen gekommen.

Nachdem der alte Gerhard am letzten April dem Jüngling seine Geschichte erzählt hatte, war dieser nachdenklich hinabgestiegen in das Städtchen. Und wie er einsam auf seiner Dachkammer saß, hatte er ein seltsames Gespräch mit sich selber vollführt.

„Höre, Johannes Jodokus", hatte er gesagt, „die achtzehn Gulden sind einer nach dem andern in die Waldhütte gewandert, und wenig ist mehr davon übrig. Die fünf Gulden, welche dir der Bürgermeister allmonatlich ausbezahlt, sind kein großes Kapital; zehn Kreuzer täglich — das ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Und wie soll's erst gehen, wenn drei hungrige Magen davon zehren müssen? Was Maria durch Spinnen verdient, reicht lange nicht hin, um ihren Vater genugsam zu pflegen. Also, Johannes Jodokus, deine Sache ist es, dafür zu sorgen — das fordert die Dankbarkeit und die Liebe. — Aber wie? — Nun, ich könnte in die Residenzstadt ziehen und eine neue Stelle als Hauslehrer suchen" — bei diesen letzten Worten hatte Jodokus seinen Rock betrachtet und verdrießlich den Kopf geschüttelt. „Der ist fadenscheinig geworden und ähnlich einem Bettlerkleid; er wird mich nicht empfehlen, und einen neuen zu kaufen bin ich auch nicht imstande. Und dann — wie leben, bis die Stelle gefunden ist? Was essen und was trinken? — Nein, Johannes, das geht einmal gar nicht."

Eigentlich war es noch ein ganz anderer Grund, der den Jüngling von der Ausführung dieses Planes abhielt; aber das wollte er sich selber nicht eingestehen.

Also sann er abermals nach, und plötzlich sprang er hoch auf und jubelte und sang, als sei ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. „Ich hab's gefunden", rief er aus; „Johannes Jodokus, du bleibst im Walde. Da hat dir zuerst das karge Glück gelächelt, da hast du Freude und Seligkeit empfunden, darum sei fortan der Wald dein Aufenthalt, er sei's bis in den Tod." Aber gleich verbesserte er sich wieder: „Dichte nicht, Johannes", sagte er, „das heißt, du bleibst im Walde, solange Gott es haben will und bis er dich zu einem andern Berufe führt. — Dreißig Kreuzer Tagelohn bekommt ein Holzhauer, das macht monatlich fünfzehn Gulden, und davon können schon drei Leute leben, wenn sie genügsam sind. Bald ist auch Gerhard wieder gesund, und dann kann ich sparen auf eigene Faust: vielleicht verschafft die Axt mir leichter ein Doktordiplom als Studium und Lehrersorgen. Und dann, Johannes Jodokus — wenn du Doktor geworden bist, ja dann —"

Er sagte nichts weiter; eine Träne funkelte statt der Worte in seinen Augen.

So war der Entschluß gefaßt; noch am selbigen Abend kündete Jodokus dem Bürgermeister den Unterricht auf, da er auf lange Zeit verreisen müsse, schrieb noch am folgenden Morgen die Erzählung des Försters in sein Gedenkbuch nieder und schritt dann wohlgemut mit seinen wenigen Habseligkeiten und einem Lied auf den Lippen dem Waldhäuschen zu.

Der alte Gerhard und seine Tochter machten große Augen, als der Jüngling ihnen seine Pläne enthüllte; sie wollten gar nichts davon hören. „Es ist nicht recht, daß ein so gelehrter Mann Holzhauer wird", sagte Gerhard, und das Mädchen fügte bei: „Unsertwegen erst gar nicht. Ihr habt uns schon genug Wohltaten erzeigt, auch ist mein Vater beinahe wieder gesund, und ich kann jetzt spinnen Tag und Nacht."

(Schluß folgt.)

Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 10 Oktober 1934 52. Jahrgang


## Maria im Rosenhag

*Es blüht ein Kreuz von keuschen Rosen*
*An deiner Brust in bunter Pracht:*
*Allein die schönste Himmelsblüte*
*Hast du zur Weihnacht uns gebracht:*
*Das Himmelsröslein Jesus Christ,*
*Der unser aller Heiland ist.*

*Es strahlt im lichten Wald von Kerzen*
*Dein Bild, so himmlisch mild erhellt,*
*Doch reiner als die reinsten Lichter*
*Erstrahlt dein Kind: das Licht der Welt.*
*Des Vaters Abglanz, Jesus Christ,*
*Der unsre wahre Sonne ist.*

*Es ist dein Herz zu allen Zeiten*
*Von sieben Schmerzensschwertern wund.*
*Doch eins drang dir von diesen sieben*
*Bis in der Seele tiefsten Grund —*
*Das Schwert, das durch zwei Herzen ging,*
*Als Jesus tot am Kreuze hing.*

*P. Siegfried Schneider OFM.*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Missions- und Ordenspioniere

**Br. Cyprian Rebol,** RMM.

Fast gleichzeitig mit Br. Melchior in Centocow — nämlich im September 1923, — starb auf der 50 Meilen von dort entfernten Missionsstation Clairvaux unser lieber Br. Cyprian Rebol. (Sein Name ist im Einklang mit den Cypressen des Impendhle-Friedhofes, die sein stilles Grab überschatten.) Sein Andenken ist uns allen in Ehren!

Der heiligmäßige Laienbruder wurde geboren am 16. Oktober 1845 in Birkendorf, Bezirk Krainberg in Krain. Sein Taufname war Lukas. Von Beruf war er Maurer und folgte 40 Jahre alt dem Rufe Gottes in den Ordensstand. Er wurde eingekleidet am 18. April 1882 und starb am 16. September 1923 in Clairvaux. Er zählte zu der „historischen Baukolonne" des Pater Franz, welche damals in den Gründungsjahren im Sturmschritt von Station zu Station eilte um überall die ersten Notbauten aufzuführen. — Als Steinbrecher und Maurer nahm Br. Cyprian solcherweise am Aufbau der meisten älteren Mariannhiller Stationen teil. Von Einsiedeln bis Lourdes und von Ötting bis Clairvaux, seiner letzten Lebensstation.

Mit großer Vorliebe baute der „kleinste, aber zäheste Umaki" (d. h. Werkmann) Kirchen und Kapellen. Seine erste stand neben der bekannten „Blechabtei" des Mariannhiller Klostergründers, seine letzte steht unweit des Insinga, auf dem Übergangsgebirge zur „südafrikanischen Schweiz" bei Impendhle. Dieser Kirche ward unlängst die Krone aufgesetzt. Br. Cyprian konnte nämlich den bis 1922 aufgerichteten Turm aus Altersschwäche nicht vollenden. So erhielt der massiv-steinerne Turm erst 1933 sein Obergeschoß mit Helmbedachung und abschließender Kreuzesspitze.

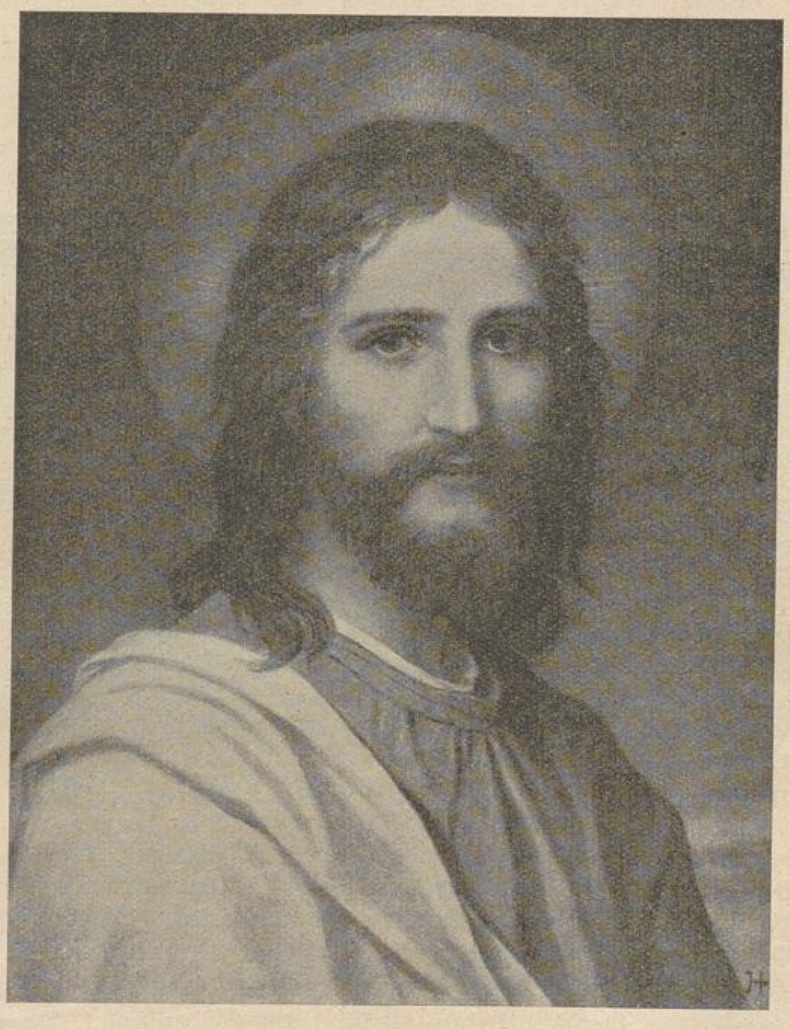
Unzählige Schweißtropfen vergoß der Pionier von 1905 bis 1908 am Hlatikulu. Zum Bau der dortigen Missionskirche von Maria Ratschitz im heutigen Natal-Vikariat, besorgte er das Brechen, Behauen und Grundlegen der schweren Granitsteinblöcke und führte die Mauern zu beträchtlicher Höhe. Es ist die schönste und geräumigste Kirche der Gegend.

Über die vier Jahrzehnte seines unermüdlichen Ora- und Laboralebens wäre ein ganzes Büchlein zu schreiben. Aber unsre gedrängten Pionierskizzen müssen sich auf Weniges beschränken. Hier einiges von dem, was die Missionszeitschriften gelegentlich bereits davon erzählten. Zunächst seine kurze „Jugendgeschichte" mit besonderen Einzelheiten.

Vor bald 70 Jahren zog in weiter, menschenleerer Gegend Kroatiens ein flotter Handwerksbursche seines Weges. Hinter ihm die endlose, staubige Landstraße, vor ihm ein am Horizont auftauchender Wald. Der Wanderer ist jung und rüstig, — ein Maurergeselle von kleiner Statur und großem Durst! Es soll damals ein leichtfertiges Bürschchen gewesen sein, das die Kirchenwände nur von außen, die Kneippen und Vergnügungslokale umso besser von innen kannte . . . Doch eben hier und heute ist er ungeahnterweise am entscheidenden Wendepunkt seines Lebens angekommen.

In der Hoffnung auf ein gutes, aber noch in weiter Ferne liegendes Nachtquartier hurtig voranschreitend, hört er auf einmal hinter sich ganz merkwürdige Töne . . . Umschauend rast ein Ungetüm wie ein riesiger Hund

mit glühenden Augen und schnaubendem Rachen auf ihn los.*) Den einsamen Wanderer packt heillose Angst und galoppierende Flucht vor dem Verfolger. Das Ungetüm kommt näher und näher. Schon versagen Kräfte und Atem. — Im nächsten Augenblicke werden die drohenden Krallen und Zähne ihn zerreißen! — Da steht zur Rechten der Landstraße ein steinernes Kreuz, — seine Rettung! — Der Todgeweihte birgt sich hinter ihm, umklammert es mit dem Hilferuf um Schutz und Erbarmen und



Der Heiland der Welt
Zum Christkönigsfest!

sieht — keine Spur mehr von dem Ungetüm! Es war verschwunden und der Gerettete gelobt zu Füßen des Kreuzes ein neues, besseres Leben!

Nicht sehr lange darauf klopft er an der Pforte des eben erstehenden Trappistenklosters Maria Stern in Bosnien . . . Unter der strammen Leitung des Gründers, Pater Franz Pfanner, wird aus dem gründlich Bekehrten bald ein musterhafter Novize, fleißiger Arbeiter und großer Beter.

*) Anm. d. Red.: Damals waren in dortiger Gegend die Wölfe noch keine Seltenheit.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er zieht 1880 mit nach Afrika und erlebt die Strapazen der Neugründung von Dunbrody am Sunday-River. Vom Gebetsgeiste erfaßt, versucht er mit Erlaubnis des Obern das Leben eines Einsiedlers in der großartigen Wildnis und Einsamkeit des Kaplandes. Doch Erfahrung und knurrender Magen führen ihn wieder ins werdende Kloster, das bald mit dem unvergleichlich besseren Mariannhill in Natal vertauscht wird. Da fand er seine eigentliche Erdenheimat!

Nun begann ein 40jähriges arbeits- und opferreiches Missionsleben für den eifrigen Ordensbruder. Als Steinbrecher und Maurer in afrikanischer Sonne half er im Schweiße seines Angesichtes eine ganze Reihe Missionsbauten, Wohnhäuser, Schulen Kapellen und Kirchen errichten. Sein Feierabendwerkstück steht im äußersten Nordwinkel des heutigen Mariannhiller Vikariates, ein massiver Steinbau mit Turm. Schon über 70 Jahre



Unsere im Frühjahr nach Mariannhill abgereisten Missionare

alt, wollte er noch trotz mangelnder Kraft, in schwerer Arbeit das Werk vollenden. Doch Gott nahm mit dem guten Willen vorlieb und holte den getreuen Knecht zur wohlverdienten Ruhe unter dem Schatten der Friedhofszypressen von Clairvaux.

Außer Kirchen und Kapellen errichtete der gute Bruder noch viele andere Wahrzeichen der fortschreitenden Mission im Heidenlande. Da ein Kreuz ihn gerettet, drängte es ihn lebenslänglich zur Aufrichtung von Kreuzen, wo immer sich Gelegenheit dazu fand. Noch heute stehen so manche dieser Erinnerungszeichen in Holz und Stein auf Anhöhen, Hügeln und Bergen der verschiedensten Mariannhiller Stationen, wo der unermüdliche Missionspionier aus Slavonien gearbeitet. —

Der Erzähler lernte den „Bruder-Kreuzaufsteller" vor Jahrzehnten kennen und schätzen. Er war eine gute Seele von erstaunlichen Einblicken in die innere Welt des Glaubens. Einer der größten und beharrlichsten Beter der Gründungsperiode, voll Einfalt, Treue, und nieversagender Opferwilligkeit. Aus öfteren Unterredungen könnte höchst Erbauliches von der tiefen Religiosität und reifen Tugend des Heimgegangenen berichtet werden.

In späteren Jahren überschritt seine kindliche Naivität manchmal die gewohnten Grenzen. Frug man ihn, ob er diese oder jene Arbeit geleistet, so wehrte er eifrig ab: „Nein, nein, das hat der liebe Gott getan!" Gott, die armen Seelen und sein Kirchenbau waren seine Hauptgedanken. Als während des Krieges der Bau einige Zeit stille lag, konnte sich der gute Bruder der Klage nicht ganz enthalten. Er wandte sich an den Ehrw. Vater Abt: wenn diese Arbeit nicht vorangeht, müsse er den Abt „vor den Richterstuhl Gottes fordern!" — Wie sehr er den bekannten heiligen Bruder Deogratias nachahmte erhellt aus seinem steten Lieblingsspruch: „Gott sei Dank!" Diesen wiederholte er in guten und schlimmen Tagen. Auch bei ungünstigem Wetter, Unwohlsein und jedem Ereignis. Einmal war Besuch auf der Station. Pater Rektor sagte zu Br. Cyprian: „Morgen geht der Besuch wieder fort." — „Gott sei Dank!" war die etwas unüberlegte Antwort! So war der liebe Gott immer sein erster und letzter Gedanke . . .

Bis ins hohe Alter erhob sich der ausdauernde Asket jeden Morgen gegen 2 Uhr vom harten Lager und bezog seinen Gebetswachposten in der Missionskirche. Lebenslänglich blieb er Vegetarianer. Geißel und bittre Kräuter waren sein „Gewürz". Fast täglich sah man ihn dreimal den Kreuzweg auf „den Knieen gehen". Der Rosenkranz kam nur bei der Arbeit aus der Hand. Viel Ähnliches wäre noch zu erzählen, z. B., daß er die kurze Nachtruhe auch noch opferte, indem er als Aufseher der schwarzen Schulknaben wie diese auf dem harten Boden schlief, Flöhe und ähnliche Ruhestörer gern hatte und sich schutzlos der afrikanischen Sonne aussetzte . . .

Unser Pionier stand einem Matt Talbot von Dublin kaum nach. Sicher überholte er diesen durch die lange Zeitdauer seines heroischen Bußeifers. Von 1880 bis 1923 schon vollzog Bruder Cyprian Tag für Tag die laute Mahnung der lieben Gottesmutter in Lourdes, Fatima und Belgien: Betet viel! Buße! Buße! 43 Jahre sind für einen schwachen Menschen jedenfalls eine lange Zeit. Nicht alle bestehen diese Probe.

Daß der seinem ausgesprochenen Berufe treu Nachlebende von mehr als einer Seite seiner Umgebung nicht verstanden wurde, beirrte ihn keineswegs in der Ausführung seiner bestgemeinten Strenge. Verkennung bleibt das glückliche Los aller Nachfolger des Heilandes, der am allermeisten verkannt war bis in den Tod, ja noch heute und bis ans Ende der Welt verkannt ist . . . Auch in Ordensgenossenschaften begreifen nicht alle den Zusammenhang der Dinge. Nicht alle verstehen das Geheimnis des Kreuzes, die Glaubenstatsache der Gemeinschaft der Heiligen und den Unterschied zwischen „Eigensinn" und Festhalten am höheren Ideal — gerade auch zum Besten der Mitbrüder hier und in der Ewigkeit . . . Dort werden die Absichten eines jeden Herzens offenbar und der Richter über alles weiß das verkannte Gute zehnfach zu belohnen und auf dem Wege sogar zum Heile für die oberflächlichen Tadler und allzu raschen Verurteiler auszuwerten. Das wird einmal eine Fülle von Überraschungen geben im untrüglichen Lichte der andern Welt!

Zu den sonstigen freiwilligen Kreuzen trug Br. Cyprian also auch die Zugabe lebenslänglichen Verkanntseins in stiller Geduld. Für die „Andersgesinnten" betete er doppelt und den Engherzigen antwortete er mit weitherziger Zuwendung seines Bußlebens in herzlichster Liebe. Eine seiner „Lieblingsleistungen" aber wurde durchweg von allen bewundert und geschätzt: die Aufrichtung vieler Kreuze im Missionslande! Mehrere derselben ragen auf steilen Bergkegeln. Einige standen oder stehen zum Teil



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wohl noch am Rande tiefer Abgründe auf überhängenden Felsen. Jedermann staunt, wie der kleine Mann so schwere Fels- oder Holzstücke anbringen und zu einem Kreuze auftürmen konnte?!

Zu seinen lieben Kreuzen pilgerte der Bruder nicht selten und gedachte wohl der Stunde, wo ein Kreuz am Wege in Kroatien ihn so wunderbar gerettet, bekehrt und zum Trappisten und Missionar gemacht hatte. In beiden Eigenschaften war „Sankt Cyprian" vom einsichtigen Missionspersonal geschätzt. Er war ein wirklicher Missionär von Gottes Gnaden. Die innere Mission des Gebetes, die äußere der Arbeit und die doppelte des guten Beispieles wirkte auch auf die Eingeborenen mächtig ein. Vielleicht hat der Schweigende mehr Seelen gewonnen als die Meister des Wortes. Hier sahen die Naturkinder Afrikas einen Europäer so ganz nach dem Evangelium leben und mehr tun als es verlangt . . . Das sind überzeugende Predigten die unwiderstehlich zu Herzen dringen und gleichzeitig von Gott wirksame Gnaden erlangen dem ziehenden Beispiele zu folgen.

Den 42 Dienstjahren folgte ein Jahr der Altersschwäche und körperlicher Gebrechen. Br. Cyprian mußte die Waffen strecken und die Handarbeitsgeräte mit dem Rosenkranz vertauschen bis ans Ende. Statt der gewohnten Bußübungen schenkte die Vorsehung ihm ein anderes goldenes Kreuz. Atemnot, Bruchleiden, Erstickungsanfälle infolge Halsverschleimung und manches andere ertrug der Leidende in erbaulicher Geduld. Sehr schwer war ihm in den letzten Tagen das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, ja Furcht vor dem Tode und der — Hölle. Wiederholt rief er die ihn pflegenden Stationsgenossen laut um Hilfe an. Leib und Seele hingen wie zermalmt am Kreuze. Dieser peinliche Zustand bildete wahrscheinlich sein Fegfeuer . . .

Doch die Millionen Ave Maria die der Sterbende zeitlebens zum Himmel gesandt, zeigten sich nicht vergebens im entscheidendsten Augenblicke. Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes! Die mächtigste Helferin der Scheidenden tröstete ihren Diener. Unter ihrem Schutz und Schirm schied die geprüfte und bewährte Seele in Frieden aus dieser Welt.

Im 77. Lebensjahre rief der Herr über Leben und Tod seinen getreuen Knecht zur ewigen Ruhe. Im Monate des Festes Heilig Kreuzerhöhung und der innigst verehrten Schmerzensmutter durfte er in die wahre Heimat ziehen, im September 1923! Volle 10 Jahre harrt er nun schon unweit der letzten seiner Missionskirchen des großen Tages der Auferstehung. Der in stetem Gebets- und Arbeitsdienst hingeopferte Leib erwartet da den Tag der Vergeltung, wo Br. Cyprian sein heroisches Bußleben im Frieden der durch das Kreuz Erlösten glücklich beschloß. Die Seele aber ist wohl längst eingegangen in die unendliche Freude ihres Herrn!

Sein Grab im Waldesschatten der entlegenen Missionsstation wird zwar wenig besucht, da eben fast keine Europäer die Gegend sehen und noch weniger das Leben des geringen Laienbruders kennen. Aber die treuen Stationsgenossen wissen um den versenkten Schatz und so mancher der eingeborenen Christen gedenkt noch der lebendigen Predigt des alten Meisters im Ukukolwa, Ukutemba noku Tanda: im Glauben, Hoffen und Lieben! Von diesen Dreien sprach der Heimgegangene so gern zu seinen Lehrlingen im Handwerk, deren er im Laufe der Jahre einige Hundert betreute und denen er so eindringlich das Ora und Labora lebendig vor Augen stellte. Diese drei Worte in der Zulusprache meißelte Br. Cyprian mit Vorliebe in seine Steinkreuze, deren zum Beispiel auch in Reichenau noch einige auf den moosgrauen Dächern stehen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit diese Drei auch in den Herzen der Leser aufgefrischt werden mögen durch die hinreißende Macht des guten Beispieles, zeichnet der von seinem Generaloberen Beauftragte diese kleinen Bildchen der verewigten Mariannhiller. Nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen sollte das Leben und Wirken unsʼrer bewährten Vorfahren im Ordens- und Missionsleben. Wenn das Licht der Vergangenheit nun auch in weitere Kreise der Gegenwart hineinleuchtet und durch die Missionspresse in ferner Zukunft noch vielen Seelen scheint, erfüllt sich das inhaltsgroße Wort: „Die Werke der Gerechten sind eine kostbare Saat des ewigen Lebens. Nimmer vergeht ihre fortdauernde Kraft und bis ans Ende der Zeiten mehrt sie unsterbliche Früchte!“



Frohe Ferien!
Mariannhiller Scholastiker (Aloysianum Lohr a. Main)

Wie so viele andere, kannte der Schreiber den guten Bruder Kreuzaufsteller gar wohl. Er schaute seinen erbaulichen Wandel und hatte vertrauliche Gespräche mit ihm. So kann persönliche direkte Erfahrung den im Herrn Verstorbenen ein Kränzchen von Vergißmeinnicht auf das stille Grab legen. Die es finden und aufmerksam betrachten, werden nicht ohne Nutzen von den etwa Hundert kleinen Hügeln scheiden, die den größeren Maria-Anna-Hügel umgeben. Die einen in nächster Nähe unter dem Schatten des nächsten Baumes inmitten des Friedhofes von Mariannhill. Viele andere im weiten Umkreis der heutigen Missionszentrale. Einige in der europäischen Heimat. Von diesen Saatfurchen des Gottesackers geht heute noch Segen aus und wird sichtbar im wachsenden Missionswerk. Wohl nicht wenige unserer Getauften verdanken die Gnade des Christentumes dem Schweiße jener, die einst unter Tränen säten. Der Segen dringt auch ins Heimatland zurück, das solche Pioniere nach Afrika entsandte. Sie waren wohl längst „aus den Augen und aus dem Sinn“ — aber die Tugend, Liebe und Gnade stirbt nicht, sondern feiert geistige Auferstehung im Lebendigen Gott!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Erstkommunion-Feier:** Auf der Missionsstation Lourdes empfingen kürzlich 116 Schulkinder die erste hl. Kommunion. Dieser Festtag der lieben Kinder wurde mit der größten Feierlichkeit begangen. Die Anteilnahme der ganzen Christengemeinde war vorbildlich und höchst erbaulich. — Auch auf einer Außenstation von Mariannhill, nämlich in Umdumezulu, konnten anfangs Juni 45 Schulkinder zum erstenmal an den Tisch des Herrn, zum besten Freund der Jugend geführt werden. An der großen Prozession, in der die Kinder feierlich zur Kirche geleitet wurden, beteiligte sich auch die Musikkapelle von Mariannhill.

**Fest der seligen Uganda-Martyrer:** Im Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal wurde, wie in den vergangenen Jahren, so auch dieses Jahr das Fest der seligen Uganda-Martyrer höchst würdig gefeiert. Der Apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Exzellenz, Bischof Adalbero Fleischer RMM., der ja von Uganda einige kostbare Reliquien der schwarzen Glaubenshelden für das Seminar erhalten hat, hielt ein feierliches Pontifikalamt mit großer Assistenz. Von den benachbarten Missionsstationen Mariatal und Mariahilf waren die Gläubigen herbeigeeilt, um an dem schönen Feste teilzunehmen. Die Festpredigt wurde von dem jetzigen Schriftleiter unserer Eingeborenen-Zeitung „Umafrika", P. Wilhelm Kick RMM., gehalten.

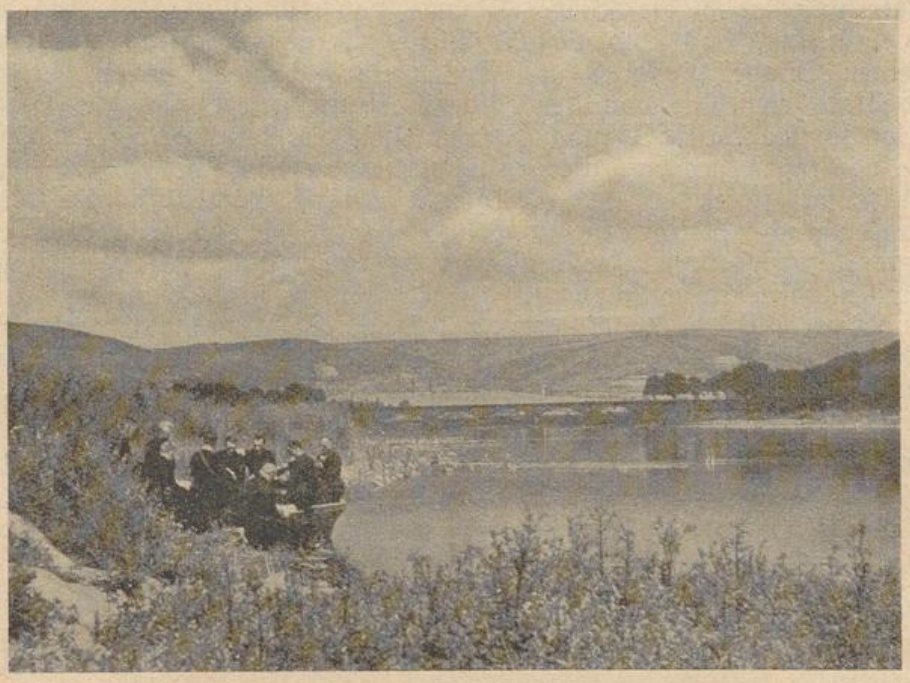
**10. landwirtschaftliche Ausstellung in Mariannhill:** Am 1. Juli wurde in Mariannhill die 10. landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet. Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten waren der Hauptkommissar für die Eingeborenen in Natal, der oberste Schulinspektor für die Eingeborenen-Schulen, der Direktor für die Eingeborenen-Landwirtschaft, der Magistrat von Pinetown, der Distriktsschulinspektor, sowie mehrere andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und viele Eingeborenen erschienen. Die Ausstellung war von den Eingeborenen-Landwirten wieder äußerst gut beschickt worden. Von Jahr zu Jahr kann ein Fortschritt verzeichnet und vor allem eine Verbesserung in der Qualität der Ausstellungsnummern wahrgenommen werden.

**Eine Führertagung der** C. A. U. **in Mariannhill:** Vom 3.—6. Juli kamen in Mariannhill die Führer und Delegierten der Katholischen Afrika-Vereinigung (CAU.) der Vikariates Mariannhill zur üblichen Jahrestagung zusammen. Der erste Tag wurde programmäßig als Einkehrtag zugebracht und somit der Segen Gottes auf die Konferenz herabgerufen. Der Rektor der Mission von Mariannhill, der hochw. P. Jakob, hatte sämtliche Vorträge für den Einkehrtag übernommen. Nach dem Tage der stillen Sammlung und seelischen Erneuerung wurden abwechselnd von geistlichen und weltlichen, weißen und schwarzen Persönlichkeiten verschiedene Referate gehalten. Der hochw. P. Joh. Bapt. Sauter RMM. sprach über das Sparen und das Sparkassenwesen; der Eingeborenen-Priester Dr. Eduard Mganga hielt einen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vortrag über den Beruf zum Priesterstand; P. Jakob RMM. klärte die Erschienenen über die Vorteile der Ein- und Verkaufsgenossenschaften auf; über dasselbe Thema sprach auch der Eingeborene, Mr. B. W. Pungula; P. Wilhelm Kick RMM. hielt ein Referat über den Zusammenschluß aller Katecheten zu einer Vereinigung; P. Laurentius RMM. forderte die Katecheten auf, sich zu organisieren und ihr verantwortungsvolles Amt mit der größten Pflichttreue auszuüben; die Schwester Salvatoris CPS. erteilte Unterricht im Kochen und gab Anweisung zum Aufbewahren und Einmachen von Früchten; die Eingeborenen-Schwester, Sr. Edista Hadebe sprach über Kindererziehung; die Lehrerin, Miss L. P. Vilakazi hielt ein Referat über die Zusammen-



Mariannhiller Scholastiker in Ferien
(Aloysianum Lohr a. Main)

arbeit von Eltern und Lehrern; die Lehrerin, Miss Mgobhozi gab Belehrungen über die gute Behandlung und das Ausbessern der Kleider. Ferner hielt der Eingeborene Mr. R. Mswazi, einen Vortrag über gutes Pflügen und gute Behandlung der Milchkühe; Mr. Z. Kumalo aber sprach über die Bewegung zur Einführung der neuen Zuluschreibweise. Schließlich nahmen noch die Eingeborenen W. J. Gumede zu dem Thema: Landankauf — und Mr. B. Cele zum Thema: Arbeit und Erfolg in der CAU. — das Wort. An der ganzen Tagung nahmen 150 Lehrer und Lehrerinnen, Katecheten, Delegierte der Bauernvereinigung, der Kreditkassen, der Männer-, Frauen- und Jungfrauen-Vereine usw. teil. Es wurde bei dieser Tagung gute Arbeit geleistet. Die Eingeborenen Südafrikas im allgemeinen und jene im Apostolischen Vikariat Mariannhill im besonderen werden sicher aus dieser Tagung der CAU. in Mariannhill reichen Nutzen und Gewinn ziehen. Um dieselbe Zeit tagte auch die CAU. des Vikariates Natal in Newcastle.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unter andern Rednern hatten dort die Einberufer der Tagung unsern P. Bernard Huß RMM. und den Missionsarzt Dr. Mc. Murtric von Mariannhill gewonnen.

**Opferfreudige Christen in Kevelaer:** In Natal raffte kürzlich eine Seuche unzählige Pferde hinweg. Darunter waren natürlich auch sehr viele Missionspferde. Auch P. Valentin Faulhaber auf der Missionsstation Kwa St. Joseph, verlor beide Missionshelfer, die den Schreiber oft über Berg und Tal trugen. Auf der Missionsstation Kevelaer war es ähnlich. Dort haben aber die Christen sofort eine Sammlung veranstaltet, damit sich ihr Missionar, P. Joseph Schwemmer RMM., so schnell als möglich wieder ein anderes Pferd verschaffen kann. Die Sammlung ergab die schöne Summe von 10 Pfund Sterling und 4,3 Schilling, das sind 204,25 Mark. Ferner brachten 76 Frauen je einen Bündel Deckgras zum Decken eines Hauses, das den Lehrern und Katecheten, die von den Außenstationen gelegentlich zur Hauptstation kommen, als Wohnhaus dient. Diese Tat der Kevelaerer Christen ist ein Zeichen großer Opferfreudigkeit und apostolischen Eifers; denn ohne Pferd wäre es dem Missionar einfach unmöglich, die vielen Kranken und Sterbenden zu besuchen, und die teilweise weit entfernten Außenstationen seelsorglich zu betreuen. Die Kevelaerer Christen betreiben also katholische Aktion im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes. Wenn man dazu noch weiß, wie arm die Eingeborenen sind, dann muß man tatsächlich den guten Leuten die vollste Anerkennung zollen. — Gott möge ihnen alles reichlich vergelten!

# Zulumärchen

Von Br. Petrus, RMM. (Fortsetzung)

### Der Vogel Strauß und die Schildkröte

Der Strauß begegnete einmal einer Schildkröte und machte sich über deren Langsamkeit lustig. Da sagte die Schildkröte, sie könne auf ebener Bahn dem Strauß Schritt halten. Der Strauß glaubte ihr nicht und so kamen sie überein, sie wollten es morgen ausprobieren. Die Schildkröte rief alle ihre Bekannten zusammen und postierte sie in Abständen auf der Laufbahn bevor der Strauß kam. Als dieser kam und zum Lauf bereit war, liefen sie los. Aber die Schildkröte lief nur eine kleine Strecke, dann kehrte sie zum Ausgangspunkt zurück. So oft als der Strauß in seinem Lauf an einer Schildkröte vorbeikam, ging dieselbe aus dem Grase heraus und rief ihm zu: „Lauf doch schneller, Freund, ich habe hier auf dich gewartet." Dann lief sie eine Strecke mit und kehrte auf ihren Posten zurück. Als der Strauß an's Ziel kam, saß dort eine Schildkröte und rief: „Kommst du endlich, bin schon lange da!" Der Strauß glaubte ihr nicht und verlangte, daß noch einmal gelaufen werde. Die Schildkröte war einverstanden und dann gings wieder los. Der Strauß lief so schnell, bis er tot zusammenbrach.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

## X.

Komme, o König der Welt in dein Eigentum! Besitze dein Reich! Segne dein Volk! — Du allein bist der Retter der Menschheit!

Zum neunten Male feiert die katholische Christenheit das Christ-Königs-Fest. Durch göttliche Fügung wurde es im rechten Zeitmonat für das Wohl aller Völker eingesetzt. Die praktische Anwendung der Grundwahrheit vom universalen Königtume Christi wäre das sichre Heilmittel gegen die Hauptübel der Gegenwart und die Gefahren der Zukunft. Denn Christus bleibt nach ewigem Plane der gelegte Grund, die Ordnung und Vollendung aller Dinge.

Auch in der allgemeinen Erschütterung ist er der ruhende Pol. In der modernen Finsternis das nie versagende Licht. Im Chaos der Auflösung der lebendige Mittelpunkt der Einheit und des Friedens!

Durch das feierliche Rundschreiben „Quas primas" stellte der Papst im Jubiläumsjahre 1925 das Licht der Welt gleichsam auf die höchste Bergspitze des Erdkreises. — Zehn Jahre stand der Leuchtturm vor aller Augen. . . . Aber viele wollten seinen Glanz nicht sehen. — Der König von Anbeginn stellte sich den Völkern abermals vor . . . Doch wenige ließen ihn herrschen in ihrer Mitte. — Aufs neue kam er in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Er wollte das Reich in Besitz nehmen um es Allen zu schenken. Sie verschmähten die königliche Gabe. — Segen bot er seinen Untertanen — und die meisten wählten den Fluch. — Was konnte er den Treulosen noch mehr tun?

So muß denn der beste Hirt seine Herde blutenden Herzens noch einmal den Wölfen und Schrecken der Wüste überlassen. . . . Die Küchlein wollten sich nicht unter die schützenden Flügel versammeln lassen. — Jerusalem erkennt nicht, was ihm zum Frieden dient . . .

Über den Wolkenmassen strahlt dennoch die Sonne in unverminderter Klarheit fort . . . „Christus wird das Geheimnis der menschlichen Erlösung vollenden, alle Geschöpfe seiner milden Herrschaft unterwerfen und ein immerwährendes, allumfassendes Reich der unendlichen Majestät des ewigen Vaters übergeben!" Fiat! Amen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Ein Gott! Ein Glaube! Ein Volk!

O würden alle Menschen hören
Was Gott in tiefster Seele spricht
Und kindlich glauben alle Lehren
Der Kirche in der Wahrheit Licht:

Ein jeder Zweifel wär' entschwunden
Im Glanz der einen Religion
Vom Zwiespalt würde bald gesunden
Die Welt — in einer Konfession!

O würde jeder Mensch vertrauen
Dem besten Vater, Christi Wort,
Auf die Verheißung einzig bauen
In Hoffnung auf die Heimat dort:

Gefahr und Bangen wär' zu Ende,
Ein jeder lebt' in Sicherheit,
Und alle reichten sich die Hände
Zum gleichen Ziel der Ewigkeit!

O würden alle Menschen lieben
Den König und sein herrlich Reich,
In seinem Dienste einig üben,
Was allen ziemt und nützt zugleich:

Die Menschheit wär' ein Volk von Brüdern
In Christo eine Nation,
Die Reichen, Armen, Hohen, Nieder'n
Geeint um seinen Friedensthron!

O welch' ein Glück erblüht' auf Erden,
Nach Gottes Plan und Ideal! —
Warum kann es nicht sein und werden? —
Was hindert, Mensch, die weise Wahl? —

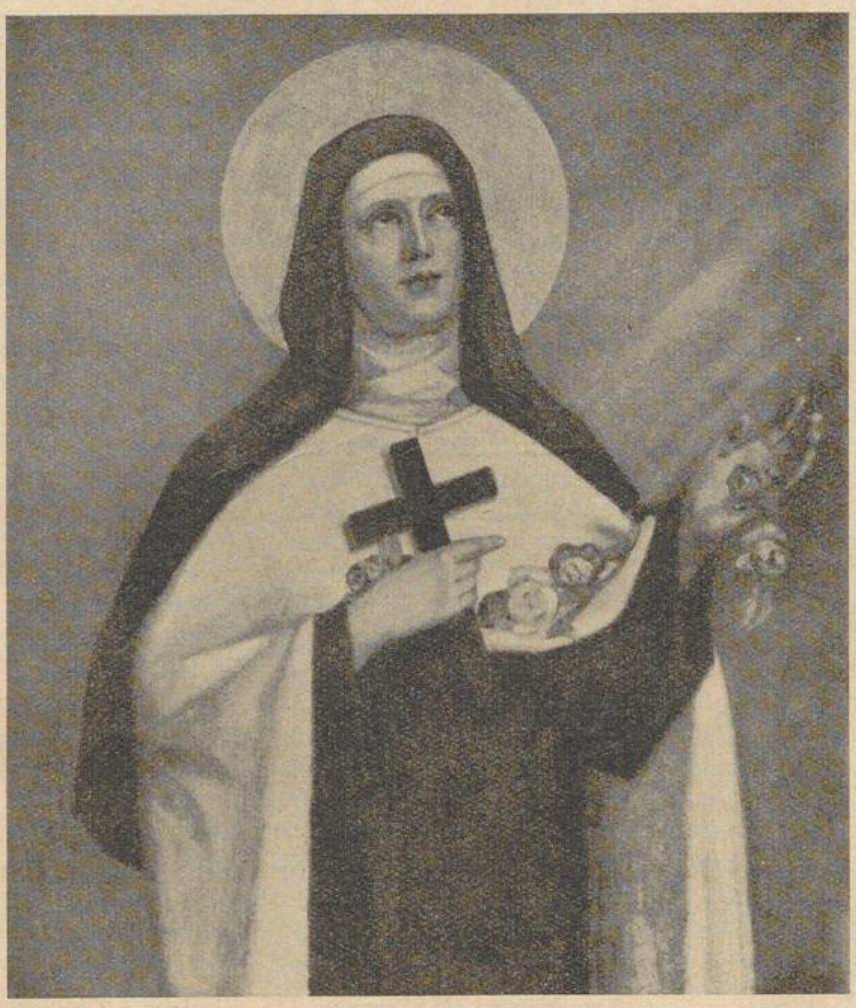
Streif' ab den Stolz, sei rein an Sitten,
Gib Glaube, Hoffnung, Liebe Platz . . .
Dann lebst du in des Friedens Mitten
Und er ist aller Völker Schatz!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Von der Missionstagung in Frankfurt

Nach der grundsätzlichen Darlegung der katholischen Missionsidee durch den Fürsten Löwenstein zeigte sich die junge Generation in anderer Art und anderer Sprache im nachfolgenden Redner, dem Diözesanpräses Dr. Mund aus Aachen.



Hl. Theresia vom Kinde Jesu

### Mission der Jugend im Reiche Gottes!

In dieser Feierstunde springt auf eine heilige Sehnsucht: „Zu allen komme dein Reich!", ein stahlharter Wille: „Wir tragen Christus in die Welt!", ein Hochziel: „Alle müssen das Leben im Überfluß haben!", die priesterliche Sendung: „Ite missa est!"; „Gehet, es ist Stunde der Sendung." Aus solcher Stunde wächst uns die Freude und Angriffslust, die im Wort unseres Heiligen Vaters ausspricht: „Wir sind aus Gnade und Willen Optimisten."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unser Gelöbnis an die erprobten Streiter im Gottesreich:

**„Wir bleiben aus Gnade Optimisten."**

Wir stehen und wachsen in der Gnade. In staunender Ehrfurcht wollen täglich wir stehen vor dem Gottesreich in eigener Seele. Wir sind aus königlichem Geschlecht. Keiner von uns darf entarten! Darum ist das Apostolat vorbildlichen Lebens uns froh ergriffene Aufgabe. Gottes Söhne und Töchter müssen Durchsichtige, Menschen ohne Maske und Lüge bleiben. Wo immer sie in der Heimat gefunden werden, da bricht ein goldenes Zeitalter für die Mission an. Je mehr wir selbst Schauspiel geworden sind für Engel und Menschen, um so ehrfürchtiger ringen wir betend um die Lösung des Fluches bei den Dämmerseelen des Heidentums.

Wir wachsen im Kraftfeld Christi. Unser Verhältnis zu Christus im Brote der Starken wird uns Tiefenmesser unserer apostolischen Gesinnung bleiben.

**Wir bleiben aus Willen Optimisten.**

Das bedeutet uns: Für das Gottesreich um uns sind wir an jedem Tag verantwortlich. Darum bleibt uns erstes Gebot: Wurzelechte Gottesliebe. In unseren Reihen müssen wachsen die glühenden Beter.

Als Menschen lauteren Willens werden wir kirchenfroh bleiben. Wer Missionsfelder sieht, für den ist die Kirche die einzige, an keine Grenzen gebundene Großmacht. Ihm bleibt sie größter Segen der Welt. Von ihr weiß er, sie hat in ihrer langen Missionsgeschichte Schlachten, aber noch nie einen Krieg verloren. Wer sich an ihr vergriffen hat, ist an ihr zu Grunde gegangen. Für uns ist sie Mutter der Völker.

Jeder von uns hat den stahlharten Willen, Kämpfer für Gottes Reich in der weiten Welt ohne Furcht zu bleiben. Aufgabe des Streiters: Auf der Insel der Dämonen muß die Stadt Gottes gebaut werden. Im Ringkampf des Theaters siegt und unterliegt der Mensch, im Ringkampf der Geister muß

**Gott Sieger bleiben.**

Wir Streiter, wir bekämpfen jeden Unglauben bis auf die Wurzel, wir lieben die Suchenden bis zum letzten Atemzuge. Katholischer Eroberungsgeist soll uns durch nichts beschränkt werden. Wir fordern geistige Weltbeherrschung. Zeugen der Wahrheit müssen wir werden bis an die Grenzen der Erde. Fruchtbare Fernstenliebe. Wenn wir leiden, beten und schaffen für das Weltreich der Kirche, lebt in unseren Herzen Bruderliebe ohne Auswahl. Ein jeder Mensch trägt Gottes Angesicht. Der Lichtstrahler unseres Betens und Opferns geht nach China und dem Mandschu-Staat, Japan und Indien, Philippinen und Australien, Afrika und Amerika. Golfstrom der Liebe, die sich in Opfern bewährt, soll aus der Heimat zu unseren Missionaren fließen. „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!" Menschen, aus Gnade und Willen gewachsen, sind die Hoffnung der Zeit und der Kirche. Sie tragen die große Last Gottes und schultern sie wie Christophorus.

Sei uns gegrüßt, Jugend, in der Gnade, Jugend des lauteren Willens, der klaren Augen. Durch dich wächst Gottes Reich an allen Enden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bischof Hilfrich dankte in bewegten Worten für den Missionstag, der eine Mission für Frankfurt und seine ganze Diözese gewesen sei. Er sei zu tiefst überzeugt, daß Mission echte Karitas sei, und trotz eigener Sorgen bange er nicht um die Hilfe, die seine Diözesanen der Mission schenkten. Denn einmal geweckte Karitas sei niemals einseitig fruchtbar. Er ermunterte die Anwesenden zu eifriger Mitarbeit für die Missionen in den Päpstlichen Missionswerken. Ein besonderer Beweggrund müsse auch sein die Sorge um diese Auslandsdeutschen im fernen Land, um diese Pioniere deutscher Kultur, die sicherlich zu unseren Besten zählten.

Ergreifende, feierliche Stille trat ein, als der Oberhirt mit den anwesenden Missionsbischöfen den apostolischen Segen spendete, auf daß echte katholische Missionsliebe in den Herzen der Zuhörer Wurzel fasse.

In der Antoniuskirche hatte unterdessen Pater Bruno, der 26 Jahre in Afrika als Mariannhiller Missionar gewirkt hat, zu der dichtgedrängten Volksmenge gesprochen. Nach ihm hatte noch der betagte Bischof Sauer das Wort genommen.

Das Frankfurter Katholikenkomitee hatte in mühevoller Vorarbeit wertvolle Hilfe geleistet, daß diese Kundgebung echt katholischer Aktion einen so eindrucksvollen Verlauf nahm.

Zwischendurch tagten die Generalversammlungen der einzelnen Päpstlichen Missionswerke, sowie des Priestermissionsbundes.

# Stimmen aus dem Königskraal

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

„Der Staat bin ich". Dieses Wort des sogenannten „Sonnen"königs Ludwigs XIV., schreibt Huch Marschall Hole in seinem Buch über die Völkerwanderung in Afrika, oder wie er es nennt „der Vorübergang der schwarzen Könige", hat Mziligazi, der Gründer und erste König der Matabele mit voller Wahrheit und wirklichem Rechte auf sich anwenden können. Schon der erste Matabelekönig Mziligazi ist der Gegenbeweis für die Behauptung, daß der Bantuneger dem Europäer an geistiger Befähigung weit nachstehe. Man kann dagegen wohl nicht anführen, daß Mziligazi usw. eben Ausnahmen waren und über den Durchschnittsbantu weit hinausragten; denn auch von den Europäern hält die Geschichte eben nur die Namen einiger großer Männer fest, aber deswegen heißt das noch lange nicht, wenn der Schreiber dieser Zeilen und wohl die meisten geehrten Leser nicht als Größen der Nachwelt erhalten bleiben, daß wir diesen großen Männern geistig vollständig unterlegen sind. Wenn es demnach unter den Bantus führende Männer gegeben hat wie einem Mziligazi, so heißt das auch nicht, daß sonst keine schlauen Köpfe darunter waren.

Mit Mziligazi fängt die Geschichte der Matabele an, an seinen Namen ist der Aufstieg dieser Kriegernation gebunden. Wenn wir Feldherrenkunst und Kriegsführung, sowie Regierungskunst und Organisation als überragende Geistesgaben betrachten, wenn sie in einer Person vereinigt sind, was muß man dann Mziligazi zugestehen, der eine Nation nicht nur als Feldherr geführt hat, der eine Nation nicht nur organisiert und in



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

straffer Disziplin gehalten hat; was muß man einem Mziligazi zugestehen, der eine Nation neu geschaffen hat. Vor ihm gab es keine Matabele. Dieser Name ist unzertrennlich mit dem Namen Mziligazi verbunden; denn er war nicht nur der erste König der Matabele, er war der Gründer, der Schöpfer dieser Nation.

Tschaka, der Napoleon der Bantus, hat die militärischen Fähigkeiten Mziligazis schon erkannt und ihm das Oberkommando über 20 000 Mann anvertraut. Als junger Heerführer von kaum mehr als 27 Jahren hat er ungefähr um das Jahr 1817 bei einem erfolgreichen Kriegszug einen Teil der Beute für sich behalten, was er mit seinen Hauptleuten unbedingt mit dem Tode hätte büßen müssen. Da er aber sein Leben nicht schon mit 27 Jahren abschließen wollte, entschloß er sich zur Flucht und die ganze Armee folgte begeistert ihrem Feldherrn. Damit war eine neue Nation ins Leben gerufen, die Matabele. Aus diesen 20 000 Mann seiner Armee hat Mziligazi durch die Macht seiner eigenen Persönlichkeit eine neue Nation geschaffen.

Vorerst war er nur über die Drakensberge geflohen, um sich vor Tschaka in Sicherheit zu bringen; aber im Laufe der Jahre drangen sie immer weiter nach Norden. Der Schrecken aller anderen Stämme waren sie. Schon der Name des ersten Königs meldet uns vom Schrecken, den seine Kriegerscharen verbreitet haben; denn Mziligazi heißt Blutspur.

Dieser Matabelekönig Mziligazi organisierte seine ganze Nation in eine beispiellose Armee. Es gab nur einen Stand, ein Gewerbe: den Soldaten, das Kriegshandwerk. Von diesem Gedanken wurde alles beherrscht. Nur wer die Fähigkeiten hatte zu einem Soldaten, hatte Recht auf Leben. Von den bezwungenen Feinden galten nur jene der Schonung würdig, die sich für den Militärstaat Mziligazis geeignet erwiesen: Junge Burschen, die einen tüchtigen Soldaten abgaben und junge Mädchen, die als Kriegerfrauen auch gesunden Jungen das Leben geben konnten und so zu Soldatenmüttern befähigt waren. Mit Frauen und kleinen Kindern und Greisen und Kranken aber konnten die Matabele nichts anfangen. Diese Untauglichen fielen bei der Musterung durch und wurden erbarmungslos niedergehauen.

Das war Mziligazis System der Rekrutierung seiner Regimenter. Die jungen Burschen und Männer wurden bei den Raubzügen seiner Krieger nicht niedergemacht, sondern sie wurden Mziligazis Rekruten. Wohl kein Militärarzt war so sicher in seinem Urteil über die gesundheitliche Befähigung seiner Rekruten als Mziligazis militärische Ausbildung. Diese militärische Ausbildung war so gehalten, daß kein Schwächling übrig bleiben konnte. Diese sind alle den Anforderungen erlegen und nur der tadellose Krieger blieb übrig, nur er war würdig, in die Matabelenation eingereiht zu werden.

So gab es auch keine Bürgerdörfer, sondern jedes Dorf war die Kaserne eines Regiments, der Bürgermeister der Oberst dieses Regiments. Wie schon bei einem europäischen zivilisierten Staat die Haltung eines großen Heeres und der Ausbau desselben zu Kriegsgefahren führt, so war das Rekrutierungssystem und die Notwendigkeit der Ertüchtigung seiner Kriegernation der ständige Anlaß zu Raubzügen in die Gebiete der angrenzenden Stämme, die neben den neuen Rekruten und Bräuten für seine Krieger auch noch reichlich Vieh einbrachten, eine Notwendigkeit zum Feste feiern.

Wenn die Disziplin des deutschen Heeres ganz besonders im Weltkrieg Bewunderung abzwang, so können wir Mziligazi unmöglich unsere Be-

Bewunderung versagen. Disziplin baut sich auf auf der unbedingten Unterwerfung unter den oder die Führer und die Schlagkraft einer Armee ist abhängig von dem Oberkommando in einer einzigen Hand. Mziligazi konnte mit unbestrittenem Recht sagen: „Der Staat bin ich!" Seine Persönlichkeit allein war Kopf und Herz der ganzen Matabelenation. Sein Wort allein war Gesetz für die ganze Nation und jede leiseste Übertretung dieses ungeschriebenen Gesetzes wurde mit dem Tode bestraft, weil Verrat am König und deshalb an der ganzen Nation.

Die Matabelekrieger waren vollständig von ihrem König abhängig, ja sie waren nicht einmal frei im heiraten, sondern mußten die Erlaubnis dazu von ihrem König holen. Diese Heiratserlaubnis wurde oft nach einer guten Waffentat einem ganzen Regiment zugleich gegeben. Auch das Vermögen des einzelnen, ganz besonders von seinen indunas (Hauptleuten) wurde vom König überwacht und diese Überwachung besorgten ausgezeichnet die Frauen des Königs. In jedem Militärkraal hielt sich dieser nämlich mehrere Frauen, durch die er ganz genau über alle Vorgänge im Kraal unterrichtet wurde. Auch er selbst war fast ständig auf Reisen, um seine Regimenter zu besichtigen und zu überwachen. Die ganze Kriegsbeute war ausschließliches Eigentum des Königs und somit durfte es auch keiner bei Mziligazi wagen, dasselbe Verbrechen zu begehen, das er selbst unter Tschaka begangen hatte.



Hochw. P. Leonhard Wörsching, RMM., feierte Primiz in Eisenstein, bayr. Wald, Ostmark

Mziligazi hat in späteren Jahren nie mehr persönlich seine Heere in den Kampf geführt und das wohl aus Berechnung, um seinen Ruhm als unbesiegter Feldherr nicht einzubüßen und so seinem fast übermenschlichen Ansehen und damit auch seiner ungeheueren einzigdastehenden Machtstellung keinen Abbruch zu tun. So hatte Mziligazi das fast unglaubliche Werk zustandegebracht, eine Nation zu gründen aus Angehörigen der verschiedensten Stämme, die alle gleichsam aufgesaugt wurden von dem kleinen Häuflein aus reinem Zulublut, das er aus Natal mitgebracht hatte. So findet man z. B. auf unserer großen Missionsfarm Abkömmlinge von vielerlei Stämmen und nur ganz vereinzelt rein Zulublütige. All dieses Völkergemisch hat die überragende Persönlichkeit eines Mziligazi zu einem Stamm zusammengeschweißt, den heutigen Matabeles. Seit 1847 bis zu



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinem Tode 1868 war Mziligazi auf der Höhe seiner unvergleichlichen Machtstellung. Der Staat war tatsächlich er und er allein. Es existierte nur ein Wille im Matabelereich und das war der Wille des Königs.

Kein europäischer Fürst hat wohl je eine solche uneingeschränkte Macht besessen wie Mziligazi, ja sein organisatorisches Talent überragte das eines Tschaka, der durch Mörderhand fiel. Mziligazi starb wie ein Friedensfürst in dem von ihm gebildeten Reiche, außer jeder Gefahr von Seiten eines seiner Untertanen. Und doch waren diese seine Untertanen die gefürchtetsten Räuber und Mordbrenner. Wir müssen zugestehen, daß er zu den großen Männern der Weltgeschichte gehört, mögen ihn seine europäischen Zeitgenossen auch gleichsam für den „menschgewordenen Satan" gehalten haben. Er war ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung für Afrika und es tut an sich seinen überragenden Fähigkeiten keinen Eintrag. Jedenfalls ist eine Nation, die einen solchen Mann hervorgebracht, keine minderwertige. Übrigens war er bei all seiner Grausamkeit ein gerader, aufrichtiger Charakter, der keine Verstellung, List und Heimtücke kannte. Sein System lag offen zutage. (Fortsetzung folgt).

# Ein Jahr Missionsschule St. Josef Altdorf

## 1. Der schwere Anfang

Jetzt noch anfangen, wo es in der Schweiz bald mehr Missionshäuser und Schulen gibt als Berufe! — So sagte man gerne mit einer gewissen Übertreibung. Und Übertreibung lieben viele; ja es kommt ihnen der ganze Missionseifer als eine Übertreibung vor. — Doch diese verkennen das Zeichen der Zeit und überhören den klaren Aufruf des Papstes zur Mehrung des Reiches Gottes auf dieser Welt und zwar gerade jetzt in der Stunde der großen Entscheidung. Sie übersehen auch sein Wort, daß es der Berufe genug gäbe, nur müsse man sie suchen und pflegen.

Sollten überdies gerade die Mariannhiller, die sogar als erste vor gut vierzig Jahren den Missionsgedanken in der Schweiz geweckt haben, nicht die Möglichkeit haben, auch hier ihre Schweizer-Berufe auszubilden? Hat nicht zudem auch die Vorsehung hier vorgearbeitet, den Weg und das Haus gezeigt? Gut, wenn es Gottes Wille, dann wird auch in St. Joseph ob Altdorf das neue Missionshaus erstehen; nach Gamaliels Spruch soll gerade bei Werken, die auf Glauben und Gnade aufgebaut sind, der Erfolg erst den göttlichen Urheber bezeugen. Aber der menschliche Einsatz muß gewagt werden.

## 2. Die ersten Berufe

Wie soll ein fast unbekanntes Haus ohne große Propaganda die ersten Leute finden? — Tatsächlich wollte sich lange nichts regen im Odenwalde. Rufen wir da die Heiligen an, nicht zuletzt die unserer Zeit eigens gegebene Fürbitterin für Priester- und Missionsberufe, die kleine und doch so große Heilige von Lisieux! — Sie halfen. Ich weiß nicht mehr alle, die sich gemeldet, Geeignete und Ungeeignete, Leute



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit halbem und mit ganzem Wollen — so wie sie überall, manchmal etwas voreilig, den Finger ausstrecken, wenn man in der Runde frägt. Aber der erste, welcher greifbar war, das war ein Schüler aus der Diaspora. In der langen Reihe seiner Geschwister — ein Dutzend reicht nicht — ist er der Jüngste. Ich denke mir, es sei auch ein Zeichen der Zeit, ein Wink, wo man die gottgeweihten Berufe am ehesten finde: Nicht in großen feinen Stuben, wo aber feige Eltern keinen Platz haben für eine große Kinderschar; auch lange nicht immer im katholischen Stammland, wo man vielleicht den Glauben, aber nicht seine Werke geerbt hat; nein, da sind Berufe zu finden, wo tiefes Glaubensleben und starker Opfergeist die Familie beherrscht; sie mag dann klein oder groß, arm oder reich sein!

Dann kamen noch andere brave Buben, die Priester und Glaubensboten werden möchten: Bald war es der jüngste zu Hause, bald der älteste oder auch mal der einzige. Rund zwei Dutzend begannen im Oktober 1933 ihre Studien im Missionshaus St. Josef. Gewiß ein schöner Anfang! Doch beten wir beharrlich weiter: „Herr, sende Arbeiter in den Weinberg". Er selber will ja, daß sein Haus sich fülle.

### 3. Im Betrieb

Dieser Betrieb ist bald erfaßt. Es geht fast wie zu Hauf': Mit dem Aufstehen fängt man an und mit dem Zu-Bette-Gehen hört man auf. Nur ist alles vom Morgen bis zum Abend wohl geregelt auf Stund' und Minut'. Das Pensum heißt auch hier: Bet' und arbeit', alles zur rechten Zeit! — Zum Beten gehört natürlich auch die tägliche heilige Messe, wobei die meisten geistiges Frühmahl halten. Auch tagsüber besucht man zu wiederholten Malen des Hauses höchsten Herrn und betet für die Wohltäter. Eine kurze geistliche Lesung darf auch nicht fehlen.

Die Arbeit besteht der Hauptsache nach im Studium. Die Buben sind ja alle Studenten! — Doch sollen auch die Arme und Hände nicht einrosten, sondern zur praktischen Arbeit greifen: Drinnen das Haus kehren und das Gemüse richten, draußen mit Schaufel und Hacke oder auch mit Säge und Beil hantieren. Es wäre schade, wenn einmal die Gelegenheit zur Handarbeit ausginge; sie hat lange genug gefehlt im Stundenplan unserer Mittelschulen, nicht zum Vorteil der allgemeinen Entwicklung und Ausbildung des ganzen Menschen.

Für Abwechslung sorgt nicht nur jeder Sonn- und Festtag, sondern bereits die tägliche Abspannung in Spiel und Unterhaltung, dann die wöchentlichen Spaziergänge und monatlichen Wandertage. — Auch der Sport — ein neues Wort für einen alten Begriff — findet seine Betätigung. Im Winter fahren oder kugeln groß und klein auf den Schneehalden bei Bürglen; wenn im Sommer der See zum Bade ladet, dann widerstehen wir der Verlockung auch nicht lange, wenn die Zeit es uns gestattet. Jetzt haben wir am schönen Strande für uns ein Badehäuschen gebaut; ein Wohltäter schenkte uns dazu noch ein großes Holzpaddelboot. Das kann ein munterer Betrieb werden an einem freien Nachmittag.

### 4. Abbruch und Aufbau

Zuerst fanden die Studenten ihren Platz im alten Wohngebäude. Zwei Schlafräume, zwei Studier- und Klassenzimmer, ein Speisesaal —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das war der wieder bescheidene Anfang. — Aber wir wollen und müssen uns weiten. Jenseits vom Hof steht ein größeres Gebäude, halb Wohnhaus, halb Scheune, mit Knechtestuben, Remise, Stallung und Heugaden. Darauf haben wir es abgesehen. Also daran, gehoben und geschoben, abgebrochen, aufgemauert, zugedeckt! Jetzt kennt man das praktisch eingerichtete, zweistöckige Haus nicht mehr. Es ist unser Studienheim geworden mit allen, für den Betrieb nötigen Räumen; doch mehr als 40 Schüler wird es nicht beherbergen können.

So bauen wir weiter. Diesmal gilt der Angriff dem vierstöckigen Mühlengebäude. Wir möchten alles zu einem einheitlichen Ganzen wo einst Uris größtes Wasserrad alten Formates sich drehte, im Zeichen nach festen Plänen umgestalten. — Schon steht das alte Wasserhaus, des Abbruches. Offen und laut schäumt dort das entfesselte Wasser, schon seit Jahrhunderten die treibende Kraft. Bald soll es in eine Turbine gesperrt werden, um dem ganzen Haus Licht und Wärme zu schaffen. — In der Mitte des einstigen Mühlengebäudes aber steigen langsam aus tiefem Abgrund zwei schwere Tragmauern empor, damit sie rechts und links von den durchgehenden Gängen zum Hause neue Tragkraft verleihen. So wird dann langsam dieses Hauses Bild ein anderes, innen und außen, bis das Gebäude die gewünschte Form und Gestalt erhalten zur Aufnahme einer größeren Schülerzahl.

### 5. Szenenwechsel

So etwas ist immer Schulschluß und -anfang. Alles erscheint auf einmal im neuen Kostüm und veränderter Miene, eben in Festtagsstimmung; es geht ja für die jungen Leut' heim zu Muttern. Selbstverständlich muß auch bei diesem Szenenwechsel alles auf den Kopf gestellt werden: Koffern und Kisten, auch Stühl' und Bänk'. Mit dem ersten Zeugnis — natürlich mit ganz verschiedenem Inhalt —, mit der neuen Schülermütze, oft auch mit gemischten Gefühlen, aber ganz sicher auch mit dem nächsten Zug geht's heim in die Ferien, ins erträumte Schlaraffenland. Gute Fahrt, schöne Ferien, frohes Wiedersehen!

Über Wochen und Monate aber kommen sie alle wieder, ebenso gern, ja vielleicht noch lieber als sie gegangen, zurück nach St. Josef ins eigentliche Vaterhaus. — In doppelter Stärke rücken sie jetzt an; neben den alten aufgefrischten Gesichtern sieht man ebensoviel neue. Sie kommen aus Stadt und Land; doch Wallis behauptet den Vorrang. So beginnt in neuen Räumen ein neues Jahr, ein neues Leben.

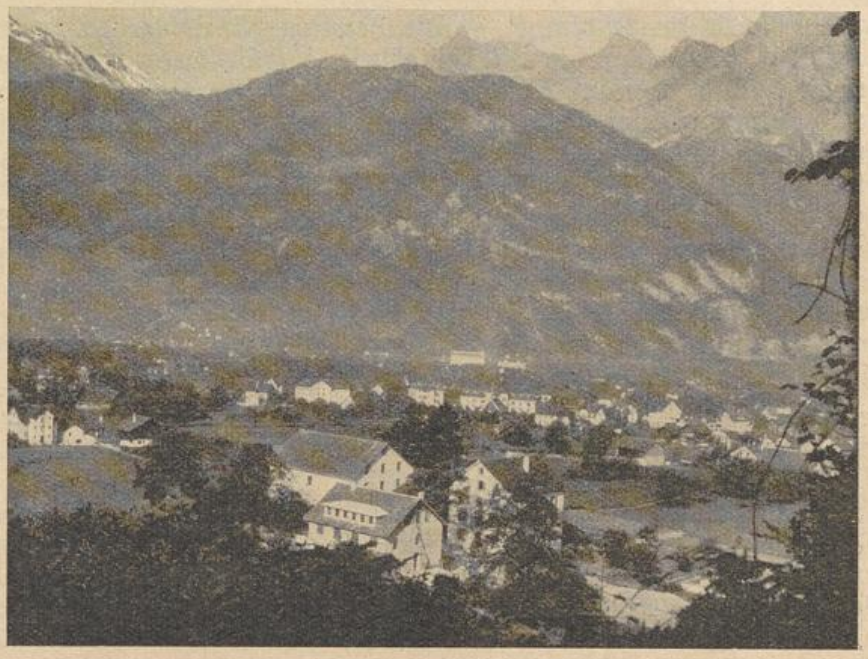
So laßt uns mutig weiter bauen, innen und außen, unter St. Josefs väterlichem Schutz. Sende uns dieser Hausvater der katholischen Kirche in auserwählten Seelen echte und wahre Ordens- und Apostelberufe. — Sende er uns aber auch treue Helfer und Mitarbeiter in edlen Wohltätern! Unter allen guten Werken empfiehlt unser Heiliger Vater — allen engherzigen Seelen und Miesmachern, aber auch allen Ausflüchten und Vorwänden zum Trotz — an erster Stelle Gebet und Gaben für die Weltmission, ganz besonders jede Unterstützung zur direkten Heranbildung der Glaubensboten. Auch unter den Almosen zur Gewinnung des Jubiläumsablasses zählt er zuerst das für die Weltmission auf.

So helft denn mit am Aufbau des Missionshauses St. Josef in Altdorf!

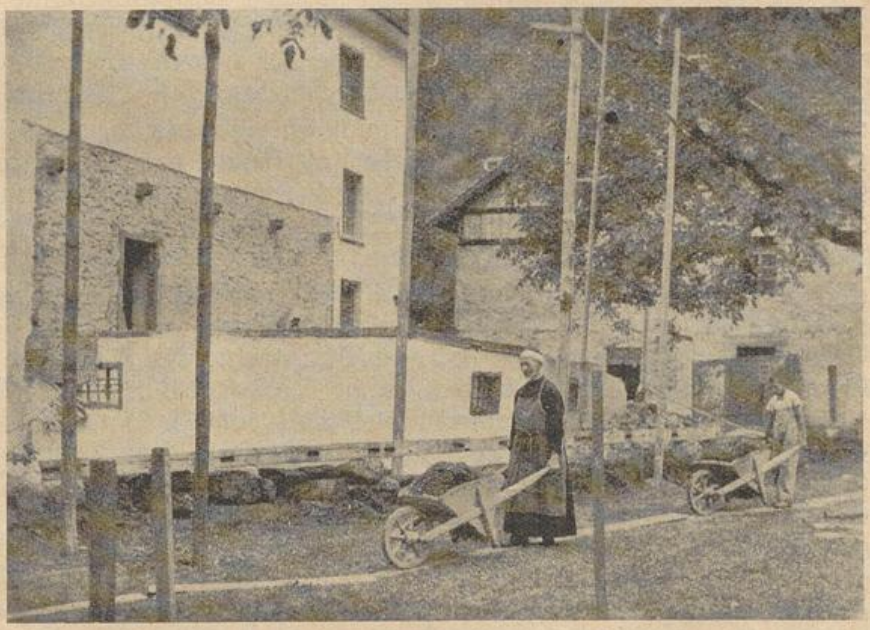
P. M.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Josef im Aufbau. Blick von Bürglen



Groß und klein am Aufbau
Unser Senior, Br. Stanislaus, arbeitet bereits an der **vierten** Mühle, um aus der „Josefsmühle" das „Missionshaus St. Josef" zu gestalten.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Salve Regina

Gegrüßet seiest du Königin! — Die herrliche Antiphon des zweiten Jahrtausends der katholischen Christenheit enthält in wenig Worten eine reiche Fülle marianischer Gedanken. Dem Herzen eines großen Mariensängers und den geheiligten Hallen eines der altehrwürdigsten Benediktinerklöster entstiegen, zählt das Salve Regina heute zu den beliebtesten Gebeten aller Marienkinder der Welt. Was Hermann Contractus und Reichenau ihnen geschenkt, ist unsterblicher Liederschatz bis ans Ende der Zeiten. Die Antiphon war der tägliche Pilger- und Marschgesang der Kreuzfahrer, die vor bald 900 Jahren ins heilige Land zogen. Sie war das beliebteste Lied der Seeleute Spaniens. Sie wurde durch den „Lieb-Frauen-Papst" Pius V. das Schlußgebet der kirchlichen Tagzeiten.

Über 300 000 Priester und fast alle Klöster und Konvente stimmen nun in die begeisterte Huldigung und Anrufung ihrer Königin ein. Es ist der tägliche Abendtribut der Elite der Kirche. Vielerorts der feierliche Ausklang der Komplet mit Harmonium oder Orgelbegleitung. Die schwungvollen Schlußakkorde des Tagewerkes der Gottgeweihten. Bevor sie vom heiligen Dienste zur Nachtruhe übergehen, nehmen sie würdigen Abschied von ihrer Mutter und Königin, — wie einst schon die 700 Mönche des hl. Bernhard. Seiner flammenden Marienminne entströmte wohl der Herzensausruf: „O Clemens! O Pia! O dulcis Virgo Maria! Das einzigartige Finale der Antiphon . . .

Mit dem „honigfließenden Lehrer" wetteifert der marianische Lobredner Italiens, der heilige Alfonsus. Er widmet der Auslegung des Salve Regina ein ganzes Buch: die „Herrlichkeiten Mariens". Wer immer den Schatz der Erkenntnis und Liebe der hehren Gottesmutter erwerben möchte, lese diese Prachtperle der marianischen Literatur!

Vom größten aller Heidenmissionare nach St. Paulus, dem heiligen Franz Xaver, wissen wir, daß dieses Gebet fast immer den Anfang oder Schluß seiner apostolischen Predigten, Katechesen und Unterweisungen bildete. Bekehrung und Taufe einer Million Asiaten war der Erfolg so vieler Anrufungen der Gnadenmittlerin.

Nächst dem Ave Maria ist das Salve der inhaltreichste, beliebteste, weltbekannte Mariengruß. Auf höhere Eingebung verband Papst Leo XIII. beide zu einem Gebete der ganzen Kirche, für Priester und Gläubige unmittelbar nach den gnadenreichsten Momenten: der hl. Messe und Kommunion! Seit dem 6. Januar 1884, also volle 50 Jahre lang, wird jede stille hl. Meßfeier vom Zelebranten und Volk mit dem Anrufungsakt der Gnadenkönigin beschlossen. Ihre allesvermittelnden Hände sollen uns und der bedrängten Kirche die Früchte des göttlichen Opfers überreichen. Maria ist ja mit den Scharen der hl. Engel bei jeder liturgischen Feier in besonderer Weise zugegen. Unter jedem Altarkreuz steht gleichsam unsere Mutter und pflückt ihren Kindern die kostbaren Früchte vom wahren Lebensbaume.

Wir grüßen sie als die Mutter der Barmherzigkeit mit doppeltem Recht in dieser gesegnetsten Stunde des Tages. Der Sühnetod Christi am Kreuze bleibt für alle Zeiten der allergrößte Beweis göttlicher Barmherzigkeit, durch stete Mitwirkung Mariens der ganzen Mensch-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit gewährt. Durch die gebenedeite Frucht ihre Leibes ist Maria in vollstem Wortsinne unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung. Darum rufen und flehen wir weinende Evaskinder zu unserer mitleidvollen Fürsprecherin, besonders am Schlusse der heiligen Messe und des übrigen Tagewerkes, am Abend, sie wolle auch ihre barmherzigen Augen uns zuwenden! Sie wolle uns Jesus zeigen, schon jetzt im Elend dieses sterblichen Lebens, mittels des Glaubenslichtes, und am Ende unseres Zeit-Tagewerkes in der Glorie der ewigen Anschauung!

Das glaubensfrische Mittelalter hatte vielerorts die feierliche Absingung des Salve Regina als allgemeine Abendandacht eingeführt. Sogar Luther kannte dieselbe und erwähnt, daß „schier keine Kirche sei, wo nicht das Salve zu singen Gewohnheit wäre". In manchen Gegenden besteht der Brauch noch an den Samstagen. In Süddeutschland lebt er zum Teil noch heute in den 3 „goldenen Samstagen" von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt.

Noch mehr wie im alten Testamente ist im neuen Gnadenbunde alles vom Heiligen Geiste „lieblich geordnet". Das Große und Kleine wird vom Finger Gottes regiert. Umsomehr alles Geschehen in der hl. Kirche. Die 1900jährige Entfaltung und Erhaltung des Marienkultus ist ein offenkundiger Beweis. Seine Entwicklung in der entscheidenden Gegenwart und seine Vollendung in der Zukunft bleibt von größter Bedeutung für den „großen Tag Christi" von dem der hl. Paulus so oft spricht . . .

Die weitere Fortsetzung der kleinen Mariologie möge uns einigermaßen die Nähe dieses Tages und die Herrlichkeit des Marientages zeigen. M. Z.

# Gründung der Keilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM.

(Fortsetzung)

## Beginn der Mission

Die Mission in Keilands begann im September 1886 unter Rev. Father Fraser SJ. und Br. De Sadeleer SJ. Zu Weihnachten schloß sich ihnen Mr. Torrend SJ. an, der gegenwärtig (1934) noch am Oberen Sambesi als Father Torrend tätig ist und sich durch seine ethnographischen und Bantu-linguistischen Studien berühmt gemacht hat. Father Fraser wurde im April 1889 zu Grahamstown krank, kehrte im November desselben Jahres nach Keilands zurück, wobei er auch Br. Theodor Nigg SJ. dorthin mitbrachte, und starb am 26. Januar 1890. Von Br. Nigg habe ich noch manches Schöne und Interessante zu berichten. Er starb am 10. August 1891 in Keilands. Seine sterbliche Hülle, wie auch die von Father Fraser ruht an der Seite von unserem Br. Simon RMM. im Friedhof von Keilands.

Die Dominikanerinnen von King Williams Town trafen am 30. August 1894 ein. Von den sieben Schwestern sind Sr. Benigna, Sr. Camilla und Sr. Isidora noch heute am Leben und in der Eingeborenen-Mission eifrigst tätig. Mit diesen Schwestern traf auch Br. Eberhard RMM. aus Mariannhill ein, um die dortige Kirche zu bauen. Er blieb bis zum 3. Dezember 1895; er zählte damals 68 Jahre und war voll Leben und Be-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geisterung. Manche schwarze Christen erinnern sich heute noch seiner mit großer Liebe und haben sich ganz gut seine kräftigen Kernausdrücke in der deutschen Sprache gemerkt. Br. Nivard RMM. aus Mariannhill besuchte Keilands am 4. August 1906 und verweilte acht Tage daselbst.

### Keilands wird Eigentum der Mission von Mariannhill

Schon im Jahre 1905 tauchte zwischen den Jesuitenvätern und dem Missionskloster Mariannhill der Plan auf, die Trappisten-Station Monte Cassino in Rhodesia gegen die Jesuiten-Mission in Keilands zu vertauschen. Man hatte dabei namentlich eine gewisse Abrundung der beiderseitigen Missionsgebiete im Auge. Zu diesem Zwecke wurde unser Br. Nivard RMM. am 3. August 1906 nach Keilands gesandt, woselbst er acht Tage verweilte. Da jedoch die Politik des damaligen Administrators von Mariannhill keineswegs die Ausdehnung unseres Missionsgebietes anstrebte, so wurde aus der ganzen Sache nichts. Nach dem Rücktritt des Administrators von Mariannhill wurde sogleich der Plan wieder aufgegriffen. Es wurde im Mai 1908 in Mariannhill eine Generalkonferenz abgehalten; ihr wurde die Frage zur Lösung vorgelegt, und sie entschloß sich für die Beibehaltung der Station Monte Cassino im Mashonaland, Süd-Rhodesia. Als P. Prior Isembard Leyendecker in diesem Sinne an Father Gartlan SJ., Apostolischer Präfekt von Rhodesia, Bericht erstattete, gab dieser in einem Briefe vom 20. Mai 1908 folgende Erklärung ab:

„Es war allzeit mein Wunsch, daß die Trappisten in Rhodesia bleiben möchten. Andererseits ersuche ich Sie allen Ernstes und dringe darauf, daß Sie unsere Mission in Keilands übernehmen . . . Mit Zustimmung meiner Ordensobern, der Propaganda und des hochwst. Herrn Bischof Hugh MacSherry überlasse ich Ihnen die dortige Mission mit allen Bauten, landwirtschaftlichen Einrichtungen und dem gesamten Viehbestand frei und ohne irgend welche Entschädigung. Bloß zwei Bedingungen seien an die Übergabe geknüpft, nämlich: a) daß die daselbst bestehende Mission nicht aufgegeben, sondern vielmehr entsprechend fortgesetzt werde, und b) daß die Trappisten die Verpflichtung übernehmen, für gewisse Wohltäter der Station jede Woche eine hl. Messe zu lesen, so wie wir selber dies bisher gewissenhaft getan haben.

„Ich will kurz die Gründe dieses meines Anerbietens auseinandersetzen: Unsere Absicht und Hoffnung war, Keilands, die Hauptstation, zur Operationsbasis für die Außenstationen in den jenseits des Keiflusses liegenden Bezirken zu machen; denn es ist daselbst eine überaus dichte schwarze Bevölkerung und somit die schönste Aussicht auf ein großartiges Missionsfeld. Tatsächlich haben wir auch daselbst zwei Missionsstationen mit soliden Ziegelbauten gegründet, von welchen die eine etwa drei, die andere fünf englische Meilen von der Hauptstation entfernt ist. Diese zwei Außenstationen gehören zum Apostolischen Vikariat Natal. Um jedoch dieselben zu einem gedeihlichen Aufschwung zu bringen, benötigen wir für die weibliche Bevölkerung die Hilfe von Schwestern. Unsere bisherigen Versuche, solche zu gewinnen, schlugen fehl; daher mein Entschluß, die ganze Keilands-Mission einem Orden zu überlassen, dem Missionsschwestern zur Verfügung stehen . . . Wird dieser Plan realisiert, so hoffe ich davon einen mächtigen Aufschwung des Katholizismus in den mit Schwarzen dicht bevölkerten Gebieten des Transkei . . . Da wir keine Schwestern



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben, können wir nicht nach Wunsch vorgehen; wohl aber Sie, denen die Schwestern vom Kostbaren Blut zur Seite stehen . . ."

### Ankunft der ersten Missionare von Mariannhill in Keilands

Am 21. Juli 1908 reiste P. Isembard (Prior) mit P. Bernard Huß, letzterer als Missionar und Stationsrektor, sowie Br. Valentin Gartner als Schaffner und drei Schwestern von Mariannhill nach Keilands ab, um die dortige Mission aus den Händen der Jesuiten zu übernehmen. Die Fahrt ging von Durban nach East-London zur See, und von dort mit der Eisenbahn nach Dohne (63 engl. Meilen). Die letzte Strecke (35 Meilen) wurde von den Trappisten zu Pferde, von den Schwestern mit dem Ochsenwagen zurückgelegt. Erstere langten am Mittwoch, den 23. Juli spät abends an, letztere im Laufe des nächsten Vormittags. P. Apel, P. Bontemps nebst Br. Barbara, alle SJ., und drei Schwestern von King Williams Town waren noch da. Am 1. August begab sich P. Isembard mit P. Apel nach King Williams Town, um die Title Deeds auf die Trappisten überschreiben zu lassen, und kehrte am 6. August wieder nach Keilands zurück. P. Bontemps, Br. Barbara und die Schwestern der Dominikanerinnen verließen Keilands am 11. Aug. Von den Jesuiten blieb P. Apel noch bis zum 7. Sept., bis die Trappisten sich eingelebt hatten.



Hochw. P. Andreas Hotze, RMM., St. Patricks, Bulawayo, mit zwei Täuflingen

Am 14. August kamen P. Albert Schweiger und Br. Leander Schütz von Mariannhill in Keilands an. Da man sicher glaubte, daß noch weitere drei Schwestern mitkommen würden, schickte man nur den Ochsenwagen. Das erste, was sie bei ihrem Eintreffen antrafen, war eine allgemeine Bestürzung, ein Klagen und Jammern darüber, daß die so heiß ersehnten Schwestern noch nicht erschienen waren. Am 15. August wurde abends von den Trappisten zum erstenmale das Salve Regina in Keilands gesungen.

(Schluß folgt).



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Johannes Jodokus

Aus „Diel Novellen“ — Nachdruck verboten!

(Schluß)

Aber Jodokus entgegnete auf alle Einwürfe: „Es geschieht auch nicht bloß euretwillen, sondern hauptsächlich meinetwillen. Hier im Walde bin ich froh geworden, und hier im Walde will ich es bleiben.“

Und wie Gerhard und seine Tochter auch in ihn drangen, daß er viel zu fein und zu schwach für einen Holzhauer sei — der Jüngling bestand auf seinem Plane, und beide mußten endlich nachgeben.

Nun unterrichtete Gerhard den Jüngling in den Kunstgriffen des Fällens und Spaltens; Kleider von Zwilch wurden angeschafft, und schon nach einer Woche war Jodokus zum Antritt seines neuen Standes bereit.

Der Tag des Abschiedes war herangekommen. Gerhard hatte dem Jüngling geraten, in einer fremden Gemarkung sein Handwerk zu beginnen. Johannes ging darauf ein, obgleich er viel lieber in der Nähe geblieben wäre, wo auch Holz gefällt wurde. Aber Gerhard sagte: „Hier würden Euch die Leute des Grafen erkennen, und das wäre nicht gut. Geht deshalb lieber fort. Grüßt den Förster jener Gemarkung herzlich von mir; in früheren Zeiten war er mein Freund, und vielleicht hat er mich noch nicht ganz vergessen. Die herrschaftlichen Waldungen liegen nur vier starke Wegstunden von hier entfernt, und Ihr könnt leicht an Samstagabenden, wenn die Nächte hell und schön sind, zu uns herüberkommen. Wandert mit Gott, er wird Euch segnen.“

Damit reichte er dem Jüngling treuherzig und fest die Hand, wie ein Vater seinem Kinde tut. Auch von Maria nahm Jodokus jetzt Abschied. „Gott lohn' Euch Eure Liebe“, sagte das Mädchen. Es waren ihre einzigen Worte, aber in dem Tone derselben und in dem Drucke der Hand lag mehr, als viele Reden sagen könnten.

Jodokus verstand alles; rasch wandte er sich ab und eilte den Pfad hinan. Noch ein Lebewohl klang ihm aus der Ferne nach, und dann war er einsam allein unter den hohen Baumhallen. Da sang er aus frischer Brust hervor:

Traulich will ich in dir wohnen,
Beut mir gastlich Aufenthalt
Unter deinen lichten Kronen.
Hier in deiner heil'gen Stille,
Fern von all dem Lärm der Welt,
Wehet ew'gen Friedens Fülle,
Ist so nah des Himmels Zelt.

Sei gegrüßt, du grüner Wald!
Wo die Vöglein heller singen,
Und wo's tausendfältig schallt,
Wenn vom Berg die Quellen springen.
Laß erquickend mich durchwehen
Waldeskühle, Waldesluft;
Auf den freien Waldeshöhen
Atmet neugestärkt die Brust.

Sei gegrüßt, du grüner Wald!
Wenn die Lande ringsum dunkeln,
Glockenton im Tal verhallt,
Tausend Sterne mich umfunkeln:
Saget mir dein frommes Rauschen,
Daß noch jemand mit mir wacht —
Englein auf mein Flehen lauschen
In der tiefen Waldesnacht.“

Als der Jüngling diese Worte sang, war es ihm, als ob der Wald ihm freudig entgegenrauschte; eine Nachtigall begrüßte ihn aus dem dunkeln Blattwerk, griff seine Klänge auf und spann sie fort in noch viel frischerem Tone. Das mutete ihn so seltsam an wie ein wunderbares Lied vom ewigen Frühling, und kräftiger schritt er fürbaß auf der Kante des Waldes.

Der Oberförster war in dem Holzschlage gegenwärtig, als Jodokus dort ankam. Auf die Anfrage des Jünglings zeigte man ihm den Mann. Dieser war ein echter Wäldler, schon hoch in den Jahren, wie die vielen schneeweißen Haare bezeugten, aber dabei doch frischkräftig, mit gebräunten, schönen Zügen und blitzenden Augen. Er hieß den Jüngling freundlich willkommen und fragte nach seinem Begehr.

„Ich bringe Euch einen herzlichen Gruß von dem alten Gerhard, wenn Ihr ihn nicht vergessen habt“, erwiderte Jodokus. „Auch läßt er Euch für mich um Arbeit bitten, falls Ihr noch einen Holzhauer gebrauchen könnt.“

„So, so, das ist gut“, sagte der Förster, „Arbeit gibt es immer im Walde. Aber wie geht es denn meinem lieben Gerhard? Er hat viel Leid gehabt, wie ich höre?“

Jodokus gab in kurzen Worten Bescheid über diese Frage. Währenddessen maß ihn der Förster vom Kopf bis zur Zehe, und als der Jüngling geendet hatte, sagte er: „Seid Ihr auch in dem Holzwerk bewandert? Es ist das kein leichtes Geschäft.“ Die letzten Worte betonte er mit einem seltsamen Blicke auf die feinen Hände des Jünglings.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Laßt mich mein Probestück machen", sagte Jodokus lächelnd.

„Versucht es nur gleich an diesem Stamme", sagte der Förster, indem er auf das Klafterstück einer Buche hinzeigte, das in dem Grase lag und auf Spaltung wartete.

Der Jüngling zog seine Axt aus dem Gürtel und nahm zwei Eisenkeile aus dem Bündel, das über seinem Rücken hing. Dann schlug er einen Spalt in den Stamm, just an der Stelle, wo die Kraft des drängenden Keiles ihre größte Wirkung äußern mußte, schob den Keil hinein und ließ den gewuchtigen Schlegel niedersausen. Der Stamm knarrte und sprang klirrend auseinander.

„Brav gemacht", sagte der Förster; und „Bravo", riefen die Holzknechte, von denen mehrere hinzugetreten waren.

„Ihr habt einen guten Lehrmeister gehabt", fuhr der Forstmeister fort; „bleibt nur hier und beginnt Euer Werk."

So war Jodokus eingeführt in den Kreis der Holzknechte. Diese lernten den jungen Mann bald schätzen und lieben. Keiner fragte ihn, wer er sei; es genügte, daß er sein Handwerk verstand.

Zwei Monate glücklichen Waldlebens lagen nun schon hinter dem Jünglinge, und daß es ihm noch immer gefiel, bewies seine heitere Laune, die wir oben schilderten.

Die Mittagszeit war vorüber; die Leute setzten ihre Kessel zusammen und begannen wieder ihr Tagewerk. Jodokus ging mit zwei andern Knechten der Bergkante zu, um Scheite in Klafter zu legen.

„Wir werden ein Gewitter haben", sagte einer der Knechte.

„So scheint es, Gervas", erwiderte der andere, „die Wolken ziehen sich über der Haselmatte ballend zusammen."

Es war in der Tat eine drückende Schwüle, und sie steigerte sich immer mehr, obwohl die Sonne sich längst hinter den Wolken verborgen hatte. Kein Luftzug bewegte die Blätter; die Königslilie an der Halde ließ ihre Blüten ermattet sinken, und eine Amsel, die den ganzen Morgen lustig gesungen, stellte ihr Schlagen ein.

Gervas hielt einen Augenblick in der Arbeit inne und schaute ins Wetter. „Du wirst einen schlimmen Heimweg bekommen, Hans, wenn du heute noch zu Gerhard gehen willst", sagte er zu Jodokus.

„Ich m u ß hinuntergehen", antwortete der Jüngling.

„Du würdest es besser unterlassen und uns nach Tannberg begleiten", fiel der andere Holzknecht ein. „Wenn ein Gewitter losbricht, schwillt das Wasserpfädlein neben dem Waldsteig, der talabwärts führt, mächtig an. Es überschwemmt sein Rinnsal und macht den Steig gefährlich. Andere Wasser strömen aus den Bergen hinzu und rollen Reisig, Baumstämme und Steinblöcke mit sich fort. Du hast das hier noch nicht erlebt."

„Ich gehe dennoch, man erwartet mich", sagte Jodokus.

Der Holzknecht lächelte; er hatte einen Scherz auf seinen Lippen.

Sie fuhren in ihrer Arbeit fort. Die Wolken aber zogen sich immer schwärzer zusammen. Länger als eine Stunde hingen sie drohend im Westen wie eine dunkle, schwarze Wand, ohne sich zu entladen. Es mochte 3 Uhr sein, da hörte man ein fernes Rauschen, es kam näher und näher; wie in banger Angst schwankten die Kronen der Buchen; einzelne Blätter jagten wirbelnd durch die Luft. Über die schwarze Wolkenwand flogen weißlichgraue Flocken gleich Schwänen dahin; plötzlich riß sie entzwei, es war, als ob ein Feuermeer hinter ihr lodere, ein greller Blitz zuckte nieder, und der Donner folgte krachend.

Jetzt gab der Forstmeister, der in dem Schlage sich befand, weil heute Samstag war, ein Zeichen mit der Glocke. Die Arbeiter versammelten sich um ihn, und er betete den Gewittersegen, damit niemand ein Unglück treffe.

„Nun schütz' uns alle Gott", sagte der Greis, nachdem er das Gebet beendet.

„Amen", sagten die Knechte.

„Geht nur gleich in die Hütten; die Arbeit ist doch für heute vorüber", fuhr der Förster fort. „Ich werde euch dort die Löhnung entrichten. Hört, die Wetterglocke von Tannberg! Es zieht aber auch schauerlich herauf; ich habe noch niemals solche Wolken gesehen."

So meinten auch die Knechte. Sie gingen auseinander und lasen die Äxte, Keile und Schlegel zusammen, die noch bei dem Holze zerstreut lagen. Dies taten sie, damit das Eisen nicht roste.

Inzwischen brauste der Sturm heftiger. Tief und schwer wälzten sich die Wolken heran und lagerten sich über die Bergkuppe; es war als hingen sie in den Wipfeln der Bäume. Die ersten schweren Tropfen prasselten auf die Blätter nieder, einzelne grelle Blitze zuckten durch den Wald, vom Donner gefolgt; und dann wechselten Blitz und Donner in rascher Folge wie das Knattern vieler Gewehrschüsse. Noch bevor alle Knechte die Hütten erreichten, goß der Regen wie Strahlen zur Erde nieder. Und dieser Strahlen waren so viele, daß man die nächsten Gegenstände kaum



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unterscheiden konnte; sie flimmerten nur noch in gräulichen Umrissen durch.

Die Holzknechte sagten, es müsse das Wolkenbruch sein, so groß war die Wassermenge, die niederströmte. Bald drang der Regen in die Hütten, deren lose Dächer keinen Schutz mehr boten. Die Waldpfade machte er zu seinem Rinnsal und stürzte in reißenden Gießbächen dem Tale zu, Zweige und Reisigbündel, Stämmchen und mächtige Stämme mit sich in die Tiefe wälzend.

Nach einer vollen Stunde wurde der Regen schwächer, nur einzelne verhallende Donnerschläge rollten in weiter Ferne und die Blitze liefen nur noch wetterleuchtend am Horizonte dahin. Die Knechte traten aus den Hütten hervor und schickten sich zum Rückwege an. Keinem war ein Unglück geschehen.

Auch Jodokus schlug den Waldpfad ein, der ihn zu Gerhards Wohnung führte. Am Eingange begegnete ihm der Förster, der dem Jünglinge sehr gewogen war, und sagte: „Geht mit mir, Hans, die Wege nach Tannberg sind besser. Die Wasser haben sich in den vielen Gruben und kleinen Mulden, die Ihr durchwandern müßt, sicherlich gestaut, und es ist Gefahr dabei. Auch wird es tiefe Nacht, bis Ihr zu Gerhard kommt und der Himmel scheint überwölkt zu bleiben."

„Ich muß dennoch gehen", sagte Jodokus.

„So geleite Euch Gott", entgegnete der Förster. „Grüßt den Gerhard; ich wollte ihn morgen besuchen, aber nach dem Wetter wird es unmöglich sein. Es soll ein anderes Mal geschehen."

„Tut das", sagte Jodokus.

Sie reichten sich die Hand und schieden ihres Weges.

Der Jüngling fand alles, wie die Holzknechte und der Forstmeister gesagt hatten. Je weiter er auf dem Waldpfade hinabstieg, um so furchtbarer wurden die Verheerungen. Das Wasserbächlein hatte sein Rinnsal überschwemmt, und der Steig war gar nicht zu finden, Buschwerk und jüngere Bäume waren, von dem Wasser entwurzelt, fortgerissen und kraus ineinandergestemmt, daß sie an einzelnen Orten hohe Verhege bildeten. Jede kleine Mulde war mit Wasser und Geröll gefüllt, und Jodokus mußte sie entweder durchwaten oder auf Umwegen umgehen. Als die Nacht hereinbrach, war er noch eine gute Stunde von der Wohnung Gerhards entfernt. Er zündete seine Laterne an und schritt mutig weiter. Jodokus war seit einem Monate nicht mehr bei seinen Freunden gewesen, deshalb drängte es ihn heute trotz des schlechten Wetters, sie heimzusuchen.

Zudem mochten sie seiner Löhnung bedürftig sein; denn Gerhard konnte noch immer nicht arbeiten und bedurfte kräftiger Nahrung und Pflege. Auch noch ein anderes Verlangen drängte den Jüngling.

So wandelte er einsam durch den Wald dahin; seine Laterne warf ihren rötlichen Schimmer auf die Bäume, deren feuchte Stämme wie Silber glitzerten, oder sie blitzte in den Wasserlachen wider, die sich auf dem Wege gebildet hatten.

Plötzlich blieb Jodokus stehen. Er war auf einer kleinen Erhöhung angelangt, über die der Pfad ihn führte, drunten an seiner Seite rauschte der Waldbach. Der Jüngling schaute lauschend um sich. er glaubte einen schwachen Weheruf gehört zu haben. Einige Minuten stand er da, als abermals das Klagen ertönte; es kam von dem Waldbache herauf. Vorsichtig leuchtete Jodokus hinunter, aber er konnte nichts unterscheiden. Nun legte er seine Axt und die schweren Eisenkeile nieder und stieg selbst hinab. Drunten fand er, woher das Wimmern kam.

Er sah einen Mann in Jagdkleidung; er lag halb im Wasser drinnen, halb auf dem Ufer und war mit dem Kleide in einen Busch verstrickt, der ihn festhielt, sonst wäre er völlig hinabgesunken. Die Blätter und das Gras waren mit frischem Blut befleckt. Jodokus leuchtete genauer zu, und nun erst erkannte er in dem Manne den Grafen. Er hatte mehrere schwere Wunden am Kopfe und schien auch aus der Seite zu bluten. Er wimmerte ganz leise und hielt die Augen geschlossen; nur als Jodokus mit der Laterne in sein Antlitz leuchtete, hatte er sie für einen Augenblick geöffnet.

Der Jüngling sah bald, daß er hier unten nichts machen könne. Das Ufer war steil und schlüpfrig und der Bach tief, jede unvorsichtige Bewegung konnte ihn mit dem Unglücklichen hinabstürzen. Deshalb kletterte er abermals den Rain empor, machte die Flamme in der Laterne stärker und stellte sie oben an den Rand des Ufers. Dann stieg er hinab und trug so behutsam, als es gehen mochte, den Graf hinauf, indem er sich mit seinem eisenbeschlagenen Gebirgsstock aufrechthielt. Droben nahm er eine wollene Decke, die er zum Schutze gegen die Nässe um sich geschlagen hatte, und breitete sie in dem Waldgrase aus. Auf sie legte er den Grafen. Dann untersuchte er die Wunden, sie waren tief, aber nicht gefährlich; er verband sie mit Leinen, das er immer bei sich trug. Zum Schlusse schlug er die Decke ganz um den verwundeten Mann, so daß nur ein Teil des



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesichtes unverhüllt blieb. Der Graf hatte die ganze Zeit wie bewußtlos dagelegen und lag noch so da, als Jodokus sich entfernte, um den alten Gerhard und seine Tochter herbeizurufen und mit ihrer Hilfe den Kranken in die Waldhütte zu tragen.

Die Hütte des früheren Wildmeisters war nur höchstens zehn Minuten von dem Orte des Unglücks entfernt. Jodokus hatte sie schnell erreicht; er teilte in wenigen Worten den erstaunten Leuten den Vorfall mit, ließ sich eine wollene Decke geben, und dann traten sie vereint den Gang an. An dem Orte angekommen, Messer mit feinen schwarzen Handgriffen. Auch dünne Nadeln, eine Kneipzange, roter Seidenzwirn und andere Dinge waren darinnen. Jodokus nahm Werkzeuge hervor, sagte dem alten Gerhard, daß er ihm leuchten solle, und besorgte aufs neue alle Wunden, wie er es gelernt hatte. Er machte die Dinge gut und mit großer Gewandtheit.

Der Graf hatte ein paarmal während der Operation aufgeseufzt, war aber gleich wieder in die frühere Ohnmacht zurückgesunken. Er schien viel Blut verloren zu haben.

Jodokus sagte, nachdem alles fertig



So entsteht eine Missionsstation in Bulawayo

legten sie den Grafen leise und behutsam auf die mitgebrachte Decke, Jodokus faßte sie an den äußersten zwei Enden und Maria an den andern, Gerhard hielt die Laterne, und so trugen sie den Unglücklichen wie auf einer Tragbahre zur Hütte.

Jodokus und Gerhard kleideten ihn aus, so gut es gehen mochte, und legten ihn auf das Bett. Nun fand der Jüngling, daß der Graf auch noch eine große Schnittwunde in dem linken Schenkel hatte. Sie mußte bei dem Falle durch den Hirschfänger verursacht worden sein, den der Graf immer entblößt in seinem Gürtel trug, wenn er in die Waldungen ging. Jodokus nahm, als er dies sah, ein schönes Kistchen von einem Wandgestelle und öffnete es. Darin lagen glänzende Scheren und allerlei scharfe war, zu Gerhard: „Ich werde nun gehen und im Schlosse den Vorfall anzeigen, damit ein Arzt den Kranken besorge. Man wird mich hoffentlich dort nicht erkennen. Auch Ihr dürft niemand sagen, wer den Kranken gerettet hat. Es ist ein Holzknecht gewesen."

„Es soll so geschehen", entgegnete Gerhard.

„Ich komme erst nach acht Tagen wieder", sagte Jodokus, „bis dahin gehabt Euch wohl." Mit diesen Worten drückte er dem Greise ein ledernes Beutelchen in die Hand, darin der Lohn eines ganzen Monats enthalten war. Gerhard erwiderte nichts, er sagte nicht einmal, daß er danke, sondern fuhr nur mit der Hand über die Augen; es schien, als wolle er sein Weinen verbergen.

Die Tochter des Försters hatte alles



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mitangesehen und gehört. „Ihr müßt erst etwas essen, ehe Ihr hinuntergeht", sagte sie zu dem Jünglinge; „wir haben so schon auf Euch gewartet."

Jodokus willigte ein, er wechselte auch noch seine Kleider; dann eilte er mit einem herzlichen Gruße aus der Hütte den dunkeln Waldsteig hinab.

Am andern Morgen lag die glänzende Himmelsdecke in ihrem schönsten Blau über den Bergen, scharf begrenzt und abgeschnitten von den Duftstreifen der Wälder und deren dunkler Färbung. Von dem gestrigen Wetter war kaum mehr etwas zu sehen, nur daß der leuchtende Sonnenschein auf den feuchten Baumblättern sich spiegelte und tausend und tausend Tropfen im Grase glitzerten.

## 6. Waldliebe

Nur weniges bleibt mehr zu erzählen. Es geschah alles, was nach Gottes weiser Absicht und nach treuer Menschen Liebe geschehen mußte.

Der Graf blieb drei Tage in der Waldhütte, so lange dauerte das Wundfieber. Gräfin Juliana wachte die ganze Zeit an dem Lager ihres Gatten. Sie lernte dabei die Tochter des gewesenen Wildmeisters schätzen und lieben und gedachte sich ihrer und ihres Vaters anzunehmen.

Nach acht Tagen kam ein Bote aus dem Schlosse in den Holzschlag, wo Jodokus arbeitete. Er fragte nach dem Holzknechte Hans, und als er ihn gefunden, sagte er: „Sein Herr, der Graf, lasse ihn zu sich entbieten, derselbe habe ein Wort mit ihm zu reden." Jodokus war unzufrieden, daß er entdeckt sei, versprach aber dennoch, zu kommen.

Am andern Tage stieg er den Berg hinab gegen das Grafenschloß. Die Waldhütte des alten Gerhard ließ er seitwärts liegen. Der Graf lag noch zu Bette, aber seine Wunden heilten schön. Als er den Jüngling sah, reichte er ihm die Hand und sagte:

„Ich habe ein Unrecht an Ihnen gutzumachen, Herr Johannes Jodokus; Sie haben mir das Leben gerettet, als ich, vom Gewitter und der Dunkelheit überrascht, den schlimmen Sturz tat."

„Es war meine Pflicht und Gottes Fügung; jeder andere hätte es auch getan", erwiderte Jodokus.

„Es mag sein", sagte der Graf, „doch lassen wir das — Sie haben die Arzneikunde studiert?"

„Ja", antwortete der Jüngling.

„Und Sie konnten, weil Ihnen die Mittel fehlten, Ihre Studien nicht vollenden?"

Jodokus bejahte.

„Ich werde Ihnen die Mittel geben; wollen Sie mein Anerbieten annehmen?"

Der Jüngling errötete; das hatte er nicht erwartet.

„Es soll kein Almosen sein", fuhr der Graf fort, „ich erstatte Ihnen nur zurück, was Sie meinem ehemaligen Wildmeister Gerhard, den ich ins Unglück und Elend gebracht, geliehen haben."

Johannes Jodokus schwieg; es war ihm seltsam zumute. In den Wäldern hatte er die Heiterkeit wiedergefunden. er fühlte sich glücklich in seiner Armut und wußte nicht, ob er sie mit der glänzenden Fernsicht vertauschen solle.

Die Gräfin hatte der ganzen Unterredung beigewohnt. Als sie den Jüngling jetzt zweifeln sah und auch wohl ahnen mochte, welche Gedanken sein Inneres bewegten, unterstützte sie ihren Gatten in seinem Anerbieten. Sie sprach so eindringlich, daß Johannes endlich nachgab und ja sagte.

„Ich danke Ihnen", sagte der Graf, „nun kann ich mein Unrecht gutmachen. Sehen, Sie, mein Herr, alle unsere Vorfahren hatten eine Leidenschaft, die sie zu einseitigen und närrischen Handlungen hinriß. Ich glaubte davon frei zu sein und war es erst recht nicht. Aus Jagdlust habe ich einen redlichen Mann ins Elend gestürzt und glaubte noch meine Pflicht getan zu haben. Es ist nun alles offenbar. Die Schlechtigkeiten des ehemaligen Jägerburschen sind enthüllt, und Gerhard wird seine frühere Stelle zurückerhalten. Auch mein Haß gegen die Dichter war einseitig und im Grunde nur eine zweite Narrheit."

Juliana lächelte freudig bei diesen Worten ihres Gatten; sie war überglücklich.

„Ich will die Kinder rufen", sagte sie, „ob sie in dem Holzknechte ihren lieben Lehrer wiedererkennen."

Sie ging. Die Kinder erkannten den Herrn Jodokus sogleich und freuten sich und reichten ihm die Hand. „Es ist gut, daß Sie wieder bei uns sind. Aber warum sind Sie fortgegangen und sogar Holzknecht geworden? Da mußten Sie ja ihre schönen Bücher liegenlassen", sagten sie.

Und Karl schaute mit seinen schwärmerischen braunen Augen recht treuherzig in das Antlitz seines Lehrers und fragte leise: „Werden Sie nun bei uns bleiben? Ich habe oft an Sie gedacht und viel für Sie gebetet."

„Nein, Kind", sagte die Gräfin, „Herr Johannes wird noch einmal gehen, er ist ein Arzt und wird seine Studien vollenden. Aber dann kommt er wieder und verläßt uns nie mehr."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trauer flog über die Stirne Karls, er schwieg; dann aber sagte er: „Es muß wohl so recht sein, und wenn Sie wiederkommen, ist ja alles gut."

Sie plauderten noch lange miteinander. Die Gräfin besorgte für Herrn Jodokus seine Kleider, daß er seinem Stande gemäß erscheinen könne.

„Ich werde alles für Sie ordnen, daß Sie keinen Mangel haben; in acht Tagen sollen die Sachen bereit sein, und dann können Sie abreisen", sagte sie.

Am Nachmittag ging Jodokus hinauf in die Waldhütte. Er ging mit schwerem Herzen, denn es lag eine Last auf seiner Brust.

Gerhard und seine Tochter wußten schon alles; der Graf hatte ihnen die Dinge mitgeteilt. Sie freuten sich über das Glück des Jünglings, und doch schien es auch wieder, als ob Marias Augen rotverweint seien.

Ehe Jodokus für heute Abschied nahm, sagte er zu Gerhard, er habe noch ein Wort allein mit ihm zu reden. Sie gingen darauf hinaus in den Wald.

Sie schritten nebeneinander her, Jodokus redete von den schönen Buchenstämmen, die dastanden, er redete von dem Walde und seinen Freuden; aber er tat dies mit einer Zerstreutheit, daß man ihm wohl anmerken konnte, er habe etwas anderes auf dem Herzen. Endlich blieb er mit einem Male stehen, schlug die Augen nieder und sagte dann traurig:

„Gerhard, ich gehe also in die große Stadt, um meine Studien fortzusetzen, da der Graf es einmal will."

„Er tut recht daran", sagte der Förster.

„Ich würde nicht gehen, wenn nicht ohne mich für Euch und Euer Kind gesorgt wäre — ich würde gewiß nicht gehen", sagte Jodokus noch verlegener.

„Ihr seid gut, Johannes", entgegnete der Greis gerührt; „Ihr habt viel für uns getan; Gott wird Euch dafür segnen."

Der Jüngling wurde rot; er schwieg eine Weile.

„Vater, ich habe noch eine Bitte."

„So redet."

„Würdet Ihr mir Maria zum Weibe geben, wenn ich nach Vollendung meiner Studien sie ernähren kann und die Kinder, so mir der liebe Gott Kinder schenkt?"

Johannes seufzte tief auf, nachdem er diese Frage gestellt hatte; es war, als sei die Last von seiner Brust genommen. Mit bangem und liebem Blicke hing sein Auge an dem Munde des Mannes.

Gerhard erwiderte diesen Blick. „Ihr seid ein braver Jüngling; aber ich bin arm, und meine Tochter ist nur eine arme Bäuerin."

„Das ist es ja gerade, warum ich sie so unendlich liebe", rief der Jüngling stürmisch aus. „In der Armut bin ich glücklich geworden, und Maria ist eine Perle, die ich besitzen will, die mein kostbarster Schatz sein soll."

Gerhard lächelte. „Ich werde Maria fragen", sagte er; „wenn sie Euch liebt, dann habe ich nichts dagegen, dann lege ich eure Hände ineinander, daß Gott euch segnen möge. Nun geht, Jodokus; nach zwei Tagen kommt wieder, und Ihr sollt die Antwort hören."

Sie gingen miteinander zur Hütte, und dort trennten sie sich. Jodokus ging hoffend und bangend. „O, sie wird mich lieben", sagte er zu sich selber; „sie liebt mich, ich hab's aus ihren Augen gelesen."

Und als er zu dem Buchenstamme kam, wo das Muttergottesbildchen hing und wo er Maria zum erstenmal getroffen hatte, kniete er nieder und betete. Er betete heiß und innig und legte vor Gott ein Versprechen ab, daß er das Mädchen heilig halten und ihr treu bleiben wolle bis zum Tode.

Er hatte richtig in den züchtigen Augen des Mädchens gelesen.

Als Jodokus am zweiten Tage in seinen Kleidern den Waldsteig hinaufging, kam ihm Gerhard entgegen.

„Es ist gut", sagte er; „ihr werdet beide glücklich sein."

Maria war nicht in der Waldhütte, als sie dort ankamen. „Sie ist in das Gehölz gegangen und wird gleich zurückkehren", sagte der Vater.

Bald darauf hörten sie das Mädchen in das Haus eintreten; sie kam nicht in die Stube, bis Gerhard ihr rief.

Sie schlug die Augen nieder, sie grüßte nur leise, als sie die Türe öffnete. Doch Gerhard trat auf sie zu und führte sie zu Jodokus. Er legte ihre rauhe Hand in die des Jünglings und sagte:

„Gott segne euch, liebe Kinder!"

„Maria, mit Gott", sagte Jodokus.

„Mit Gott, Johannes", antwortete sie.

Dann knieten sie nieder und baten den Vater um seinen Segen. Er gab ihn mit vollem Herzen.

„Nun laßt uns Abschied nehmen", sagte er dann; „es ist gut so. Ich werde dich begleiten, mein Sohn."

Der Graf war zufrieden, als er das Geschehene hörte; er beglückwünschte den Jüngling. Noch zufriedener war Juliana: „Ich werde die Ausstattung liefern", sagte sie.

Am andern Morgen reiste Jodokus nach der Universitätsstadt.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dann zog der eisige Winter in die Berge ein, die Flocken fegten durch den Wald und bedeckten ihn mit Schnee. Aber der Schnee schmolz, die Gesträucher grünten, der Wald färbte sich braunrot von den roten Kapseln der Knospen, die dicker und dicker wurden, und endlich stand auch er im vollsten Frühlingsschmuck, und die Vögel sangen darin· es war nur Lust und Fröhlichkeit.

Im Maimonat wurde in dem Wildparke des Grafen, vor dem schmucken Försterhäuschen, in dem Gerhard wohnte, die Hochzeit des Herrn Doktor Johannes Jodokus mit Maria, der Tochter des gräflichen Wildmeisters, gefeiert. Auf dem grünen Rasenplatze unter den hohen Buchenstämmen wurde das Hochzeitsmahl gehalten. Der Graf, seine Gemahlin und seine beiden Söhne, der Förster aus der Gemarkung, in welcher Jodokus Holz gefällt, gespalten und geklaftert hatte, und noch viele andere Gäste saßen an den Ehrenplätzen neben Braut und Bräutigam und dem glücklichen Vater.

Und ringsherum saßen an weißen Tannentischen die sämtlichen Holzknechte, die früheren Kameraden des Herrn Johannes Jodokus. Sie nahmen teil an dem Mahle und an der allgemeinen Freude.

Seit dem Tage, an welchem Jodokus die Erzählung des entlassenen Wildmeisters, seines jetzigen Schwiegervaters, und den darauf gefaßten Entschluß niedergeschrieben, hat er nichts mehr in sein Gedenkbuch aufgezeichnet. Nur am Abend des Hochzeitstages schrieb er die folgenden Worte hinein:

„Weil mich der liebe Gott so gnädig geführt hat, mir meine Heiterkeit wiedergab und noch dazu ein so liebes, gutes, braves Weib, will ich ihm zeitlebens dankbar sein. Ich will meine Kinder für ihn erziehen, mein Weib lieben, trotz allem was kommen mag, und meinen Beruf mit heiliger Treue, besonders zum Wohle der Armen und Notleidenden, verwalten."

Dieses dreifache Versprechen hat er bis zur Stunde gehalten.

Dann folgen noch die Namen seiner Kinder. Bei jedem ist der Tag verzeichnet, an dem es geboren und getauft wurde, an dem es die erste hl. Kommunion empfing oder einen sonstigen wichtigen Lebensschritt tat.

Gedichtet hat Jodokus nicht mehr; in seinem Schreibpulte aber liegen zwei Päckchen, in denen er noch zuweilen blättert. Das eine ist mit roter, das andere mit grüner Seide umwunden; in dem ersten sind die Gedichte, welche die Buchhändler zurückgewiesen, in dem andern die Lieder, welche in der frischen Waldeinsamkeit entstanden sind.

Der jüngste Sohn ist nun sieben Jahre alt — ein munterer, frischer Knabe. Die Leute sagen, mit Ausnahme der klaren blauen Augen und der goldblonden Haare, die er mit seinen übrigen Geschwistern von der Mutter ererbt habe, sehe er dem Vater am ähnlichsten.

Der Knabe steht zuweilen am Fenster und schaut mit schwärmerischem Blick auf das duftblaue Band der Wälder. Oft auch hält er mitten im Spiele oder im Lernen inne, und seine schönen blauen Augen haften wie träumend an dem Himmel oder an einer glänzenden Blume der Erde. Und wenn er Musik hört, dann legt er den Finger auf den Mund und steht lauschend da, bis die letzten Klänge verwehen.

Der greise Graf hat seine Freude an dem Kinde. „Herr Jodokus, der wird ein Dichter", sagt er oft lächelnd.

Und Jodokus antwortet stets: „Gnädiger Herr, die Zeit wird's lehren."


# Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Jüngling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder.

Anmeldungen richte man an die **Hochw. P. Rektoren der Missionshäuser St. Joseph,** Reimlingen (Bay.), **St. Paul,** Post Walbeck (Rhld.), **St. Joseph,** Altdorf (Schweiz).



Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.


Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 11 November 1934 52. Jahrgang


## Chor der Toten

Euer Weg ist hart, euer Weg ist lang —
Doch gingen auch wir den gleichen Gang,
Kamen nach schwerem Kampf zur Ruh',
Nach dem harten Streit zwischen Ich und Du,
Nach dem harten Streit zwischen Soll und Will,
Nach dem ewigen Krieg zwischen Laut und Still.
Auch unsere Brände mußten vergluten,
Auch unser Herz in Gott sich verbluten.
In Gott sich verbluten — dies eine Wort
Sagen wir euch nun fort und fort.
Ein Rätsel nennt ihr das harte Leben?
Wir haben die Lösung euch gegeben:
In Gott sich verbluten? Habt ihr's verstanden?
Wir flüstern's euch zu, die die Heimat wir fanden,
Wir flüstern's euch zu, die das Ziel wir erklommen...
Das Glück ist unser — ihr müßt nun kommen.
Kommt, kommt, bleibt auf dem Weg nicht stehn:
Alles Leben ist nur ein Vorübergehn! — —

Ignaz Klug †

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Missions- und Ordenspioniere

## Br. Philipp Ettl RMM.

Josef Ettl, Br. Philipp, stammte aus Herzogsbirbaum in Nieder-Österreich und war geboren am 5. Januar 1838. Von Beruf war er Meßner und dieses Amt wird ihm die Anregung zum Ordensleben gegeben haben. Er trat am 7. Februar 1877 in Maria Stern ein und legte am 26. Juli 1883 seine ewige Profeß ab. Am 20. Juni 1905 ging er in die ewige Ruhe ein. Im Folgenden erzählt ein alter Missionsveteran, Br. Abel, der langjährige Krankenbruder von Mariannhill uns einiges von dem ehrw. Bruder, der ein Mann des Gebetes war.

Br. Philipp Ettl, RMM., zog mit Abt Franz nach Südafrika und machte die Gründungen von Dunbrody und Mariannhill mit. Sein eingezogenes, dabei freundliches und heiteres Wesen lenkte meine Aufmerksamkeit schon in den ersten Jahren meines Klosterlebens auf ihn. Aber erst später hatte ich, infolge meiner Arbeit, Gelegenheit, ihn etwas näher kennen zu lernen. Er war vor allem ein Mann des Gebetes und der inneren Sammlung. Das bewies schon der Vorzug, den Abt Franz ihm gewährte, indem er aus der ganzen Gemeinde der Einzige war, der lange Jahre hindurch die Erlaubnis hatte, jede Woche sechs Mal zu kommunizieren, was damals bei uns etwas ganz Außergewöhnliches war. Als ich ihn 1887 kennen lernte, war er der Nachtwächter von Mariannhill, ein Geschäft, das er viele Jahre inne hatte, bis einige Zeit vor seinem Tode ihm die Kräfte dazu versagten. Die Nachtwachen waren so recht seine Zeit, wo er dem Gebete und der Betrachtung obliegen konnte und der liebe Gott weiß allein, wieviel Rosenkränze und sonstige Herzensergüsse er auf seinen nächtlichen Gängen zum Himmel gesandt hat. Hatte er dann am Vormittag nach der hl. Messe sich den nötigen Schlaf gegönnt, so folgte eine sehr niedrige Arbeit, die er Jahre hindurch stets mit gleicher Freude und Bereitwilligkeit verrichtete, bis seine Kräfte immer mehr schwanden. Die dann übrige Zeit des Tages machte er sich in der Flickschneiderei nützlich. Br. Philipp war auch ein guter Musikus und als solcher fehlte er nie bei den Musikproben und bei den Leistungen der Musikbande, die damals in Blüte stand und ziemlich oft in Anspruch genommen wurde. Er war ein guter Klarinettenbläser und spielte auch Violine. Mit letzterer hat er sich die Stunden der Nachtwache öfters verkürzt. Damals war der Komplex, der zu bewachen war, nicht so groß, wie er heute ist, und so fand er Zeit in die sogenannte Kaffernbasilika zu gehen, um dort seine Andacht vor einer Lourdesstatue zu verrichten. Wenn es die Zeit erlaubte, so nahm er auch die Violine zur Hand und spielte der lieben Mutter Gottes einige schöne Lieder, die er auswendig konnte. Hatte er so seiner Andacht genügt, so setzte er seine üblichen Rundgänge wieder fort. Der verstorbene Professor Vonbank hat diese Nachtwachen in einem seiner Gedichte „Durch Nacht zum Licht" so schön beschrieben. Nachdem Br. Philipp viele Jahre hindurch seinen Dienst gut versehen hatte, nahmen seine Kräfte merklich ab, sodaß er sich nunmehr nur noch in der Flickschneiderei nützlich machen konnte. Allein, seine Schwäche nahm so schnell zu, daß er ins Krankenzimmer übersiedeln mußte. Wie in gesunden Tagen, so war er auch in der Krankheit immer derselbe freundliche, heitere, anspruchslose Bruder. Da kam keine Klage über seine Lippen, obgleich er in dieser Zeit manches von unberufener



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



H. Kocher

## Letzter Gang

Seite zu leiden hatte. Er ertrug dieses und seine körperlichen Leiden mit großer Geduld und Gottergebenheit. Wie sein Leben ruhig und friedlich, so war auch sein Tod. Er starb an den Folgen einer Dysenterie am 20. Juni 1905. Ein friedliches, fast verklärtes Lächeln lag über dem Antlitz der Leiche, so daß man annehmen konnte, der liebe Gott hat ihn bald zu sich genommen in den Himmel.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vollbrachte Mission

## Ein Vergißmeinnicht auf das Grab unserer lieben Verstorbenen

Die Mariannhiller Mission gedenkt im diesjährigen Aller-Seelen-Monat in besonderer Weise der langen Reihe ihrer einstigen Mitarbeiter in Afrika, Europa und Amerika. Sind es doch eben volle 50 Jahre, daß die ersten Mariannhiller im Mutterhause in Natal zur ewigen Ruhe abberufen wurden. . . . 230 Patres, Brüder und einige Familiaren haben nun bereits ihre Mission vollbracht. Von diesen starben152 in Mariannhill und ihre Mehrzahl ruht unter dem schattigen Riesenfeigenbaume des Mariannhiller Friedhofes. Fünf erlagen in Ostafrika der Malaria; vier in Rhodesia. Sieben an verschiedenen Krankheiten in unseren europäischen Häusern. Die übrigen 62 brachten ihr Leben auf den zahlreichen Mariannhiller Missionsstationen in Südafrika zum Opfer. Inmitten seiner entschlafenen Ordensgemeinde und Missionsmitbegründer ruht unser hochseliger Abt und erste, gemeinsame Vater, Pater Franz Pfanner. Seinem Wahlspruche gemäß: „Curriте ut comprehendatis!" hat er den Lauf vollendet und den Preis erlangt. . . . Seine Lebensgeschichte erschien soeben zum 25. Jahresgedächtnisse seines Heimganges am 24. Mai 1909. Wie er im Leben inmitten seiner drei Gemeinden, der Missionare, der von ihm gestifteten Kongregation der Missionsschwestern vom Kostbaren Blute und der neubekehrten Eingeborenen, wandelte und wirkte und inmitten der Heimgegangenen den Auferstehungstag erwartet, — so nimmt Abt Franz merkwürdigerweise auch in der Zahl der Vollendeten und ihrem Sterbedatum fast genau die Mitte ein.

In der offiziellen Mariannhiller Totenliste trägt der selige Gründer die Nummer 121. In den 25 Jahren vor ihm starben 120 Mariannhiller. In den 25 Jahren nach ihm 110 Mariannhiller. Die meisten der 230 Vollendeten waren Familienmitglieder, Verwandte, Freunde oder Bekannte unserer Leserschar. Darum sei heut ein immergrünendes Vergißmeinnicht auf ihr Grab gepflanzt. Ein besonderes Zeichen dankbarer Liebe zum Aller-Seelen-Jubiläum von Mariannhill: Juli 1884 — Juli 1934.

Die Ordensveteranen und Missionspioniere der ersten 50 Jahre sollen unserem Gedächtnisse nicht entschwinden. Die folgenden Einzelheiten werden gewiß den Überlebenden willkommen und für alle Zukunft von Interesse sein. Unsere Missions-Zeitschrift erfüllt damit eine angenehme Pflicht der Pietät gegen alle. Überdies ist ein allgemeiner Nachruf in Broschürenform geplant. Zunächst ein Lebensbild des zweiten Abtes von Mariannhill, des hochseligen Pater Amandus Schölzig OCR., der an der Jahrhundertwende nach 7jähriger Amtsführung schon seine Mission vollbrachte. Sodann kleine Lebensbilder der verschiedensten Missionare und Missionsbrüder bis zur Gegenwart. Von den Heimgegangenen sind 35 Priester, 14 Religiosen und Kleriker, 170 Laienbrüder und die Übrigen Familiaren oder Oblaten des Ordens und der Kongregation.

Die Mit- und Nachwelt wird den allgemeinen Nachruf und die einfachen Lebensberichte mit Interesse und Nutzen lesen. Nicht wenige, die einst die Last und Hitze der Gründungszeiten trugen, brachten heroische Opfer im Trappisten- und Missionsleben, zumal in den ersten beiden

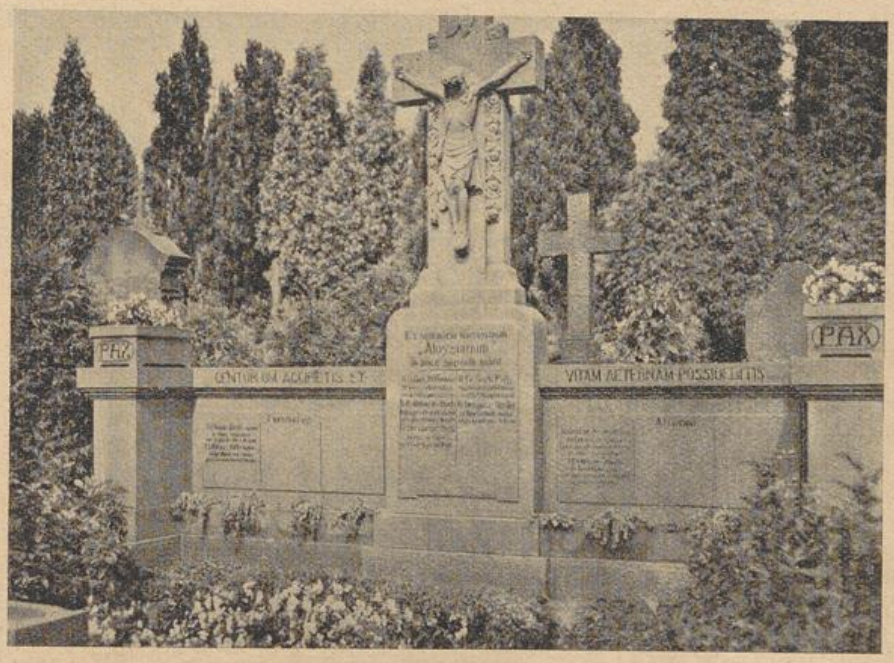


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jahrzehnten des Doppelwerkes. Später bewährten sie sich auch in der neuen Form als treue Mitarbeiter an der Ausbreitung des Glaubens und Bahnbrecher des Reiches Christi in Südafrika.

Seit 1885 nahmen auch die von Abt Franz zur Mithilfe gerufenen Missionsschwestern ganz hervorragenden Anteil am Werke. Aus ihren Reihen haben ebenfalls an die 270 Schwestern bereits ihre zeitliche Mission vollbracht. 73 erwarten auf dem Mariannhiller Friedhof den Auferstehungstag, 100 auf den verschiedensten Missionsstationen Südafrikas, 25 in Ostafrika und am Kongo.

Diese 500 Mariannhiller Vollendeten können aber eine zweite Mission unter den Lebenden vollbringen, wenn die Tatsachen und Einzelheiten ihres Gebets-Arbeits- und Opferlebens als lebendiges Vergißmeinnicht fortwirken. Das bezweckt in etwa dieser und die eben angedeuteten Nach-




Grabstätte der Mariannhiller auf dem Friedhof in Lohr a. M.
(Aloysianum)

rufe in der Presse. Letztere soll ja auf allen Aktionsgebieten des Gottesreiches vollen Anteil nehmen. Sie ist ein universales Missionswerkzeug in Gottes Hand unter den Gläubigen und Ungläubigen der Heimat und der Ferne. Ein Lautsprecher der einen Missionsbotschaft zur Bekehrung der Heiden und zur Wiedergewinnung der Verlorenen in der Wüste der modernen Zeit- und Weltentwicklung . . .

Die Missionsliteratur hat dieser Doppelaufgabe schon wertvolle Dienste geleistet. In Asien und Afrika und wo immer die katholischen Missionen tätig sind, trug sie ihren Teil bei zur Gründung und Fortentwicklung des Werkes der Heidenbekehrung. Gleichzeitig weckte und unterhielt sie den Glaubenseifer in Tausenden und aber Tausenden Europas. Sie vollbrachte eine zweifache Mission in der alten und neuen Welt, namentlich in den jüngsten Jahrzehnten. Aber noch viel mehr bleibt zu tun übrig



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis ans Ende. Die Kräfte aller Erdteile müssen sich einigen und verdoppeln in Ausübung der Sendung des Herrn der großen Ernte, die ihrem Abschlusse entgegengeht!

Die 230 verstorbenen Mariannhiller verteilen sich auf die 50 Jahre laut Totenliste in folgender Weise:

Der erste starb am 17. Juli 1884 in den primitiven Baraken der Neugründung Mariannhill am Umhlatuzana. Es war ein Bruder Matthäus N. . . Ein zweiter Bruder folgte im November des gleichen Jahres und im Dezember Fr. Maurus R. Ebenfalls je drei Mariannhiller starben sodann in den Jahren: 1890 / 92 / 93 sowie 1902 / 04 / 08 / 09 und 1918, 1927 und 1929.

Es starben je zwei in den Jahren: 1886 / 87 / 88 sowie 1901 / 06 und 1915 und 1916.

Je einer: 1910, 1912 und 1934 (bis Ende Juli 1934).

Es starben je vier Mariannhiller: 1885 / 94, 1914 und 1930.
„ „ „ fünf „ : 1905 / 17 / 21 / 22 / 24 / 31 und 1933.
„ „ „ sechs „ : 1891 / 97, 1900 / 19 / 20 / 23 / 25 / 28 und 1932.
„ „ „ sieben „ : 1899, 1903 und 1913.
„ „ „ acht „ : 1889 / 95 / 96, 1907 und 1926.

Das Jahr 1898 hatte die höchste Sterbeziffer, nämlich 11 Verstorbene. Hingegen macht das Jahr 1911 eine merkwürdige Ausnahme als einziges im halben Jahrhundert: es starb keiner!

Sterbe-Ort und Ruhestätte der Heimgegangenen sind:

| | |
|---|---|
| Mariannnhill rund | 150 |
| Station Reichenau | 9 |
| „ Mariathal | 7 |
| „ Centocow | 7 |
| „ Ratschitz | 5 |
| „ Lourdes | 5 |
| „ Einsiedeln | 3 |

Ebenso in Ostafrika (Neu Köln) und St. Paul (Holland), in Maria-Zell, Citeaux, Clairvaux, Emaus, Trias-Hill sowie in den Sanatorien von Durban und Pieter-Maritzburg verschieden je zwei Mariannhiller.

Je einer in St. Joseph, (Besters) Bulawayo, Matatiele, Keilands, Telgte, Maria Trost, Monte Casino, Tanga, Kilimandscharo, Ötting, Würzburg, Linz und Lohr. Einer in seiner europäischen Heimat.

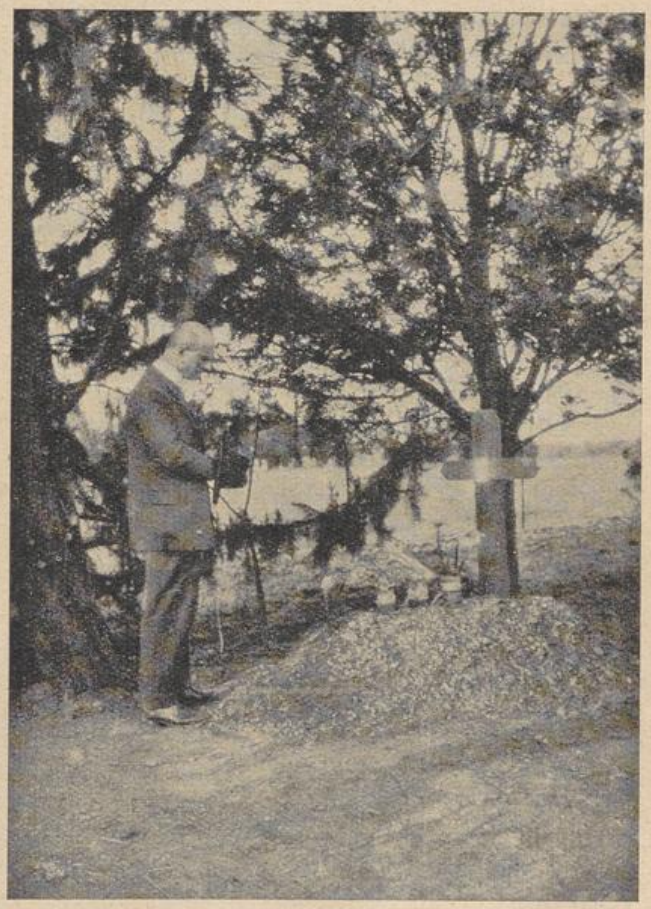
Das Geburtsland der Verstorbenen war für sehr viele Bayern! Sodann Schlesien, Westfalen, Rheinland, Polen, Tirol, Baden, Württemberg, Schweiz und andere deutsche Gebiete. Einige stammten aus Irland und Holland.

In den ersten 20 Jahren Mariannhills wurden die Toten nach Trappistenbrauch ohne Sarg beerdigt. Der Verstorbene lag in voller Ordenskleidung das Haupt mit der Kapuze des Skapulieres bedeckt, auf einer einfachen Bahre. So wurde er unter Gebet und Psalmengesang von den Brüdern zum Friedhof getragen, meistens in Gegenwart der neubekehrten oder lernenden Eingeborenen. Nach Einsegnung des Grabes ward der Tote sorglich ins Grab gebettet und das Angesicht mit dem Ordenskleide ganz bedeckt. Darauf streute der amtierende Obere oder



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Priester zuerst die — in Mariannhill leichte und reine — sandige Erde auf ihn. Nach ihm auch die anwesenden Fratres und Brüder. War das solcherweise ausgefüllte Grab vollendet, knieten alle ringsum und sprachen die letzten Gebete. Dann zogen sich alle in tiefem Schweigen zurück. Wie in heiliger Grabesstille hatte der stets schweigende Trappist gelebt, in seliger Friedhofsstille ruht er nun in der geweihten Erde. Seine Gebete, Arbeiten und oft heroischen Lebensopfer begleiteten ihn in die Ewigkeit und von den Ruhestätten strömt noch heute und für alle Zukunft verborgener Segen aus auf das Kloster und Land und die ganze Mission . . . Die Überlebenden aber erfüllen ihre Dankes- und Liebespflicht gegen den verewigten Mitbruder. Jeder Priester des Ordens liest für ihn die festgesetzten hl. Messen und alle Übrigen verrichten ihre bestimmten Gebete. Andenken und Beispiel der Vollendeten bleiben in ihrem Gedächtnis und wirken noch lange Jahre stärkend in ihrem Innern.



Msgr. Arnoz RMM. am Grabe des Br. Agidius (Bulawayo)

Auf den 10 großen und 30 kleinen Friedhöfen der Mariannhiller Mission schlafen so manche verborgene Heilige der Tat und Wahrheit. Kostbare Samenkörner der einstigen glorreichen Auferstehung schlummern in diesem Gottesacker, wenn auch nur sehr wenig Überlebenden in Erinnerung. Unsterblich wie ihre im oft jahrzehntelangen Ordens- Buß- und Opferleben geheiligten Seelen sind ihre guten Werke. Vor allem ihr Eifer im Dienste der Glaubensverbreitung, ihre Geistes- und Handarbeiten für die Mission!

Nicht alle konnten als Priester und öffentliche Prediger wirken . . ., doch alle nahmen am gleichen Werke teil. So manche Laien und stille Brüder übten neben der Mission der schwieligen Hand die noch größere des seeleneifrigen Herzens. Tag und Nacht, 10, 20, 30 bis 40 Jahre rief ihre im Glauben erstarkte Seele unaufhörlich zu Gott um die Bekehrung der Heiden! Was sie arbeiteten und litten und alltäglich



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

während der heiligen Messe und Kommunion im Heiligtume wiederholten: es ist und bleibt ihre nun vollbrachte Mission! Priester und Brüder missionierten Hand in Hand und Gott allein kennt den Erfolg, verleiht die Palmen und Kronen. Nach wenig Jahren werden wir in seinem Reiche das Ganze schauen und mit der Geheimen Offenbarung jubelnd ausrufen: „Selig die Toten die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach!" U. I. O. G. D.! und O. A. M. D. G.!

Von den über 100 Patres, Chorfratres und Brüdern welche in den ersten 25 Jahren Mariannhills in die Ewigkeit eingingen und zur Strenge des Trappistenlebens die Mühen der Mission und die Geduld im Ertragen des ungewohnten Klimas hinzugefügt hatten, gilt das Wort der Heiligen Schrift: „Die Gerechten werden ewig leben und ihr Lohn ist bei dem Herrn. Aus seiner Hand empfangen sie ein herrliches Reich und eine kostbare Krone. Toren hielten ihr Leben für Unsinn und ihren Tod für Untergang. Sie aber sind unter die Kinder Gottes gezählt und ihr Anteil ist unter seinen Heiligen!"

Das in wohlgemeintem Eifer allzurasch dahin geopferte Leben mancher Mariannhiller die um jene Zeit ins Grab sanken, ist keineswegs verloren, sondern wirkt als kostbare Opfergabe im allgemeinen Gnadenschatze des Reiches Christi fort. Die Früchte von allem werden wir erst in der Ewigkeit schauen. Nicht umsonst befürworten die Päpste gerade in den Missionsländern die Einführung von Büßerorden zur Mitarbeit an der wahrhaften, inneren Bekehrung der Heiden — auf dem geheimnisvollen Wege des Kreuzes in der Weihe der Entsagung und des schweigenden Gebetslebens, von dem die Welt keine Ahnung hat, das aber im Plane Gottes die Bekehrungsgnade der Völker verdienen hilft!

Die Gesamtumstände nötigten allerdings Mariannhill, dem Wunsche der Propaganda in Rom entsprechend, sich in eine nach außen aktionsfähigere Missions-Kongregation umwandeln zu lassen. Seit 1910 werden darum auch die Toten nicht mehr nach Trappistenart ohne Sarg begraben. Da im Mutterhause der Friedhof ziemlich weit von der Kloseranlage entfernt liegt, führt ein einfacher Leichenwagen den schlichten Sarg zur Grabstätte.

Unser Bericht muß noch einiges beifügen über die gewöhnlichsten Todesursachen und Krankheitsarten der 230 Verstorbenen.

35 bis 40 von ihnen starben an Altersschwäche oder Erschöpfung der Kräfte.
30 bis 35 an Phthysis und verwandten Lungendefekten.
25 bis 30 an Dysenterie und verschiedenen Magen- und Darmleiden.
20 bis 25 an Malaria, Typhus und ähnlichen Fieberarten.
10 bis 15 an Herzleiden, Wassersucht und Krebsübeln.
Etwa 10 starben an den Folgen verschiedener Unglücksfälle.
7 ertranken in Flüssen oder durch andere Veranlassungen.
1 Familiar wurde bei einem nächtlichen Überfalle erschossen.

Merkwürdig bleibt, daß keiner durch Schlangenbiß oder Blitzschlag umkam. Von letzterer Todesart behauptet die große Witneß-Zeitung, daß sie statistisch bewiesen in Südafrika häufiger als in irgend einem Lande der Welt vorkommt. Der Schutz Gottes steht über den Mächten der Natur . . .

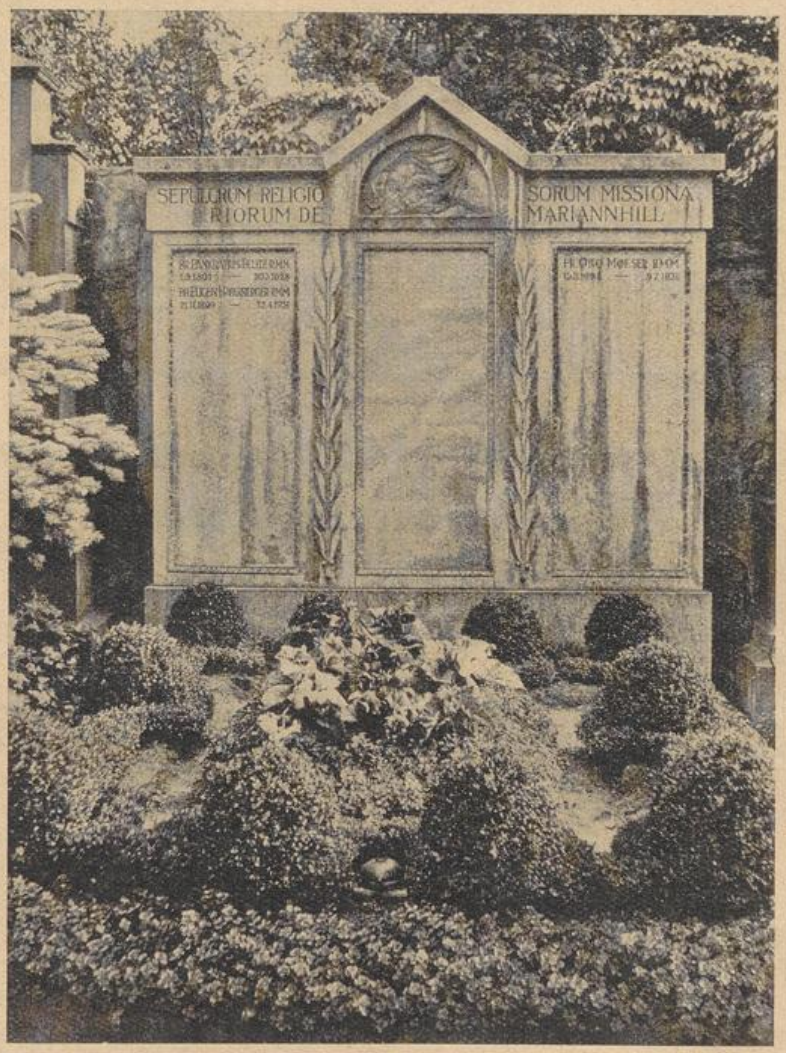
Zur Vollständigkeit dieses allgemeinen, kurzen Mariannhiller Nachrufes noch einige Einzelangaben über unsere verstorbenen Missions-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwestern auf den Hauptplätzen ihrer einstigen Tätigkeit in Südafrika.

Nächst den 73 auf dem Mariannhiller Friedhof ruhenden Schwestern starben in ihrem Sanatorium bei Mariathal 26 Schwestern, CPS. In Lourdes 21, Ostafrika 20, Reichenau 9, Ratschitz 7, Centocow und St. Michael je 6, Ötting 4, in Mariazell, Emaus je 3, in Mariathal, Telgte und Einsiedeln je 2.




Grabstätte der Mariannhiller auf dem Friedhof in Würzburg (Pius-Seminar)

Je eine Missionsschwester in Clairvaux, St. Joseph (Besters), Maris-Stella, Maria Trost, St. Bernhard und Lydenburg. Eine weitere Anzahl in den verschiedensten Missionsgebieten, im Mutterhause in Holland und in den deutschen und holländischen Filialen. Alle insgesamt bis Februar 1934 279.

Wie sehen nun die 510 Grabhügel aus? — In der Mission haben die meisten ein einfaches Kreuz aus Holz oder Gußeisen. Einige der Priestergräber ziert ein besseres Kreuz von Stein oder Eisen, von Cypressen,



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Palmen oder Cedern beschattet. Wo immer die diensteifrigen Missionsschwestern tätig sind, zieren auch verschiedene Blumen, Rosen oder immergrüne Gewächse die Grabhügel der teuren Toten. Außer den Ordensgenossen besuchen auch unsere dem heiligen Glauben gewonnenen Afrikaner die Friedensstätte, wo ihre einstigen Seelsorger, Lehrer und Wohltäter den großen Lohntag erwarten, der jede treu vollbrachte Mission mit ewiger Glorie krönt!

Schließen wir mit einigen Versen die ein persönlicher Freund unseres hochseligen Gründers, des Abtes Franz, in den Erstlingsjahren Mariannhills niederschrieb und deren Inhalt heute doppelte Bedeutung hat:

„Auf Mariannhill, da möcht' ich sterben — Eingewiegt von Chorgesang.
Draußen lauert nur Verderben — Meiner Seele Untergang.
In Mariannhill da möcht' ich leben — Diese kurze Spanne Zeit . . .
Gottes Liebe hingegeben — Bis mich deckt das Sterbekleid:
Die bleichen Wangen sanft gerötet — Von geweihter Kerze Schein . . .
Auf Stroh und Asche hingebettet... So ging ich gern zum Himmel ein!"

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Mitschwestern der kleinen hl. Theresia in ihrem neuen Karmel bei Bulawayo:** Was schon im September angekündigt wurde, ist Wahrheit geworden. Die Apostolische Präfektur Bulawayo hat nun einen Karmel. Am 13. Juni verließen die für das neue Klösterlein bestimmten Schwestern den Karmel Rivonia in Johannesburg, um nach dem fernen Rhodesia überzusiedeln. Die lange Reise wurde mit einigen Autos, die den Schwestern von guten Leuten zur Verfügung gestellt worden waren, unternommen. Sogar von Nicht-Katholiken erhielten die abziehenden Karmeliterinnen Abschiedsgeschenke. Ein Herr überreichte ihnen zwei englische Pfund, damit sie unterwegs den Benzinbehälter wieder füllen könnten. Die erste Haltestelle machten die Reisenden in Pietersburg. Hier wurden sie vom apostolischen Präfekten von Nord-Transvaal, Msgr. van Nuffel, OSB. und einigen Priestern freundlich empfangen und herzlich begrüßt. Vor der Weiterreise am nächsten Morgen wurde in Pietersburg zu Ehren der hl. Theresia ein Hochamt gehalten, um den Segen Gottes auf die Neugründung herabzuflehen und das Unternehmen unter den Schutz der kleinen heiligen Blume zu stellen. — Am zweiten Reisetag überquerten die Schwestern den geheimnisumwobenen Fluß Limpopo und rasteten bei einem guten Stationsvorsteher namens C. E. Daffarn. Schließlich legten die Reisenden auch noch die letzte und schwierigste Strecke Weges zurück. Die Schwestern mußten sich dabei schon manchen Strapazen unterziehen. Von Bulawayo aus war inzwischen der apostolische Präfekt, Msgr. Dr. Ignatius Arnoz, RMM. ebenfalls mit seinem Missionsauto aufgebrochen, um den Karmeliterinnen entgegen zu fahren. — Da blitzten dann auch wirklich bald die Lichter der Autokarawane auf. Man hielt an, stieg aus und begrüßte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich herzlichst. Darauf wurden die Karmeliterinnen in die Pfarrkirche von Bulawayo geführt, wo sie dem Heiland für den gütig gewährten Schutz auf der langen Reise dankten. Nachdem die Ankömmlinge noch schnell der Pfarrgeistlichkeit von Bulawayo vorgestellt worden waren, brachten sie die Wagen vollends zu ihrem neuen Heim, dem Karmel Sancta Maria, etwas außerhalb der Stadt. Sie fühlten sich dort bald zuhause. Gute katholische Damen von Bulawayo hatten den Klosterfrauen das neue Klösterlein schon sehr wohnlich eingerichtet. Viele Katholiken der Stadt hatten dazu freudig und opferwillig ihr Scherflein gegeben. Schon am Samstag, den 16. Juni, brachte Msgr. Arnoz dann das erste heilige Opfer in der kleinen trauten Kapelle des neuen Karmels dar. — Südafrika hat nun eine Stätte mehr, wo täglich und stündlich fromme Gebete und liebliche Gesänge gottgeweihter Seelen wie Weihrauch zum Throne des Allerhöchsten emporsteigen, wo täglich und stündlich geopfert wird zur Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Menschenseelen. —

**Soziale Arbeit der Mariannhiller Missionare:** Im Juli wurde durch unseren Rundfunk berichtet, daß die Mariannhiller Missionare sich die größte Mühe geben, und keine Widerstände oder Schwierigkeiten scheuen, um den Eingeborenen Südafrikas zu Eigenheimen zu verhelfen. Mit Erlaubnis der Regierung verkauft die Oberleitung von Mariannhill an drei verschiedenen Plätzen kleine Landparzellen an die Eingeborenen, damit sie immer noch bodenständiger und seßhafter und von den Städten ferngehalten werden. Und indem die wackeren Missionare so zum Wohle der Eingeborenen Südafrikas segensreich wirken, handeln sie ganz nach dem Wunsch und Willen der höchsten kirchlichen Autorität, des Hl. Vaters in Rom. Die neueste Errungenschaft der Mariannhiller Missionare in dieser Richtung besteht darin, daß die Oberleitung der „Union afrikanischer Katholiken", (C. A. U.) ein Landgut angekauft hat, um katholische Schwarze darauf anzusiedeln. Der gegenwärtige Führer der katholischen Vereine im Vikariate Mariannhill, P. Johann Baptist Sauter RMM., arbeitete schon seit Jahren unermüdlich an der Verwirklichung des Planes, mit Hilfe der Sparvereine der Schwarzen ein solches Landgut für sie zu erwerben.

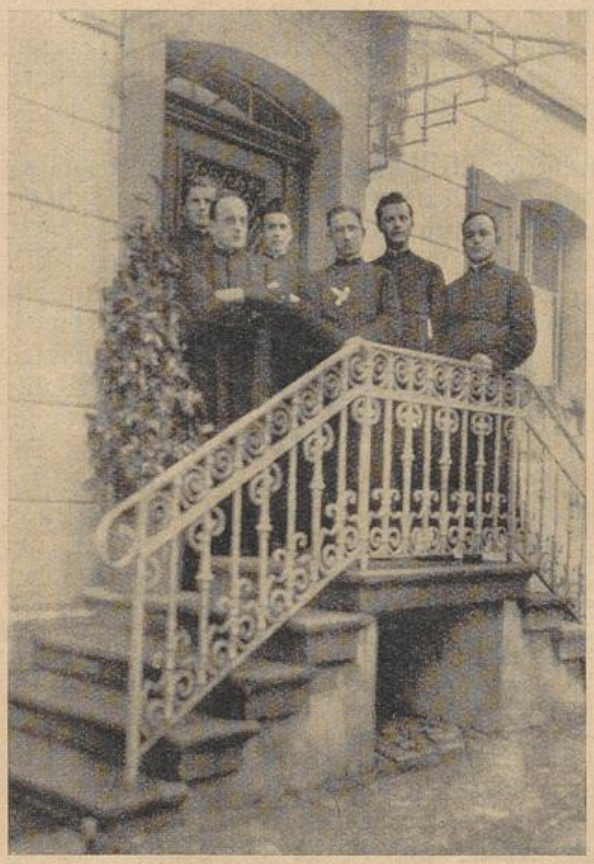
Anfangs dieses Jahres bot sich nun unerwartet eine Gelegenheit. Ein alter englischer General aus der Zeit der Burenkriege bot sein Landgut von ungefähr 2180 deutschen Morgen in der Nähe der Missionsstation Maria Trost zum Kaufe an. P. J. B. Sauter RMM., leitete trotz der größten Schwierigkeiten sofort den Kauf des Landgutes ein. Nach zahlreichen Verhandlungen mit den Regierungsstellen sowohl als auch mit dem Komitee der katholischen Vereine der Schwarzen wurde der Kaufvertrag abgeschlossen und gegenwärtig werden auf dem Landgut über 70 katholische Familien angesiedelt, welche in billigen Raten das Land als Eigentum erwerben können.

Diese Errungenschaft der katholischen Mission findet selbstverständlich in Südafrika allgemeine Anerkennung, besonders bei der schwarzen Bevölkerung. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß nach diesem ersten glücklichen Versuch noch größere Erfolge der sozialen Tätigkeit der Mariannhiller Missionare zu erwarten sind zum Besten der katholischen Kirche sowohl, als auch zum Heile der schwarzen Katholiken Südafrikas für viele zukünftige Generationen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Ein Preisausschreiben für Eingeborene und die Preisgewinner:** Vor 15 Jahren wurde von der Direktion der Bergwerke von Johannesburg die Eingeborenen-Zeitung „Umteteli wa Bantu" gegründet. Diese Zeitung erscheint einmal wöchentlich, ist jeweils in 4 Sprachen gedruckt, und zwar in der englischen, in der Zulu, in der Xosa und in der Sesuto-sprache. Der hochw. P. Bernard Huß RMM. ist schon seit 12 Jahren ein regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitung, die vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Sambesi gelesen wird. — Im April dieses Jahres veröffentlichte die Zeitung ein Preisausschreiben. Das Thema lautete: „Was ich erwarte von Afrika als einem Land, worin ich leben soll." Viele Hundert Preisbewerber von der Union und von Rhodesia sandten ihre Arbeiten ein. Die Bewerber wurden in 2 Gruppen eingeteilt, nämlich die Junior- und Seniorgruppe. — Den 3. Preis der Senior-Preisbewerber erhielt ein früherer Schüler des Mariazeller Lehrerseminars. Den ersten Preis der Junior-Gruppe wurde der Schülerin des Mariazeller Lehrerseminars Juniette Maqalika zuerkannt. Bei dieser Gelegenheit wurde ihre Photographie in der Zeitung veröffentlicht. Der Redakteur von der Eingeborenen-Zeitung schrieb dazu: „Es liegt ein ganz eigener Zauber der Gedanken und Ideen in der Arbeit der Junior-Preisgewinnerin, Juniette Maqalika." — Eine Mitschülerin der glücklichen Gewinnerin, Henriette Sodidi erhielt einen Trostpreis. Ebenso wurden die Arbeiten eines M. Banise und eines Peter Mda, ebenfalls Schüler desselben Seminars, in einer Liste als besonders interessant bezeichnet. — Das Lehrerseminar von Mariazell darf stolz auf diesen schönen Erfolg sein. Wir gratulieren! —



Missionshaus St. Josef, Altdorf:
Hochw. P. Thomas beim Abschied von St. Josef

**Notlage der Eingeborenen-Erziehung in Südafrika:** Über den gegenwärtigen Notstand in den Eingeborenen-Schulen berichtet uns der erfahrene Schulmann P. Bernard Huß wie folgt: Der Stand der Eingeborenen-Erziehung- und -Bildung wird in Südafrika gegenwärtig ein Skandal genannt. Seit 1930 hat das Bildungswesen nach einer Seite hin keinerlei Fortschritte zu verzeichnen. Behördlicherseits wurden keine



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

neuen Schulen eröffnet und keine neuen Lehrer angestellt, obwohl die Zahl der Kinder sehr gewachsen ist und viele Lehrer über 100 Schüler zu unterrichten haben. Die Schulinspektoren bewundern sowohl den Mut und die Energie, womit viele Lehrer die großen Schwierigkeiten überwinden, die gewöhnliche Leute mutlos machen würden, als auch die Eingeborenen-Eltern, die in vielen Fällen große Opfer bringen und Hilfslehrer bezahlen, obwohl sie selbst mehr als arm sind und oft kein menschenwürdiges Dasein führen können. Im letzten offiziellen Bericht des Hauptschulinspektors für das Eingeborenen-Bildungswesen in der Kapprovinz heißt es: Das Bild, welches uns die Schulinspektoren in ihren Berichten entwerfen, kann nur die Sympathie, selbst der hartherzigsten Menschen für die Eingeborenen-Eltern in ihren Bemühungen, die Schulbindung für ihre Kinder zu sichern, erwecken. — Das Kind der Europäer in Südafrika erfreut sich der unentgeltlichen pflichtmäßigen Schulbildung. Dagegen erhält gegenwärtig nur jedes fünfte Eingeborenen-Kind Schulbildung, weil eben für das Eingeborenen-Bildungswesen nicht mehr Geld zur Verfügung gestellt wird. Die Kosten für die Europäer-Schulbildung beläuft sich auf 25 englische Pfund und $13^1/_2$ Schilling für ein Schulkind; die Kosten für die Eingeborenen-Erziehung sind nicht höher als 2 englische Pfund und $3^1/_2$ Schilling. Die Regierung gibt für die Eingeborenen-Schulbildung und Erziehung $^1/_2$ Million Pfund aus, dagegen für die Eingeborenen-Strafanstalten und Auslagen bei Gerichtsverhandlungen $1^1/_2$ Millionen Pfund. Hüttensteuer bezahlen die Eingeborenen 1 250 000 Pfund. Für die Ausbildung und Erziehung ihrer Kinder werden aber nur 600 000 Pfund ausgegeben. So sind die Eingeborenen Südafrikas tatsächlich in Bezug auf Bildung und Erziehung nicht bloß schlechter gestellt als die Europäer, sondern werden sogar weniger großmütig behandelt als die Mischlinge und die eingewanderten Asiaten.

**Seliger Tod von treuen Missionsbrüder-Pionieren:** In den letzten Monaten hat der Tod große Lücken in die Reihen der Mariannhiller Missionsbrüder gerissen. Nicht weniger als 5 alte Missionsveteranen legten ihr Haupt zum ewigen Schlummer nieder. Es starben im Frieden des Herrn: Bruder Johannes Hauptmann, Bruder Abel Scholz, Bruder Christoph Bludau, Bruder Alred Knauer und Bruder Agathon Wimmer. Der Herr über Leben und Tod, dem die Verewigten bis zum letzten Atemzuge treu dienten, dessen Reich sie auf Erden durch Gebet, Opfer, Arbeit und gutes Beispiel ausbreiten halfen, hat ihnen sicher schon den Lohn für ihre Liebe und Treue gegeben. — Der zuerst genannte Bruder Johannes Hauptmann, war noch in Maria Stern eingetreten, und zwar im Jahre 1878. Er zog dann im Jahre 1880 mit dem Gründer von Maria Stern, Prior Franz Pfanner nach Südafrika und aß mit ihm und seinen Mitbrüdern in Dunbrody in der Kapkolonie das Brot der Armut und Not. Nach der Gründung von Mariannhill in Natal übernahm Bruder Johannes bald das Amt eines Katecheten, das er von seinen 54 Jahren, die er in Südafrika zubrachte, 52 Jahre mit dem größten apostolischen Eifer und gewissenhaftester Treue verwaltete. Bruder Johannes half mit bei der Gründung der Missionsstationen Mariazell, Hardenberg, Maris Stella und Far View. Auch auf der Missionsstation St. Michael wirkte er als Katechet. In den letzten 12 Jahren seines Lebens war er wieder Katechet auf der Missionsstation Mariazell. Fast jeden Morgen setzte er sich auf sein Pferd und ritt hinaus, um



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Katechumenen Unterricht zu erteilen und die Kranken zu besuchen. Trotz seiner 79 Jahre ritt er in diesem Jahr doch noch jede Woche dreimal auf seine Katechumenenposten. Am 17. Juli machte er seinen letzten Ritt, und legte dabei noch einmal einen Weg von 28 englischen Meilen (44,8 Kilometer) zurück. Als er zuhause ankam, brach er zusammen. In den ersten Tagen seiner Krankheit litt er die heftigsten Schmerzen. Es kam aber nicht die leiseste Klage über seine Lippen. Sein letzter Lebenstag war aber ganz ohne Schmerzen. Er starb am Samstag den 28. Juli abends 6 Uhr ruhig und im Frieden des Gerechten. An diesem Tage war er damals vor 54 Jahren mit Abt Franz in Port Elizabeth gelandet. — Am Sonntag Morgen wurde der Leichnam im Sarge zur Kirche gebracht. Die Eingeborenen-Christen durften ein letztes Mal ihren guten Vater „John" sehen und sein verklärtes Antlitz schauen. Der Gesichtsausdruck des guten toten Bruders war ganz auffallend. Man glaubte einen Menschen zu sehen, dem gerade ein außerordentliches Glück zuteil wurde. Zur gewöhnlichen Zeit des Sonntagsgottesdienstes fand dann das Seelenamt und anschließend die Beerdigung statt. Die ganze Christengemeinde von Mariazell sowie einige weiße Nachbarn geleiteten den Leichnam des guten Bruders Johannes zu Grabe. Die Christen von Mariazell werden sicher noch oft an seinem Grabe für seine Seelenruhe beten und ihm stets ein dankbares Andenken bewahren. Ebenso werden auch die anderen verstorbenen Missionsbrüder von den Eingeborenen nicht vergessen werden. Und sie alle haben es wahrlich verdient, daß für ihre Seelenruhe gebetet wird. — Auch wir wollen ihrer im Gebete gedenken und sprechen: Sie mögen ruhen in Frieden! — Welche junge Männer sind bereit, ihre leergewordenen Plätze einzunehmen, ihre Arbeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen fortzusetzen?! — — —

# Gottes Wege in der Mission

Von W. Vieten

Wir, meine Frau und ich, sind seit einiger Zeit in der Präfektur Bulawayo als Missionshelfer tätig. In Deutschland hielten wir schon immer in unserem Heimatort Br., Niederrhein, das Vergißmeinnicht. Nun schreibe ich selbst aus der Mission einmal in das Vergißmeinnicht. (Hoffentlich öfters! vielen Dank und Heimatgruß vom Redakteur!)

Ein Pater hat vor nicht langer Zeit eine neue Station (St. Ägidius bei Wankie) aufgemacht, etwa 600 Kilometer von hier. Die Wege dahin sind nach seinen Erzählungen schrecklich. Die Station liegt am Sambesifluß, der das ganze Jahr Wasser führt und deshalb auch von allerhand Ungeziefer bewohnt ist, wie Krokodilen, Flußpferden usw. Schlangen hat's da noch in Menge und seine Hühnerzucht wird davon arg dezimiert. Wilde Katzen in der Größe kleiner Hunde und unvorstellbar wild, rauben ihm, was sie können, denn die Station hat noch keine Häuser, sondern Notbauten ohne Fenster und Türen. Die Fenster sind einfach mit Fliegendraht bespannt, weil diese Tierchen keinen Menschen ruhig schlafen lassen. Die Menschen sind noch Stockheiden. Vielweiberei ist in vollem Schwung und die Zauberer behaupten mit ihrer Kunst die Vorstellungen der Leute. Da heißt es nun für den Pater zuerst deren Macht brechen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einer dieser Afterpriester sprach nun über Tag nie ein Wort und befestigte so unter dem Volk den Glauben, er wäre stumm. Nur abends, wenn der Geist über ihn kam, dann konnte er sprechen und in religiösen Tänzen holte er sich Erleuchtung und redete dann zum Volk, was der Geist ihm „offenbarte". Der Pater ist nun nachts hin und hat ihn zur Rede gestellt und als er nicht antworten wollte, weil er angeblich stumm war, hat ihn der Pater „aus Versehen" arg auf den Fuß getreten. Da hat der Zauberer aufgeschrieen und weil er böse geworden war, mächtig auf den Pater geschimpft. Dieser hat sich dann zum Volke gewandt und gesagt: „Seht ihr jetzt, daß er schwindelt, er kann fließend sprechen und macht euch nur dumm mit seinem Stummsein und Nichtsprechenkönnen nach den Tänzen". Das Volk muß mächtig gelacht haben! Aber seine (des Zauberers) treueren Anhänger bekamen es fertig, dem Volke doch einzureden, der Pater



Mariannhiller Missionare nach Exerzitien im Mutterhaus in Südafrika

werde vom Gott des Zauberers bestraft werden für den Frevelmut und die Flußpferde würden ihm alle Anpflanzungen, die begonnen waren, vernichten. Der Pater machte daher eine Hecke um seine Anpflanzungen, und zwar eine ganz dünne, da die Zeit nicht reichte. Die Flußpferde, die sonst nachts überall alles zerstampften, was aus dem Boden schaute, gingen um den dünnen Zaun herum.

Das paßte nun den Zauberer-Anhängern garnicht und sie verbreiteten die Nachricht, daß der Pater binnen kurzem sterben werde.

Der Pater ist noch arm in seinen Mitteln und ißt oft mit Schwarzen zusammen, was es gerade gibt und wenn er gerade bei solchen weilt, von denen er glaubt, daß sie seiner Lehre gewogen sind. Eines Tages nun setzte man ihm Milch vor. Kinderlieb, wie er ist, ruft er einen Kleinen aus dem Kraal, um mit ihm die Milch zu essen. Die Mutter aber will das nicht zugeben und das macht den Pater stutzig. Er nimmt die Milch mit nach Hause. Am Abend war die Milch ganz schwarz, ein sicheres Zeichen, daß sie vergiftet war. Seitdem nimmt er nichts mehr von Schwarzen, oder nur, wenn sie selbst mit ihm essen.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine ganz tolle Vorstellung haben die Leute, wenn irgendwo Zwillinge geboren werden, seien es Kinder oder Kälber. Das bedeutet unbedingt Unglück, weil natürlicherweise nur ein Kind oder ein Stück Vieh zur Welt kommen kann. Wo die Viehzwillinge angekommen sind, muß bald einer aus dem Kraal sterben und damit diesem Glauben Genüge geschehe, vergiften sie einfach die mißliebigste Persönlichkeit und werfen sie in den Sambesi, wo die Krokodile sorgen, daß bald alle Spuren verwischt sind. Die Kinderzwillinge verschwinden auf die gleiche Art. Grauenhaft! —

Nun waren wieder irgendwo Zwillinge geboren. Der Pater geht schleunigst hin und er hat Glück. Die Mutter starb und so ist der Vater froh, wenn er die Kinder los ist. Der Pater nimmt die Kinder mit sich auf die Station, wo auch zwei Schwestern hausen und diese ziehen die Kinder mit Büchsenmilch auf.

Nach den Vorstellungen der Eingeborenen muß nun den Pater endlich der Schlag treffen. Sie erschienen in hellen Haufen zum Gottesdienst, wo sie vorher nicht um alles hinzubringen waren. Sie schauen zwar nur auf die Kinder, die die Schwestern immer zum Gottesdienst mitnehmen, damit kein Unheil daran verübt werden kann. Aber nun hat der Pater die Möglichkeit auf die Leute einzuwirken und ihren Aberglauben zu zerstreuen; denn die zwei Kinder gedeihen außergewöhnlich prächtig.

Welch sonderbare Mittel und Wege oft von Gott gebraucht werden, um sein Reich zu verbreiten und wie gut man seinen Intentionen nachgehen muß, um zu erkennen, was man tun soll!

Glaubt ihr nun, daß wir gerne den Missionaren helfen, um ihnen die alltäglichen Sachen abzunehmen, um sie mehr fähig zu machen zu ihrem eigentlichen Dienst?

Und seht ihr nun, was man hier alles zu lernen hat? d. h. wenn man das überhaupt lernen kann, wie der Pater hier vorgeht. Wahrscheinlich muß man dazu ein geborenes Missionsgenie sein. — Nun ist der Pater hier, um uns anzubetteln, die wir selbst nichts haben. Wir geben Saatkartoffeln, Mais, ein paar alte Fenster, Samen von Blumen, Seife und was wir nur entbehren können. Geld haben wir selbst nicht. Auf einer anderen Station bekommt er eine Monstranz, Obstbäume und eine Ziegelform. Und nun geht der Pater daran, die Station auszubauen. Habt ihr nun einen Begriff, was Mission ist?!

---

Die Mission ist die große Offensive, die wir im Auftrage des göttlichen Heilandes gegen das Heidentum führen. Die Mission ist der goldene Radius von Licht und Leben, den die Kirche um die Menschheit und den ganzen Erdkreis schlägt. Und je mehr im Zentrum der Heimatkirche Missionsliebe und Missionsbegeisterung pulsiert, desto weiter wird auch die Spannkraft der Missionsperipherie hinausgetragen über alle Völker und Länder. R. Streit OMI.

Unsere hl. Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten, also: Erobern und erhalten. P. Acker CSSp.

---



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



# Am Grabe der Mutter

Der Sehnsucht warme Träne netzt
Die Wangen; teure Tote letzt
Fromm des Gebetes Labe;
Und, Mutter, ach, du liegst so weit,
Es pilgert nur mein Herzeleid
Zu deinem fernen Grabe.

Und bringt statt aller Blumenzier
Nur dieses arme Lied zu dir
Voll Kindesweh und Kummer;
Doch wenn du's hörtest, o ich weiß,
Du fingest an zu weinen leis
Selbst noch im Todesschlummer.

Du sollst nicht weinen! An der Gruft
Nur kniet mein Jammer hin und ruft
Stillschluchzend deinen Namen:
„Ich hatte dich so lieb, so lieb,
O Gott, ihr ew'ge Ruhe gib
Und deinen Himmel. Amen!"

Bruder Willram



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

## XI.

Der moderne Mensch will alles sehen und hören, erforschen und verstehen. Er möchte im Wissen und Können die ganze Vergangenheit überflügeln. Der an sich gute Drang bedarf indessen der rechten Art und Weise in seiner Betätigung. Er liegt im Argen, wenn der Geist einzig den Stoff erforscht, das Sichtbare anerkennt und das Greifbare erfassen will. — Zu viel Größerem ist die moderne Gesellschaft bestimmt!

Die Gegenwart hat sich viel zu enge Grenzen gesteckt, weil sie nur mit einigen Jahrhunderten Zukunft rechnet und die — Ewigkeit ignoriert. Der Schöpfer der Menschheit hat ihr weiteren Raum angewiesen, ein unbegrenztes Erbe zugedacht, eine endlose Dauer verliehen im Reiche Christi!

Das Königreich Christi ist die eigentliche Heimat und das wahre Vaterland eines jeden Erdenbürgers. Würde der Fundamentalsatz richtig verstanden, gewürdigt und — befolgt, unser Planet wäre eine paradisische Friedensstätte! Das Gegenteil macht ihn zur — Kriegshölle . . .

Die Menschenseele findet ihre irdische Heimat nur im Hause ihrer Mutter, dem Reiche Christi in der Zeit, streitende Kirche genannt. Sie hat ihr Vaterland im Schöpfungsall ihres Vaters, dem Reiche Christi in der Ewigkeit, der für immer und über alles triumphierenden Kirche. In dieser kurzen Definition des Reiches Christi ist eine lange Kette von Wahrheiten und Tatsachen enthalten, deren nähere Schau und Anwendung den großen Zweck unseres kleinen Katechismus bildet. Die 33 Fragen und Antworten liefern reichen Stoff für 33 Jahrgänge dieser und aller Missionszeitschriften in allen Ländern und Sprachen. Der Gottesgedanke vom Christkönigreiche nach der Hl. Schrift und im Lichte der „Paulinischen Idee" fesselt jeden denkenden Geist und befriedigt jedes sehnende Herz. — Es war eine besondere Mission des Völkerapostels, die Grundlinien dieser Universalwissenschaft für alle zu legen. Darum wird St. Paulus auch im kirchlichen Brevier „ein Licht des Erdkreises" genannt.

Dieses Licht wirft herrlichen Glanz auf die ganze Missionstätigkeit der katholischen Kirche. Möge es allen Völkern und Nationen voranleuchten auf dem Wege zur beglückenden Einheit in Christo und seinem Reiche!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Wem wird Südafrika gehören? Christus oder Belial?

Von P. V. Fux, RMM.

Südafrika ist das Land des Werdens, kulturell, sozial und religiös. Dieses dreifache Werden nimmt ganz eigenartige Erscheinungsformen an. Es ist ein gewaltiges Ringen und Suchen nach dem Besten. Die Wege müssen erst gefunden und ausprobiert werden. Die Errungenschaften Europas in Kultur und sozialem Leben lassen sich dort nicht schlechthin kopieren. Afrika verlangt, daß Kulturträger und Soziologen seine Individualität beachten, in Berechnung ziehen, auf ihr und mit ihr aufbauen. Dieses Gesetz gilt für das, was Menschengeist in vergangenen Jahrtausenden kulturell und sozial geschaffen hat. Ein anderes Gesetz aber gilt für das was Gottes Geist geschaffen hat, für Kirche und Religion. Hier gelten die ewigen Richtlinien, Grundsätze und Dogmen, wie sie uns vorgelegt werden von einer gottgeschaffenen Lehrautorität. Auch in der Religion vollzieht sich ein großes Werden in Südafrika. Die katholische Kirche kennt ihren Weg und geht ihn zielsicher. Sie ist stark und einig im Hl. Geist.

Anders ist es im nicht katholischen Christentum Südafrikas. Menschengeist arbeitet und wirbt und sucht da und will aufbauen, was Gottes Geist nur zu tun vermag. Darum treten bei ihm dort die sonderbarsten Erscheinungsformen auf. Ich möchte heute einiges davon berichten.

Südafrika ist englisches Kolonialgebiet von Weißen: Buren, Deutschen und Engländern durchsetzt. Zu Millionen zählen die eingeborenen Schwarzen, von denen der größte Teil noch heidnisch ist. Für die katholische Kirche war Südafrika jahrhundertelang verschlossen. Die Andersgläubigen hatten freie Bahn und volle Entfaltungsmöglichkeit, sie gewannen einen Vorsprung vor der katholischen Kirche von hundert Jahren. Heute haben sie diesen Vorsprung nicht mehr! Einigkeit ist die Kraft der katholischen Kirche. Afrika ist Zeuge hierfür. Es waren an 6 bis 8 andersgläubige Religionsgenossenschaften, die im Verlauf der letzten hundertfünfzig Jahre an die Evangelisierung der Eingeborenen sich heranmachten. Es waren Lutheraner, Kalvinisten, Anglikaner, Wesleyaner, Presbyterianer, amerikanische Missionsgesellschaft usw. Sie zählen heute viele Hunderttausende von Eingeborenen oder Neger als Religionsbrüder und doch, sie können die meisten nicht als zu ihnen gehörig bezeichnen. Warum? Weil sie alle zersplittert sind und sich auf mehr als 250 Sekten verteilen, die aus ihnen hervorgegangenen sind und nun als selbständige Sekten vegetieren und missionieren, in vollständiger Unabhängigkeit von ihnen bestehen. Sie haben sich gebildet und sind hervorgegangen oft aus sehr wenig idealen Motiven. Aber sie haben gehandelt nach der Freiheit, die ihnen gebracht worden war, nach dem ihnen angeborenen Zersetzungsprinzip. Ich sage, diese Sekten sind hervorgegangen aus wenig edlen Motiven, ich kann aus Erlebtem einige Fälle und deren Werdegang anführen:

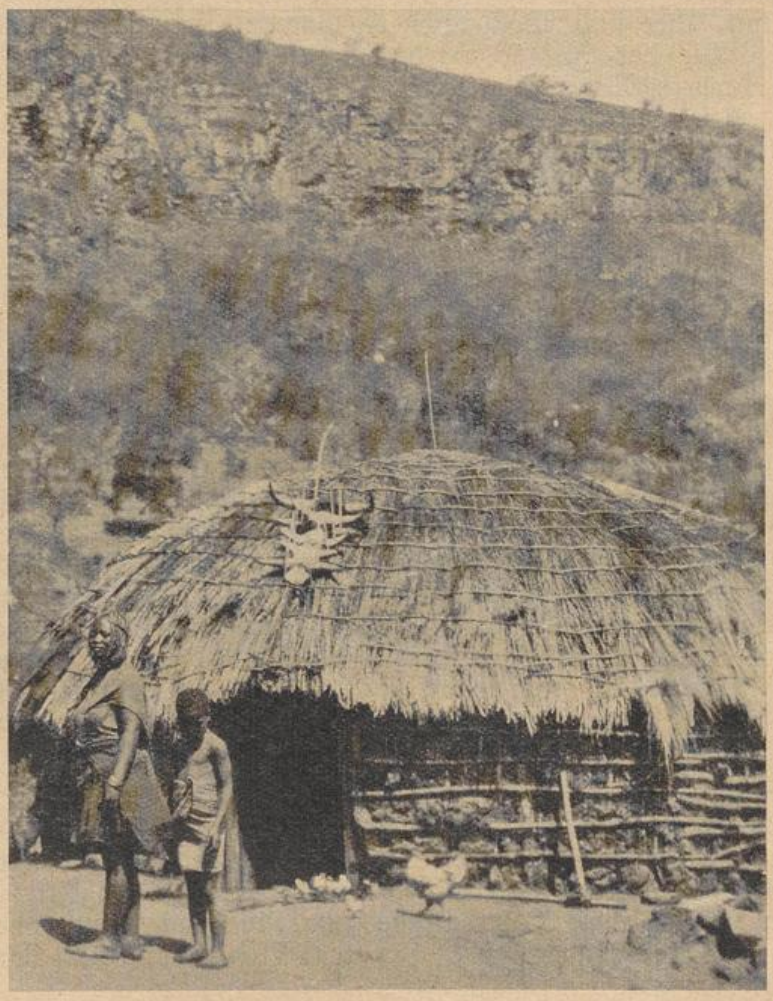
Der weiße Sekten-Missionar sitzt oft genug auf einem schönen Plätzchen in angenehmer Wohnung bei Weib und Kind, für die er naturge-

setzlich an erster Stelle arbeiten und sorgen muß, dann erst ist er Missionar und Glaubensbote seiner Religionsgesellschaft. Er bezieht ein gutes Gehalt für sich und Familie. Es stehen ihm reichlich Mittel zur Verfügung ein Heer von Katechisten und schwarzen Missionaren zu besolden. Diese müssen die Arbeit tun, den Direktiven gemäß, die sie von ihrem Missionar erhalten. Gewöhnlich wird viermal im Jahr Abendmahl gefeiert, aber vor jedem Abendmahlempfang muß sich der Empfänger jedesmal mit einer Quittung ausweisen, daß er die Kirchensteuer 3—6 Mk. pro Quartal entrichtet hat, sonst ist es ihm nicht erlaubt am Abendmahle teilzunehmen. Der schwarze Katholik hat großen Eifer im Empfang der hl. Kommunion und so liebt auch der schwarze Sektierer das Abendmahl, wenn er von einem bibelgläubigen Missionar unterrichtet worden ist. Wenn die Neger einmal Jesus Christus kennen gelernt haben, dann lieben sie ihn in Treue und Hingabe und verlangen nach dem, was sie wirklich oder vermeintlich dem Heiland näher bringt. Oft ist es dem Sektierer nicht möglich das „Abendmahl" zu empfangen, weil er zu arm ist, die Steuer zu entrichten. Es ist das ein Kummer für ihn und die Sehnsucht, das Verlangen treibt ihn zur katholischen Kirche, wo er weiß, daß klein und groß, jung und alt, arm und reich gleichberechtigt zum Tische des Herrn gehen darf. Er nähert sich ihr, er lernt sie kennen, er gewinnt sie lieb wegen der hl. Kommunion und wird katholisch. Oft finden sie den Ärmsten der Armen, denjenigen und vereinigen sich mit ihm, der da ist reich für alle, die ihn suchen und anrufen.

Andere zahlen Quartal für Quartal. Das Geld geht zum weißen Missionar für ihn und seine Familie. Es fällt ihnen oft schwer, es zu tun, aber aus Liebe zum Abendmahl zahlen sie. — — Sie empfangen das Abendmahl, aber oft findet das Herz nicht die gewünschte Befriedigung. Sie wissen, daß sie nicht Jesus, sondern nur ein Stücklein Brot, das sie an Jesus erinnert, empfangen. Es sagte einmal ein solcher schwarzer Missionar zu meiner Gemeinde: „Ihr Katholiken seid unendlich glücklicher als wir. Wir glauben an Jesus, lieben ihn und hoffen ihn nach dem Tode zu besitzen, ihr aber besitzt ihn jetzt schon wahrhaftig im heiligsten Altarsakrament." Er bat mich sogar ich möchte ihm dieses Sakrament borgen, damit er seiner Gemeinde auch einmal den lieben Heiland statt nur ein Stücklein Brot reichen könnte. Ein anderer schwarzer Katechet sagte in meiner Gegenwart — ich hatte das Allerheiligste bei mir — zu seiner sterbenden Frau: „Was nützt es dir, wenn ich unseren weißen Missionar hole? Wenn er kommt, bringt er dir nichts mit, predigt dich nur an, oder bringt dir nur ein Stücklein Brot mit. Der Missionar der katholischen Kirche hat den lieben Heiland selber bei sich auf der Brust. Darum werde katholisch jetzt im Tode." — So finden viele den Weg im Tode, aber auch sehr viele schon in gesunden Tagen. Der Eifer für ihr „Abendmahl" führt sie hin zur heiligen Eucharistie in der katholischen Kirche. Solche Jesus-sucher weisen sich oft mit einem ganzel Bündel Quittungen für Quartalsteuer aus als Beweis für ihren Eifer auf dem Irrwege.

Diese gezwungene Kirchensteuer, fast möchte ich sagen Abendmahlsteuer, hat schlimme Folgen, führt oft genug Spaltungen herbei. Der schwarze Katechet und Missionar weiß genau, wieviel er vierteljährlich abgibt an eingezogenem Geld. Oft murrt er mehr darüber als der einzelne, der es gibt. Er sieht nicht den Zweck der Steuer. Nach seinem

Begriff muß damit nicht nur der Missionar sondern auch Weib und Kinder unterhalten werden. Wird für die schwarze Gemeinde ein Schul- oder Kapellenbau in Angriff genommen, so muß sie wieder zahlen. Dem Schwarzen ist das zuviel. Er fängt an den Missionar mit den übrigen Weißen zu vergleichen. Er wird ihm zum Ausbeuter. Er wird auch neidisch auf das Geld, er sagt sich: Das Geld könnte ich auch brauchen. Er zieht die Konsequenzen. Er fängt an sachte aber sicher und zielbewußt die Gemeinde aufzuhetzen, bis dieser die Last schwer und ungerecht er-



Hier wohnt eine heidnische Wahrsager-Familie

scheint. Dann macht er Vorschläge sich unabhängig zu machen. Die Steuer setzt er auf die Hälfte herunter. Ist für sich mit einem Teil davon als Arbeitslohn zufrieden und sagt, daß der Rest für Kapelle und Schulzweck verwandt werden würde. Die Gemeinde gibt sich zufrieden. Ein Name für die neue Sekte wird gefunden. Beim nächsten Quartal geht nichts mehr an den Europäer ab. Die Sekte steht und vegetiert. Ich kenne aus persönlicher Verbindung mit solchen schwarzen Missionen Sekten genug.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein anderer schwarzer Katechet ist „tüchtig" im Bibelerklären. Er findet etwas Besseres als ihm geboten wurde. Differenzen zwischen ihm und seinem Führer-Missionar stellen sich ein. Sie werden nicht gelöst. Es geht weiter und kommt zum Bruch, zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit — zur neuen Sekte. Es hat mich so einer einmal gefragt, ob er als Schwarzer nicht auch ebensogut den Hl. Geist habe im Bibelauslegen wie sein weißer Patron, oder ob der Hl. Geist auch lieber die weiße Rasse habe.

Ein anderer schwarzer Missionar zollte seiner schwächlichen Natur zu viel Tribut. Bier und Weib taten es ihm an. Sein Leben wurde zum Skandal. Wie der Hirt so ward die Herde. Der Schwarze hat eine bleierne, schwere Natur. Der Höhenflug zum Geistigen hat viele Hemmungen. Nur zu leicht wird er flügellahm und sinkt, sinkt dann tiefer als Kultur und Religion ihn ursprünglich gefunden hatten. Nur ein sittlich Hochstehender und Überragender kann nach sich ziehen und Höhenführer sein. Fehlt es bei ihnen am Führer so fehlt es sofort an der ganzen Gemeinde. So war es in der genannten Filiale in dieser Gemeinde. Der schwarze Pastor war ein verkommenes Subjekt und die ganze Gemeinde war mit ihm zufrieden. Sie tat wie er. Von auswärts gingen Klagen an den Superintendenten. Dieser fand eine Versetzung notwendig. Das Dekret wurde abgesandt, aber der Pastor ließ sich nicht versetzen. Er sagte: „Ich gehe nicht!" Die Gemeinde stimmte bei: Wir lassen dich nicht abziehen und er ging nicht! Ein Nachfolger kam. Es gab einen hitzigen Auftritt vor dem Gotteshause bei seiner Antrittspredigt. In die Kirche ließ man ihn nicht. Man jagte ihn weg. Die Gemeinde stand einmütig für ihren alten Pastor ein. Als die monatliche Besoldung nicht mehr erfolgte, ging auch keine Quartalsteuer an den Weißen ab. Sie reichte für den Unterhalt. Die Gemeinde löste sich und gab sich einen neuen Namen: Indepedent Church, gleich unabhängige afrikanische Kirche. So war die Sekte da, vegetierte und fing eigenmächtig zu missionieren an unter den Heiden. Diese Geschichte spielte sich nur etwa 5 km von meiner Hauptstation ab. So ließen sich ähnliche Beispiele noch viele aufzählen. So oder ähnlich entstanden einfach die 250 Sekten, alle ohne Ausnahmen.

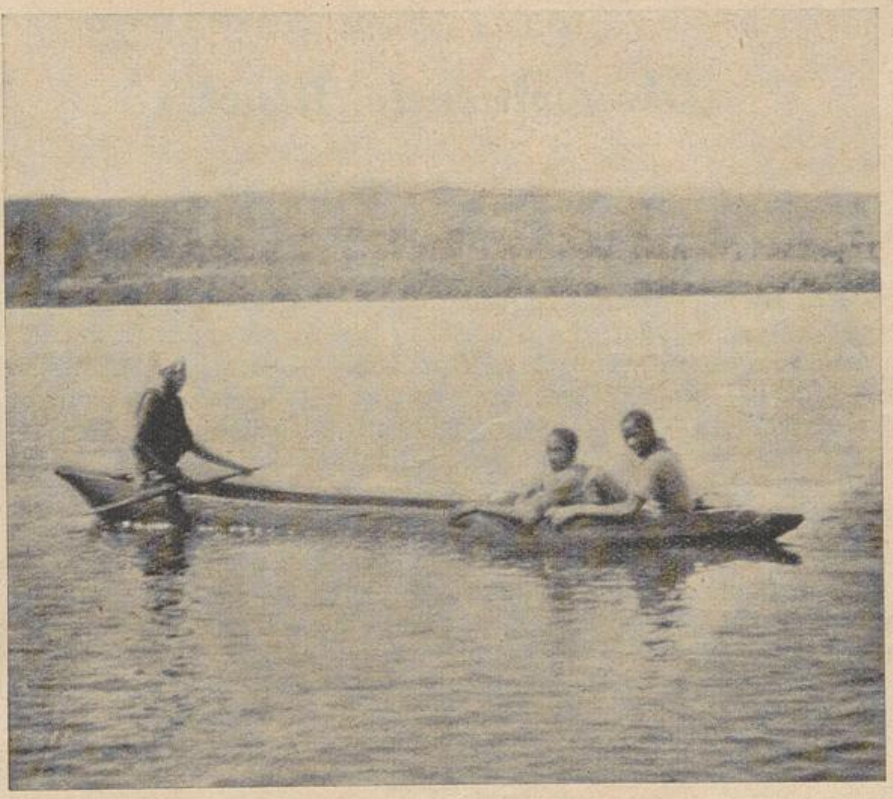
Diese Sekten geben sich die möglichsten und unmöglichsten Namen. Teils legen sie sich die Namen der Muttergemeinden bei mit irgend einem Beiwort, das die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bezeichnet oder den Grund ihrer Lostrennung zum Ausdruck bringt oder ihren Abfall rechtfertigt. Andere geben sich neue Namen und sind darin recht erfinderisch.

Zur katholischen Kirche nehmen sie meist eine sehr feindselige Stellung ein durch ihr Wesen und ihr Auftreten. Ihre Religion wird zu einem Gemisch von Judentum und Heidentum. Vom Christentum haben sie meistens nur den Namen. Sie werden zum traurigen Zerrbild der hl. Religion. Manchmal kommt es mir vor als sähe ich im religiösen Werden dieses Sektismus in Südafrika zwei direkte Linien, deren eine in die katholische Kirche hinein endet, die andere zur Kultur ohne Gott und folgerichtig ins verderblichste und seelenverdammende Heidentum hinein, wie es die Zeit vor der Evangelisierung nicht kannte. Das ist das Ergebnis, wenn menschlicher Stolz eigenmächtig schaffen will, was nur Gottes Geist durch gottgesetzte Autorität zu tun vermag.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sektismus hatte in seinem Werden und Schaffen in Religion, Kultur und sozialem Leben einen Vorsprung von hundert Jahren. Er hat den Vorsprung gehabt. Heute hat er ihn nicht mehr. Die katholische Kirche ist heute da und steht mächtig da. Was der Geist Gottes durch sie schafft, steht und steht fest da in geschlossener Einheit in Religion, Kultur und sozialem Leben. Tausend Jahre sind wie ein Tag vor Gott. Ja Gottes Geist schafft in einem Tage, was andere nicht vermögen in tausend Jahren. Groß steht sie heute da die katholische Kirche in Südafrika: Mit ihren Schulen, Klöstern und Seminarien für Eingeborene mit ihren charitativen Einrichtungen wie Waisenhäuser, Witwen-



Im Einbaum über den Sambesi

heimen, Armenversorgungsinstituten, Spitälern und Missionsärzten, mit ihren landwirtschaftlichen Schulen, Organisationen und Vereinsleben, in ihrer großartigen Aktion, der katholischen Aktion. Ein Wort, gesprochen 1930 von gegnerischer führender Seite mag all das beleuchten. Es heißt: Wir müssen uns regen und organisieren wie die Katholiken, sonst ist Südafrika in 10—20 Jahren katholisch und wir müssen abziehen. Zu diesen Worten kann ich aus 10jähriger Erfahrung beifügen: Wahrhaftig es würde so werden, hätten wir mehr Mittel, mehr Priester, mehr Brüder, mehr Kämpfer im heiligen und heißen Streit für Gottes Reich in Südafrika. Helft mit durch Gebet, durch Gaben, durch Verbreitung des Missionsgedankens! Tretet ein in lebendige Verbindung mit Jesus Christus, dem Erlöser der Welt. Fühlt mit Christus am Kreuze. Väter, Mütter, heiligt eure Kinder, damit Christus aus ihnen Apostel wählen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kann. Junge Männer, Jünglinge, die ihr noch frei und ungebunden seid, Christus ruft euch zur Fahne, ruft zum hl. Streit in Südafrika! Ein Missionsbruder ist ein Apostel wie der Priester, ein Missionsbruder tut Großes für Gottes Reich wie der Priester! Jünglinge, Studenten, Knaben, die ihr noch am Scheideweg steht, alle Berufe sind überfüllt! Was wollt ihr werden? Wo euer Leben am besten für Gott leben? Die Heidenmission ist euer Feld! Südafrika wird eurem idealen Sinn, euerer Christusliebe, eurem Tatendrang ein großes Feld bieten. Christus ruft im hl. Jahr der Erlösung! Wer folgt? — Südafrika muß gerettet werden aus den Händen Belials, Südafrika muß Christus gehören!

# Die weinende Mutter

Von P. Solanus Peterek, RMM.

„Vater, taufe mich, denn ich möchte gerne meine Träume und meine Tränen los werden", sagte unlängst eine Heidin zu mir.

„Was tust du denn träumen und warum weinst du?"

„Vater, ich sehe jede Nacht im Traume meine verstorbene Elisabeth. Sie erscheint mir gebückt, auf den Boden sehend, als wenn sie etwas suchte und spricht: Mutter, Mutter! Bekehre dich! — Hier hast du zweieinhalb Mark, bitte lese für das arme Kind eine hl. Messe und mich sollst du jetzt taufen. Leider bin ich das zweite Weib meines heidnischen Mannes, aber das erste Weib hat mein Mann davongejagt, da es immer mit ihm gezankt hat. Es war faul und sehr stark dem Bier ergeben und nun treibt es sich in Durban in den Kneipen herum."

Ja, Hella, das ist eine faule Geschichte. Dich kann niemand taufen, denn du bist immer noch das zweite Weib. Es kommt nicht auf das erste Weib an, wo es lebt, ob es faul und liederlich war, und vom Mann weggejagt worden ist. Es ist und bleibt so lange es lebt, das erste und rechtmäßige Weib deines vermeintlichen Mannes und du bist nur ein Nebenweib, und der Mann mit dem du lebst, ist gar nicht dein Mann und du bist nicht sein Weib, sondern Strolche seid ihr! Du mußt von diesem Mann weg, sonst kannst du nicht getauft werden."

„O weh! Wenn die Sachen so stehen, dann muß ich verzweifeln, denn ich kann von meinem Manne nicht weggehen, ich habe vier Kinder von ihm und der Mann wird mich niemals weglassen. Wir sind heidnisch und gerichtlich getraut und das Gericht wird auf der Seite des Mannes stehen. So muß ich jetzt also im Heidentum und in Sünden leben und schlecht sterben und werde meine verstorbene Elisabeth niemals wiedersehen im Himmel. — Ach, wäre ich doch auch im Christentum geboren und hätte ich doch nie geheiratet!" —

Nein, Hella so mußt du nicht reden und darfst nicht verzweifeln. Ich kenne jemanden, der dir helfen kann, es ist die Hoffnung der Hoffnungslosen; komme mit mir, ich will sie dir zeigen."

Ich führte das arme Weib in die Kirche, ließ sie am Mutter Gottes-Altare, wo eine Lourdes Mutter-Gottes-Statue ist, hinknieen und sagte: „Das ist Maria, die Hoffnung der Hoffnungslosen, hier bete jeden Sonntag und zwar solange, bis daß deine Sache in Ordnung ist. Wenn du es tust und nicht nachläßt, so wird dir Maria helfen und du wirst getauft werden;



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und wenn du gut stirbst, wirst du deine kleine Elisabeth im Himmel wiedersehen." —

Seit jenem Tage kniet Hella jeden Sonntag am Mutter Gottes-Altar und betet mit erhobenen, gefalteten Händen. — Gott helfe dem armen Weibe. —

# Zulumärchen

Von Br. Petrus, RMM.

((Fortsetzung)

## Der Hase und der Löwe

Eines Tages begegnete ein Hase einem Löwen und der Löwe frug den Hasen, ob er zugebe, daß es kein stärkeres und mutigeres Tier gäbe. „O Freund", antwortete der Hase, „mag sein, daß kein Tier dich an Mut übertrifft, aber ich kenne jemanden, der stärker ist als du und der dich leicht überwinden würde, wenn du mal den Kampf mit ihm aufnähmest." Wütend über diese Antwort brüllte der Löwe, daß dem Hasen bange wurde. Dann sprach der Löwe zum Hasen: „Wer immer der ist von dem du sprichst, zeige mir ihn, daß ich ihn töte". Der Hase antwortete dem Löwen, er möge morgen am Abend zu ihm kommen, dann würde er ihn den Gegner zeigen. Zu Hause rief der Hase alle seine Verwandten und Freunde zusammen. Dann erzählte er ihnen seine Begegnung mit dem Löwen und bat, sie alle möchten ihm helfen aus Baumstämmen einen starken Käfig zu machen. Mit vereinten Kräften fällten die Hasen nun Bäume im Walde, trugen sie heim und bauten einen festen Käfig und machten auf Anweisung des Hasen ein Dach darauf. Als der Löwe nun zum Hasen kam, frug er ihn, wo er seinen Gegner finden werde. Der Hase deutete auf die neue Hütte und sprach: „Geh hinein und du wirst ihn da drinnen sehen. Sogleich rannte der Löwe brüllend in die Hütte und der Hase schloß und verrammelte die Türe hinter ihm. Da der Löwe die Hütte leer fand und sich eingesperrt sah, frug er den Hasen, was dies zu bedeuten habe. Der Hase beruhigte ihn und sprach: „Habe Geduld, dein Gegner wird bald kommen." Alles Toben und Wüten half nichts, er konnte seinen Kerker nicht sprengen. Einige Tage später kam der Hase wieder und frug den Löwen, wie es ihm gehe? Der Löwe war schwach und matt vor Hunger und bat: „Freund, öffne mir die Türe und gib mir zu essen; denn ich sterbe vor Hunger". Doch der Hase antwortete lachend: „Habe ich dir nicht gesagt, daß du deinem Gegner nicht gewachsen bist. Siehe der Hunger hat dich klein gemacht! Dann ging der Hase fort und überließ den Löwen seinem Schicksal.

Den Hinweis auf die erdrückende Fülle von Nöten in der Heimat und die Behauptung, das für die Heidenmission ausgegebene Geld sei viel eher für die geistlichen Bedürfnisse vor der eigenen Türe zu verwenden, nenne ich die seichteste und erbärmlichste aller Selbsttäuschungen.

Kardinal Manning



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Gründung der Keilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM. ((Fortsetzung)

Ein gewaltiger Sturmwind riß am 15. Dezember das ganze Kirchendach hinweg. Es flog über den Kopf der Sr. Edeltrud (Oberin), die zum Schutze (!) aber ihre Arme über den Kopf hielt. Die Schule wurde provisorisch als Kirche eingerichtet, zwei Kraale und der Anbau neben dem Pferdestall dienten als Schulräume. Der nachfolgende starke Regen beschädigte auch ganz bedeutend die Kirchenmauern. Dies war die unmittelbare Veranlassung, daß Br. Simon nach Keilands gerufen wurde.

P. Sales Esser, Cellerarius von Mariannhill, und Br. Nivard, der Architekt von dort, trafen am 2. Januar 1909 in Keilands ein. Wir wußten zwar, daß sie kommen würden, aber den bestimmten Tag ihrer Ankunft wußten wir nicht, da das Telegramm zu spät ankam. Sie fuhren deshalb mit dem Wagen des Mr. McCallum von Dohne aus zu Mr. McLachlan, und von da aus gingen sie ungefähr 12 Meilen zu Fuß. Doch blieb P. Sales auf dem Wege zurück und verschmachtete fast vor Durst. Br. Nivard kam allein an, trieb gleich am Tore angekommen, die Pferde herein, damit man P. Sales schleunigst hole. P. Bernard machte sich sofort mit zwei Pferden auf die Suche, und nach etwa zwei Stunden trafen beide hier (in Keilands) wohlbehalten ein. Am darauffolgenden Sonntag besuchten sie auch Zigudu zu Fuß, hatten jedoch das Pech, daß mittags gerade ein heißer Wind blies, so daß P. Sales diese Erinnerung an Keilands wohl unvergeßlich bleiben dürfte. Am 11. Januar kehrten sie über King Williams Town nach Mariannhill zurück. Msgr. Fagan erzählte mir des öfteren, daß er an jenem Tage ganz hilf- und ratlos sich in der Pfarrkirche befand wegen verschiedenen Reparaturen, die er an der Kirche in King Williams Town vornehmen wollte; da stieß er einen Stoßseufzer aus, daß doch Br. Nivard da sein möchte, als die Kirchentüre aufging und Br. Nivard tatsächlich eintrat. —

Als ich am 20. Februar 1909 von der Außenstation Saliwa zurückkehrte, traf ich am Flusse bei der Bootsüberfuhr mit Br. Simon und Br. Nicetus zusammen, die gerade abends vorher in Keilands ankamen, um mit den Arbeiten an der beschädigten Kirche zu beginnen. Der Dachstuhl wurde aufgestellt, die Decke verschalt, das Presbyterium mit gehauenen Steinplatten belegt und eine Empore errichtet. Die Malereien, das Anstreichen u. a. besorgte Br. Leander. Er fiel dabei von der Leiter ins Presbyterium mehrere Fuß hoch herab, ohne sich jedoch irgendwie zu beschädigen, obwohl er auf das Steinpflaster fiel. Am 7. Mai kehrte Br. Nicetus nach Mariannhill zurück, während Br. Simon die Kirche noch vollends fertig machte, um dann sich anderen Arbeiten als Zimmermann, Steinbrecher und Maurer zuzuwenden.

Anfangs August begann Br. Simon hinter den Missionsgebäuden einen Wasserdamm zu bauen, der am 11. Dezember 1909 beendet wurde. Da jedoch einige Steinplatten tief im Grunde einige Ritze hatten, zeigte es sich, daß er nicht den vollen Erwartungen entsprach.

### Entdeckung von Buschmannsmalereien in der Umgebung von Keilands

Am 20. August 1909 wurden von Br. Simon, Br. Leander und mir sehr schöne Buschmannsmalereien an der Stelle, wo der Unqolosa in den Great Kei mündet, gefunden. Wir waren wohl die ersten Europäer, die



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

überhaupt diesen Platz zu Gesicht bekamen. Er liegt in einer wild romantischen, äußerst schwer zugänglichen Gegend, ist etwa 5 englische Meilen von Keilands entfernt und befindet sich noch im St. Marks-Distrikt, an der Grenze vom Tembu-, Fingo- und Gaikaland. Schon ein Jahr vorher machte uns P. Apel SJ. auf verschiedene solcher Malereien im Walde auf der Missionsfarm aufmerksam. Von den anderen vielen Buschmannshöhlen und Plätzen mit Malereien in der Umgebung von Keilands jedoch wußten die Jesuiten leider nichts. Ich sage leider; denn P. Torrend, der gleich zu Anfang der Mission nach Keilands kam, war ein bedeutender Fachmann in anthropologischen, ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Angelegenheiten. Durch sein Bantu-linguistisches Werk und seine Studien über Landes-Ethnographie brachte er es zu einer Berühmtheit, die weit über die Grenzen von Südafrika hinausreichte. Hätte er nun diese Funde ge-



Heidnische Zulu, Südafrika

macht und verwertet, wofür er sicher die geeignete Persönlichkeit gewesen wäre, so wäre ihm ein unermeßlich reichliches Material zur Verfügung gestanden für seine Unternehmungen und Aufstellungen.

Als wir an jenem Tage kaum die steile Höhe zur senkrechten Felsenwand bis zur Mitte erklettert hatten, fand Br. Simon an einer natürlichen Säule eine hervorragende Steinplatte von ungefähr einem Fuß Länge und einem halben Fuß Breite. Er schüttelte sie ein wenig mit der Hand und hatte sie unmittelbar darauf in seinem Besitz. Es zeigte sich zu unserer größten Überraschung, daß auf diese Platte in den schönsten verschiedenen Farben vier seefahrende Phönizier mit ihren phrygischen Mützen abgebildet waren. Obwohl die Seite der Malerei den Einflüssen der Witterung ausgesetzt war, waren die Farben doch noch verhältnißmäßig ganz lebhaft und frisch erhalten, ungeachtet des hohen Alters, das sie haben mußten, und sie wurden noch bestimmter und hervortretender, als wir sie mit Wasser befeuchteten, eine Beobachtung, die ich in der Folge noch bei allen dergleichen Bildern gemacht habe. Es ist offenbar, daß ein anderes, völlig schwarzes Bild den



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Untergrund vom obigen darstellt, von dem auch einige Spuren zu erkennen waren.

Von dieser Stelle hatten wir an der senkrechten Felsenwand auf Händen und Füßen an einem etwa einen halben Fuß breiten Fußsteig etwa 15 Meter weit vorzurücken, bis wir dann an die anderen Malereien hinanreichten, wo wir stehen und uns frei bewegen konnten. Dort überraschten uns dann in wirklich künstlerischer Ausführung und schwungvollen Linien Darstellungen von ägyptischen Soldaten, von einer Königin in sitzender Stellung und mit orientalischen Gesichtszügen und viele andere ähnliche Figuren nebst Bildern von Pavianen, Flußpferden, Pygmäen im Kampfe mit Bantu-Negern und dergleichen, eine ergiebige Fundgrube fürwahr für Ethnographie und Geschichte! In den semitischen Bildern, sowohl dortselbst als auch an anderen Plätzen, kommt die phrygische Mütze oft zum Vorschein.

Unter vielen anderen fand ich an einem sehr geschützten und versteckten Orte ein ziemlich großes Bild, das größte von allen, das, wie es mir und vielen anderen, die es in der Folgezeit zu sehen Gelegenheit hatten, schien, den Kopf eines Mannes darstellt in einer höchst merkwürdigen Wiedergabe. Dieser Kopf hat den Rachen eines Krokodils mit scharfen Zähnen unten und oben, die einem breiten Schnabel nicht unähnlich sind. Diese Figur hat zwei menschliche Arme ausgestreckt; der untere mit einer nicht mißzuverstehenden menschlichen Hand, auf deren Fläche eine halbkreisförmige braune Frucht oder Ähnliches, während der obere in eine Hand von ganz verschiedener Gestaltung ausmündet, nämlich mit krallenähnlichen Fingern. Um die beiden Handgelenke sind zahlreiche Schmuckgegenstände geschlungen, wie Ringe, Perlen u. dgl. mehr. Die Körperform ist reichlich bekleidet und in einer schwebenden Stellung nach rückwärts geneigt, die einen gekrümmten braunen menschlichen Fuß zum Vorschein kommen läßt. Eine priesterliche Gestalt steht davor und schaut die Figur an. Nach Kleidung und Gesichtszügen trägt sie alt-persischen Charakter, und es hat den Anschein, als ob sie an ihre Gottheit Gebete verrichte, da letztere hinwiederum beschützend sich über den Priester herabneigt.

An diese Malereien heranzukommen, ist keineswegs eine so einfache Sache. Stellenweise muß man auf Händen und Füßen an einer schroffen steilabfallenden Felsenwand kriechen, während unten der Fluß hart an den Felsen heranreicht. Der untere Teil der eigentlichen Höhle ist mit zahllosen Darstellungen ausgeschmückt, während in der Höhle selbst sich ein großer Haufen von Felsstücken und Steinen befindet, die vor langer Zeit von oben herabfielen und deren Malereien alle Anzeichen eines sehr hohen Alters aufweisen.

Nachdem wir für längere Zeit mit der größten Verwunderung diese Altertümer betrachtet hatten, machten sich die beiden Brüder daran, einen großen Stein mit mehreren großen Malereien von Flußpferden und anderen kleineren Darstellungen von Gazellen, Affen usw. herauszumeißeln. Kurz darauf begab sich Br. Simon mit einigen Arbeitern und dem Eselswagen wieder dorthin, um mit vieler Mühe den Stein nach Keilands zu befördern, wo er dann gelegentlich des Besuches der Mutter Paula von Heilig Blut Ende Mai (am Fronleichnamsfest) 1910 als „Passagiergut" mit aufs Schiff genommen wurde, um ihn nach Mariannhill zu befördern. Dort fand er seinen Platz im dortigen Museum links an der Eingangstür und behauptet ihn heute noch. Nebenbei bemerkt, ging diese Reise nicht ganz so einfach ab; denn als die Pferde mit dem Gefährte bei Mr. McLachleum



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angekommen waren, fiel eines krank zu Boden und es blieb nichts anderes übrig, als daß P. Bernard seinen Bleß hergab, um ihn in den Skotschkarren einzuspannen. Nach manchem Ungemach kamen sie dann endlich vom Platze, während P. Bernard den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen hatte.

Die andere Steinplatte mit den vier phönizischen Seefahrern befindet sich ebenfalls im Museum von Mariannhill. Sie machte unterdessen eine Europareise durch, da man sie meines Wissens zur vatikanischen Missionsausstellung einsandte. Für den großen Stein vergütete uns Mariannhill 10 Dollar. P. Alexander Hanisch, der damalige überaus eifrige und erfahrene Museumsdirektor, wetterte nicht wenig auf uns bei der Ankunft unseres Steines, da wir ihn nach seiner Auffassung „zu schlecht eingepackt" hätten und die Ecken auf der Reise etwas gelitten hatten. Der gute, heiligmäßige Br. Eusebius, der Verwalter des Magazins, aber äußerte sich: „O, jetzt schicket uns die arme Keiländer gar noch Stoanle daher, ha, ha!" — Prosit! Wir kannten das ja und freuten uns herrlich.

In der Folge fand ich noch viele neue Plätze mit Buschmannsmalereien. Es artete dies für uns fast zu einer Leidenschaft aus. P. Bernard nahm ebenfalls lebhaftes Interesse daran und zeigte mir manche Plätze, die er gefunden hatte. Ich machte Pausierungen von den Originalen, fertigte Landkarten an, Photographien wurden aufgenommen, Messungen der Höhlen angestellt, selbst auf das Ausgraben des Bodens in den Höhlen und rings herum verlegten wir uns. Dann verfaßte ich einen längeren Bericht über meine Funde, der nebst eines Teiles meines Materials in der wissenschaftlichen Zeitschrift „Anthropos", herausgegeben von den Steylern Missionaren, 1911 veröffentlicht wurde und dann in englischer Übersetzung in den März- bis Julinummern des Catholic Magazine for South Africa erschien.

Am 3. Dezember 1913 wurde unser Br. Otto Meder RMM. von Mariannhill aus nach Keilands geschickt, um als Sachverständiger sich mit der Buschmannsmalereien-Angelegenheit zu beschäftigen. Ich konnte ihm noch schnell die wichtigsten Plätze zeigen, da ich mich am 11. dieses Monats von Keilands nach Lourdes zu begeben hatte. Br. Otto blieb ungefähr sechs Wochen in Keilands, während welcher Zeit er so ziemlich sämtliche Plätze mit Malereien in Augenschein nahm, 300 große Bogen peinlichst naturgetreuer Aquarelle anfertigte, viele Messungen vornahm und Skizzen der Umgebung von den Höhlen aufzeichnete und dergl. Mit reichlichstem wissenschaftlichen Material versehen, kehrte er dann nach Mariannhill zurück, um dort dasselbe noch mit Gründlichkeit und Ruhe ins Reine auszuarbeiten. Die Nqolosa-Höhle besuchte er an acht verschiedenen Tagen. In der Nähe von St. Marks am White Kei war er mehrere Tage hindurch von den Fluten des Flusses in Schach gehalten und hatte ein Einsiedlerleben zu führen; unten der reißende stets höher steigende Fluß in unheimlicher Nähe, oben eine unersteigbare Felsenwand, nichts als schäumendes Rauschen des wogenden Gewässers links und rechts. Dazu hatte er nicht genügenden Vorrat zum Essen. Endlich wurde er von Mr. J. O'Grady und seinen zwei Buben aus seiner wenig beneidenswerten Lage errettet, die ihn von Qamata Poort her aus ihrem Hotel mit Nahrung und Decken versahen.

In Verbindung mit den Buschmannsmalereien in Keilands und Umgebung ist dann noch etwas geschehen. Es trafen nämlich am 14. Januar 1927 Dr. Viktor Lebzelter, Professor der Geologie und Anthropologie an der Universität von Wien, und seine Frau in Keilands ein. Er war vom



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hl. Stuhl geschickt, um in Südafrika ethnographische Forschungen anzustellen. Seine Frau war gewissermaßen seine Sekretärin. Sie kamen von Grahamstown, Lovedale, Fort Hare und Middledrift, nachdem sie bereits im Transvaal, Zululand, Natal und Griqua East waren. Messungen von Eingeborenen wurden vorgenommen, Photographien aufgenommen, die Buschmannshöhlen besucht und viele Steine und Implemente gefunden. Viele Kisten voll damit wurden an das Lateranische Museum abgeliefert. Auf seine Anregung hin und unter seiner Mithilfe legte ich ein Herbarium der Flora von Keilands an und schrieb, dank des reichlichen Materials, das mir seit vielen Jahren zur Verfügung stand, eine lange Abhandlung über die Pflanzenkunde der Eingeborenen in Südostafrika, ein Beitrag zur Missionskunde. Nach Beendigung des Manuskriptes sandte ich sowohl dieses als auch die reichhaltige Pflanzensammlung durch P. O. Heberling nach Reimlingen.

Die Aufzeichnungen von Br. Otto machten überall in der Union ein berechtigtes Aufsehen in den beteiligten Kreisen der Gelehrtenwelt. Auch in Europa nahm man reges Interesse daran. Während des Weltkrieges jedoch ließ sich nicht viel machen. Bald hernach kaufte die Witwaters Rand Universität von Johannesburg die Aquarelle von Mariannhill. In den letzten Jahren wurden sie in den größeren Städten von Südafrika öffentlich ausgestellt, machten dann eine große Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika und befanden sich, wie mir ein Augenzeuge, der Obere der Jesuiten vom Sambesi, in Kokstadt erzählte, auch auf der Missions-Ausstellung beim Eucharistischen Kongreß in Dublin, Irland.

(Schluß folgt)

# Die Mission für Alle

III.

„Wir leben in der wichtigsten Stunde der Weltmission!" — Die „Katholischen Missionen" haben das in mehreren Jahrgängen ausführlich behandelt. Autoritäten auf dem Gebiet gaben ebenso überzeugende Einblicke als zur Tat herausfordernde Belege zum Thema. Unser Jahrhundert wird über die katholische oder modern-heidnische Zukunft der Menschheit entscheiden!

Sein erstes Drittel hat trotz aller Hindernisse des Weltkrieges auf dem Missionsfelde Großes geleistet. Die Vatikanische Ausstellung im Heiligen Jahre lieferte eine Fülle von Beweisen. Doch das jetzt angebrochene Drittel steht vor allergrößten Aufgaben in Asien und Afrika. China zählt mit seinen 430 Millionen Einwohnern immer noch mehr Ungetaufte, als die katholische Weltkirche Mitglieder statistisch feststellen kann. Fast ebenso viele Seelen harren in Indien und Japan und bis zu den Grenzen des „Landes der Morgenstille". Die 140 Millionen Afrikas stehen vor den Toren und begehren Einlaß, soweit Islam und Sektentum es nicht hindern. Weite Gebiete in Amerika, Australien und der Inselwelt warten auf den Ruf der Gnade . . .

Der Gewinn oder Verlust in den jetzt folgenden 33 Jahren wird eine katholische oder vorwiegend religionslose Welt zur Folge haben! — Ernst ist darum die Lage und dringend die Einladung zur Mission für Alle! Die Losung heißt: „Jeder Katholik ein Missionar!" — Jeder Getaufte gewinne



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wenigstens einen Heiden, bezw. Nichtchristen für des Königs Reich! — Dann wäre schon ein zweites Fünftel der Menschheit geborgen. Und jeder katholische Missionar dieser Apostelschar hätte die trostvolle Zusicherung: Wer den Verirrten heimführt, rettet seine eigene Seele! Und: Die Barmherzigen werden Barmherzigkeit erlangen. Der Missionseifer ist ein vorzügliches Werk der Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe. Seine Betätigung übt leibliche und geistige Werke der Barmherzigkeit zugleich, erfüllt eine äußere und innere Sendung.

Die früher angedeuteten sieben Arten von Missionsteilnahme können folglich

**Sieben Barmherzigkeitsdienste der Mission**

genannt werden. Fast alle sieben sind den Katholiken aller Stände möglich. Hier ein kurzer Hinweis auf das allgemeine Apostolat aller Mitglieder der Kirche. Gleichsam sieben Diakonate der Getauften, Gefirmten und Geweihten.

**1. Gebet**

Ein apostolisch gesinnter Seelsorger schrieb einst im „Echo aus Afrika": „Wie sehnlich wünschen manche Missionsfreunde: wäre ich doch ein Millionär, wie viel könnte ich dann zur Bekehrung Afrikas mitwirken! Aber ich bin so arm wie die Schwarzen selber und meine Pfennige wären Tropfen in der Sahara. . . . Tröste dich, mein Lieber! Du kannst dennoch helfen und zwar in ganz großartiger Weise. Du bist sehr reich und mächtig im Rettungsdienst der afrikanischen Völker . . . durch dein Gebet!

Die St. Petrus Claver-Sodalität ruft alljährlich zu einem allgemeinen Gebets-Kreuzzug für Afrika auf. Neun Tage lang dauert der geistige Feldzug und jeder Europäer sollte daran teilnehmen. Wenn sich eine betende Armee von Tausenden und Tausenden eint und dieser tausendfache Ruf zum Himmel dringt, wie muß dieses gewaltige Beten, Rufen und Flehen die ganzen Mächte der Engel und Heiligen in Bewegung bringen — und beide Armeen, Himmel und Erde, bestürmen den Thron der ewigen Barmherzigkeit. Welche Macht können wir da ausüben und welche Gnadenströme für Afrika fließend machen! — Das ist katholische und unleugbare Glaubenswahrheit, das ist religiöse Tat, das ist etwas ganz Großes und Heiliges! Wer wollte da nicht mittun? Ist die Seelennot groß: Gottes Liebe ist größer. Ist überall Elend und Klage: Gott ist unendlich reich. Sind die Herzen kalt und hart: Gottes Gnade kann sie erwärmen und erweichen. In heiligem Vertrauen auf den lieben, reichen und allmächtigen Gott wollen wir daher die Gebetsreihen voll machen und una voce, mit einer Stimme unser lautes Flehen zum Himmel senden!"

So weit ungefähr der missionsbegeisterte Pfarrer. — Doch nicht bloß 9 Tage im Jahre sollten wir Missionare des Gebetes sein, sondern 365 volle Tage! Sehr anzuraten ist daher, täglich wenigstens das eine oder andere bestimmte Gebet regelmäßig für die Mission zu verrichten. Ein Pater noster, Ave Maria und Kredo sind deshalb besonders empfohlen, weil darin die ganze Missionsidee und Fürbittaktion eingeschlossen ist und mit den Worten der Kirche, der Engel, Apostel und Christi, des göttlichen Missionars selber, ausgesprochen wird. Diese tägliche Gewohnheit vollbringt mit den Jahren Großes.

Der Missionseifrige besucht auch nie die Kirche, ohne wenigstens in Kürze sein wichtiges Herzensanliegen am Gnadenthrone niederzulegen. Darum



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verläßt er auch niemals das Gotteshaus, ohne einen armen Heiden irgendwie zur Annahme des Christentums vorbereitet zu haben! Ja, so oft er eine Tür öffnet, verbindet er damit jedesmal die Meinung und Bitte: Führe, o gnädiger und barmherziger Gott, eine Seele in das Reich deiner Gnade! Amen.

# Isaias Msomi

Von Schwester Amata CPS.

Isaias Msomi, ein Bursche, suchte sich ein katholisches Mädchen. Seine Wahl fiel auf Aloysia Mgadi. Fleißig kam er zum Gottesdienst, redete dann einige Zeit mit seiner Braut und ging beglückt heim. Wohl zu wenig war er besorgt, die Anzahl Ochsen, den Kaufpreis für seine Braut zusammenzubringen. Nun geschah es auch noch, daß die Viehkrankheit ein oder zwei Stück hinwegraffte. Isaias hätte zur Arbeit gehen sollen, aber damit hatte es keine Eile. Bald aber war die Geduld bei Aloysia zu Ende, als sie sah, wie träge er zur Arbeit war und gedachte ihn somit aufzugeben. Er war sonst ein gutmütiger Bursche. Da kam er eines Tages wieder, seine Braut zu besuchen. Es war gerade Sonntag. Eine Weile sprachen sie miteinander. Isaias war glücklich und auch Aloysia ließ sich nichts anmerken; sie sprach freundlich mit ihm und überreichte ihm dann beim Abschied einen Brief. Der Bursche kann weder lesen noch schreiben und so ging er glücklich heim mit seinem Brief und dachte sicher, er enthalte lauter Liebesbeweise. Zu Hause angekommen, verlor er keine Zeit; er suchte eine Vertrauensperson, die ihm den Brief vorlesen mußte. Der Inhalt war folgender: „Lieber Herr Msomi! Es tut mir leid dir sagen zu müssen, daß die Liebe zwischen uns beiden jetzt zu Ende ist. Daher magst du den lb. Gott bitten, daß er dir ein besseres Mädchen finden läßt als ich bin, welches getreu wartet bis zur Hochzeit, das heißt, bis du alles was zur Hochzeit erfordert ist, zusammengebracht hast. Ich unglückliche Waise besitze nicht eine solch heilige Geduld, ich fürchte meine Zeit zu heiraten vergeht zu schnell, bin ich doch viel älter als du. Zudem haben alle Mädchen von meinem Alter schon zwei oder drei Kinder. So wirst du selber einsehen müssen, daß ich nicht länger warten kann wegen deiner Langsamkeit. Es scheint mir, die Arbeit sagt dir nicht zu, du liebst den Müßiggang, ja du bist zu faul zu irgend einer Tätigkeit. Darum lebe wohl! Aloysia Mgadi". Nun war der Bursche ganz enttäuscht, ganz niedergeschmettert, er konnte weder essen noch schlafen. Nach einigen Tagen versuchte er noch einmal sein Glück mit Aloysia, doch es war vergebens. — Wenn Isaias Msomi eine Frau bekommen will, muß er zuerst fleißig werden.

Den Hinweis auf die erdrückende Fülle von Nöten in der Heimat und die Behauptung, das für die Heidenmission ausgegebene Geld sei viel eher für die geistlichen Bedürfnisse vor der eigenen Türe zu verwenden, nenne ich die seichteste und erbärmlichste aller Selbsttäuschungen.

Kardinal Manning

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 12 Dezember 1934 52. Jahrgang


## Advent

Maria sitzt im Abendschein,
Die Sonne streut Gold zur Kammer hinein —
Die Jungfrau sinnt.

Linnen hält ihre weiße Hand,
Ein Rosenzweig klopft an des Fensters Rand —
Die Jungfrau sinnt.

Wen sucht dein Sinnen, Maria rein?
„Ich denk' an das Kind im Herzen mein,
Mein liebes Kind".

Die Sonne streut heller ihr goldenes Licht,
Der Duft der Rose durchs Fenster bricht —
Die Jungfrau sinnt.

Elis. Becker.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# „Transeamus usque Bethlehem!"

Das war eine heilige Sorge und ein glückliches Schaffen, ein stilles heimliches, trauliches Getue im kleinen Häuschen zu Nazareth. Mit rührender Geduld und liebevollster Rücksichtsnahme betreuten sich die heiligen Personen Maria und Joseph. Sie wollten das Gotteskindlein würdig empfangen, wollten es hegen und pflegen, wollten ihm eine liebe Heimat bieten, ein weiches, warmes Bettchen. Was wollten sie nicht alles tun! — Mit welchen Vorsätzen tritt nicht oft der Mensch in ein neues Stadium seines Lebens? Wie wird er sich einrichten, wie wird er sich seine Zukunft gestalten! Es kommt anders.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlägt das Gebot des Kaisers Augustus ein, wohl bei allen davon Betroffenen — wo traf er aber am niederschmetternsten? Im Häuschen zu Nazareth! Er machte es sich leicht, der Kaiser: anstatt durch langfristige Recherchen festzustellen, wie die Zusammensetzung seiner Untertanen sich verhielt, mußten alle an den Ort von dem sie gebürtig waren wandern und dort sich melden. Man stelle sich das einmal vor, wenn so etwas heute geschehe, welch ein Trubel selbst bei den heutigen Verkehrsverhältnissen. Es werden über diese Anordnung nicht viele freundliche Bemerkungen gefallen sein. — Es kommt oft manch einem etwas in die Quere, da zeigt es sich, wie die christliche Geduld beschaffen ist! — Maria und Joseph, sagen nichts. Ihr Herz ist voll von Seligkeit. Es ist ihnen schließlich gleich, denn die bürokratischen Scherereien trüben nicht ihr Frohlocken; das nahende große Weltgeschehen, die Erfüllung, die Heilandsnähe erhebt sie über die banalen Alltäglichkeiten. Und war alles nur Fügung und Vorsehung! An dieser behördlichen Maßnahme ist klar geworden, daß es ein Szepter in Juda nicht mehr gab und Daniels Prophezeiungen buchstäblich in Erfüllung gegangen sind. Es war ein beschwerlicher Weg von Nazareth nach Bethlehem. Viereinhalb Tage konnte die Reise schon dauern. Es konnte auch in dieser Zeit recht empfindlich kalt werden. Regen setzte ein und der Westwind brachte Schnee mit. So zogen sie auf schlechter Straße inmitten schimpfender Gefährten, die wohl das gleiche Los getroffen hatte, einer ungewissen Zukunft entgegen. Die heiligen Personen litten doppelt und dreifach, an ihrem eigenen Geschick, an den Unbilden der Fahrt, an der Unsicherheit wie sich wohl die heilige Stunde vollenden würde in einer Stadt voll Trubel und Geschäftigkeit. — Mancher hätte den Kopf verloren, mit Gott und sich gehadert.

In unendlicher Geduld für sich allein, ohne sich einen oberflächlichen, Alltagstrost bei Mitgefährten zu holen, freuten sie sich im Herzen über das nahende Heil. Ihre Gedanken weilten beim geheimnisvollen Geschehen. Ihre Unterhaltung war Gebet. So zogen sie, das süßeste Geheimnis bergend mitten auf der lärmenden Straße, durch die lärmende Welt. Wohl wurden sie körperlich müde und hungrig, wohl hofften sie im stillen, daß die göttliche Vorsehung in würdiger Weise für sie sorge. Es konnte ja gar nicht anders sein und werden. Das Gotteskindchen würde doch eine gute wohlbehütete Unterkunft finden. Es waren das keine überheblichen Gedanken. Nein, eine Mutter sorgt sich nur um ihr Liebstes, Teuerstes und bei Maria war es doch das Erlöserkind. Das erstmalige „Fiat", „mir geschehe", war nicht oberflächlich gesagt. Sie war bereit, alles zu nehmen, wie Gott es für



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



## Weihnacht

Heiliger Abend! Weiße Flocken
Rieseln leis zur Erde nieder.
Kerzen flammen, und es tönen
All' die alten süßen Lieder.

Klingt es nicht wie Engelsstimmen
Durch die stille heilige Nacht?
Sei gepriesen, selige Stunde,
Die der Welt das Heil gebracht!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gut befand. — Mancher Mensch glaubt, er sei die Sonne, um die sich drehen Monde und Sterne; er sei der Mittelpunkt, um den die Welt sich drehe. Wie armselig gedacht! Er ist dann verstimmt, entrüstet, klagt, daß nicht sein Kopf sich durchsetze, die Ergebenheit in Gottes heiligen Willen kennt er nicht oder ist zu stolz, sich einer Vorsehung zu unterstellen. —

Am späten Nachmittag tauchten die Mauern und Zinnen Bethlehems vor den Wanderern auf. Kurz vor Anbruch der Nacht, und diese kommt im Morgenlande schnell, würden sie wohl die Stadt erreichen und in sorgende Obhut genommen sein. Freunde, Bekannte, sogar Verwandte würden sich ihrer annehmen, schlimmsten Falls würden sie in die ihnen bekannte Herberge gehen — aber dieser Fall liegt außer Betracht. Ein Aufatmen, eine letzte Anstrengung, ein bißchen sich zurechtmachen: so, jetzt sind sie durch das Tor, da fällt die Nacht über sie, die schicksalsschwere Nacht, die Nacht der Trübsal und der großen Seligkeit; eine Nacht wie einst auf dem Ölberg, die ihren Schauer nur verlor durch das Erlöserwerk, das vor dem Abschluß stand, durch den Ostersieg, die Osterfreude! — Nach der dunkelsten Nacht kommt ein Morgen, strahlt wieder die Sonne! —

Das war eine grausame Enttäuschung. Die Türen waren verschlossen, es war kein Platz mehr im überfüllten Städtchen, selbst in der Karawanserei, der allgemeinen Herberge war kein Eckchen frei. Bedauerndes Achselzucken, barsche Abfertigung, frivole Bemerkungen, Geringschätzung mit schnell rechnendem Blick; das waren ja arme Leute, die brachten kein Verdienst. — O bittere Not der Wohnungssuche, verzweifelndes Hasten durch immer engere Gassen, verschüchtertes Anklopfen an immer schäbigeren Türen. Ratlosigkeit. Der Groll im Herzen steigt auf, eine sinnlose Wut gegen alle Bessergestellten, gegen die ganze Menschheit! —

Geduldig aber schreiten die heiligen Personen durch die Nacht. Das also ist der Beginn der Erlösertätigkeit! Wie Gott will! Ein Bettler vermutlich zeigt dem hochheiligen Paar endlich den Weg wieder vor die Stadt, zu einem Stalle, der ihm vielleicht selber oft Schutz und Obdach geboten. Und während drüben das Nachtleben der Stadt pulsierte, bereitete sich hier im armen Stalle das größte weltgeschichtliche Ereignis vor. Begann hier der Introitus der großen Erlösungsmesse.

Nun wurde es still! Der Lärm in der Stadt verebbte. Alles ging zur Ruhe in dieser Nacht, die eine war, wie jede ihrer vergangenen Schwestern. Es ruhten die Bethlehemiten: Der Bürger, der Wirt, der Gast, der Arme, der Reiche, der Sünder, der Gerechte, der Hoffende, der Verzweifelnde, der Kaiser, der Herodes, die Römer, die Barbaren, die Gebildeten, die Ungebildeten, die Weisen, die Einfältigen, die armen Hirten bei ihren Tieren — die einen schliefen im Rausch der Sünde, oder müde von schwerer Fron, die anderen schliefen unruhig, voll Sorgen, gequält, vom Fieber einer Krankheit geschüttelt waren die langen Nachtstunden andern zur Qual. Es schlich auch das Verbrechen durch die Nacht, es erlosch das letzte Fünkchen Leben vielleicht und neues meldete sich mit Schmerzen an. —

Der Weltwendepunkt nahte, die Verheißung stand von ihrer Erfüllung. —

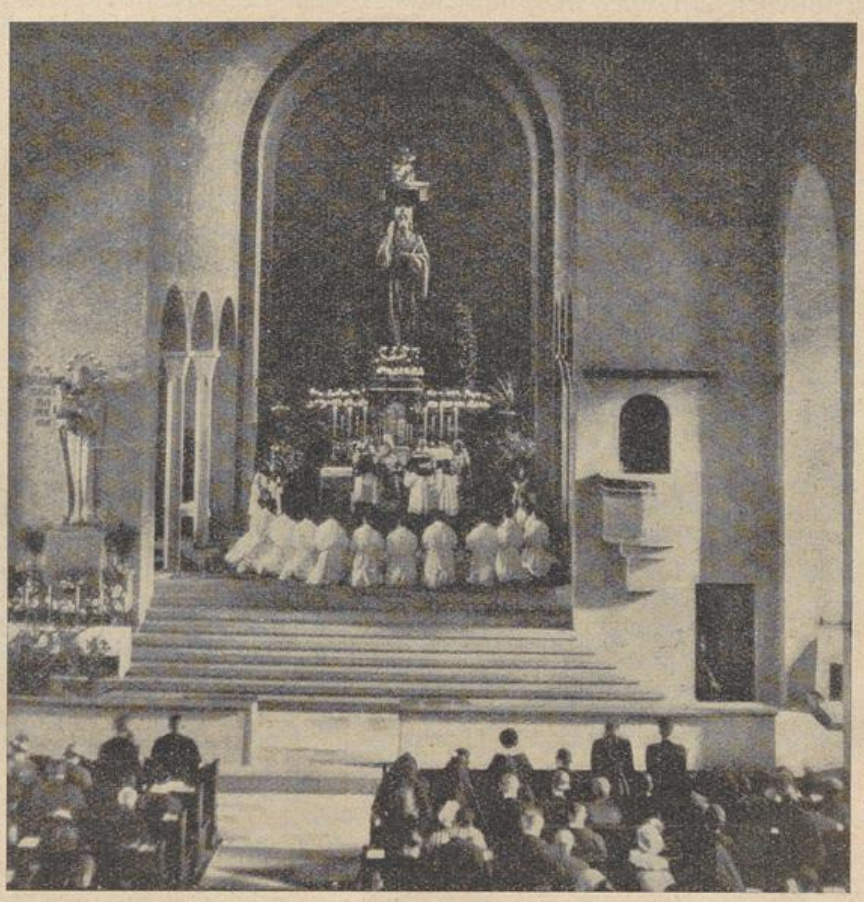
Es wachte in dem Stalle das hochheilige Paar. Die Welt hätte den Atem anhalten sollen. Israel sollte bereit sein. Für diesen Augenblick



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

göttlichen Geschehens waren die Prophezeihungen ergangen. Niemand dachte daran, alles war still.

Und nun erfüllte sich die Sehnsucht der Jahrtausende in unerhört großartig-einfachster Weise. Unmittelbar tritt Gott mit der geschaffenen Welt in Verbindung. In der Einfachheit erhaben, nach menschlichem Maßstabe klein, arm, unscheinbar — in der Mitternacht, im Dunkel. Er verzichtet auf alles Beiwerk menschlichen Komfortes. Er gibt uns die Lehre, daß nicht in äußerer Pracht die Wahrheit und das Glück



Diakonatsweihe in der Mariannhiller Seminarkirche in Würzburg

besteht, daß wir Buße und Entsagung brauchen, die strengen Gestalten der Dunkelheit, der Kälte, rauhes Lagerstroh; die Lehre der Entsagung, die ernste Gesellschaft der Leiden, der Armut, der Verdemütigung. Losgelöst von allem erzielt er die größten Erfolge.

Krippe und Kreuz haben die Welt glücklich gemacht, verändert, zivilisiert, geheiligt!

Sie haben Liebe in die Welt gebracht. So ging das Licht vom Stalle zu Bethlehem in die Welt und der Engel Jubel brach sich Bahn, Gott gegenüber, der so Großes getan und zugelassen.

Gloria in excelsis Deo! Friede den Menschen auf Erden und den Menschen, die guten Willens sind!

Und er hat unter uns gewohnt und wohnt noch immer unter uns,



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der eucharistische Gott! Und nun ist der Stall zu Bethlehem geworden das Haus des Brotes, Tabernakel, Hort der Eucharistie!

Transeamus! Laßt uns nach Bethlehem gehen, laßt uns den Herrn in unser Herz aufnehmen. Arm war die Hütte bei Bethlehem: Arm ist manche Diasporakirche, Missionskirche. Die armen Hirten brachten ihre bescheidenen Gaben, von ihren Reichtümern opferten die heiligen Könige. Arm war Bethlehem die Stadt, arm ist's in den Herzen der Menschen. Reich war der Stall an Liebe, reich ist auch die Kirche an Liebe!

Verschließen wir aber auch nicht, gleich den Bethlehemiten, die Türe, wenn sie in Gestalt der Armen und Notleidenden, der Obdachlosen und Wohnungssuchenden, der Hungernden und Frierenden sich nahen. Jetzt in der Zeit, wo Staat und Kirche wie Vater und Mutter sich be-



Clairvaux „Lichtental" (Südafrika)

mühen, um Not und Entbehrung, Hunger und Kälte von den Armen des Volkes zu bannen, wo ein ganzes Volk sich wieder stellt in aufopferndster Weise in den Dienst der Nächstenliebe in tätiger Ausübung der geistlichen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit. Es ruft der Lenker des Staates auf, die christliche Liebe in die Tat umzusetzen und wir vernehmen die Stimme des Kindleins in der Krippe: Was ihr den Geringsten, den Ärmsten in meinem Namen getan, das habt ihr mir getan . . . hast du viel, gib von dem Vielen, hast du wenig, gib auch von dem Wenigen . . . und es wird dir wiedervergolten bei der Auferstehung der Gerechten.

Öffnen wir so unser Herz der Liebe und damit auch dem göttlichen Kinde, dann sind wir auch würdig zum eucharistischen Bethlehem gerufen zu werden und einst ins himmlische Bethlehem. Transeamus usque Bethlehem! Auf lasset uns mit Maria und Joseph nach Bethlehem gehen!

P. Dominikus, Schriftleiter.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Zeige uns dein Reich!

## XII.

Im Buche der Bücher göttlichen Ursprunges spricht der Heilige Geist an fast 12000 Stellen — direkt oder indirekt — vom Reiche Gottes. Der Urgedanke des ewigen Vaters und das ständige Wort des göttlichen Sohnes im Munde Christi und aller seiner Apostel, Propheten und Missionare ist also Zentralidee der Heiligen Schrift.

Die Wissenschaft vom Reiche Gottes bleibt auch für alle Zeiten und Menschen die uralte und ewig neue Grundlage der eigentlichen Geistesbildung, das Alpha und Omega des wirklichen Wissens überhaupt.

Der Mittelpunkt dieser Universalwissenschaft ist — von Ewigkeit zu Ewigkeit — Christus! Als Gott Eins mit dem Vater und dem Heiligen Geiste, ist Er der Urheber, Eigentümer und Vollender des ganzen Reiches. In ihm und durch ihn wirkt der Wille des Vaters alles.

Wie Er aber als göttliche Person zwischen dem Vater und dem Heiligen Geiste, — gleichsam in der Mitte der Gottheit steht — so bildet Er auch als Mensch und König der Schöpfung den ruhenden Pol und einzigen Zentripetalpunkt alles Seienden, um den sich alles bewegt . . . Das Haupt besitzt, beherrscht und krönt alles, was da ist und lebt.

Somit erkennen wir das Reich Christi als durchaus identisch mit dem Reiche Gottes. (Katechismusfrage und -Antwort 6.) Der Mensch darf und soll ein lebendiger Wesensteil des Christkönigreiches Gottes sein. Sein „Feld" ist nicht bloß die Welt, die momentane, wechselnde, vergängliche, sondern auch die künftige, unveränderliche, bleibende! Sein Reichtum ist nicht das Stäubchen Erde, sondern die Fülle Gottes und die Summe seiner Werke!

Würde der so gerne groß sein wollende Mensch diese einfache Wahrheit praktisch erfassen, so wäre damit im Augenblick die moderne Weltkrankheit geheilt. Die Völker wären zur vollen Gesundheit des Lebens geboren, zum wirklichen Christentum, das nichts Anderes und Geringeres ist, als innigste Gemeinschaft mit Christus in seinem Reiche.

Zur christlichen Reich-Gottes-Familie nach göttlichem Plan und Willen strebt die Zentrallehre der Hl. Schrift, die Mission der Kirche und der Paulinische Gedanke: Ein Gott — ein König — ein Volk — ein Reich!



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Missions- und Ordenspioniere

## Erinnerungen an Br. Simon Wechselberger RMM.

Von P. Albert Schweiger, RMM.

Am 14. August 1924, morgens 4½ Uhr starb Br. Simon Wechselberger RMM., 72 Jahre alt. Martin, so hieß der Verblichene mit Vornamen in der Welt, war geboren am 8. 7. 1853 in Ehenbichel bei Reutte in Tirol. Er erlernte das Maurerhandwerk. Mit 35 Jahren folgte er dem Rufe des Herrn in den Weinberg. Er trat am 20. 10. 1888 in Mariannhill ein und legte am 8. 9. 1894 die ewigen Gelübde ab. Er starb in Keilands. Er traf in Keilands zum ersten Male am 20. Februar 1909 ein und war ungefähr 13 Jahre dortselbst tätig, unermüdlich in seinen schweren Arbeiten als Maurer und Zimmermann.

In der katholischen südafrikanischen Zeitung „Southern Cross" wurde ihm folgender Nachruf gewidmet: „Das Fest Maria-Himmelfahrt wurde in Keilands viele Jahre hindurch als Ernte-Danksagungsfest gefeiert. Obwohl es in diesem Jahre praktisch gar keine Ernte gab, versammelte sich dennoch die Gemeinde, um dem Gottesdienste beizuwohnen als Danksagung für die geistigen und materiellen Segnungen, die wir das ganze Jahr hindurch empfangen haben, und um Regen zu beten, den wir so überaus dringend brauchen, und um der drohenden Gefahr vor der bevorstehenden Heuschreckenplage zu entgehen. Es wurde ein Hochamt mit Predigt und darauffolgendem Segen mit Te Deum von P. Albert abgehalten.

Hernach fand eine Feier von ganz verschiedenem Charakter statt. Der gute, alte Br. Simon war tags vorher morgens früh nach kurzer Krankheit gestorben. Sein Begräbnis war für den 15. August bestimmt, um allen Bewohnern der Mission Gelegenheit zu bieten, den lieben Verstorbenen zu seinem letzten Ruheplatz zu begleiten. Und dies ist auch in der löblichsten Weise geschehen.

Kurz nachdem die Nachricht von seinem Tode sich verbreitet hatte, kamen die Eingeborenen in Gruppen oder einzeln, um die Leiche zu besichtigen. Eine Anzahl von Männern sammelte sich unaufgefordert zusammen, um ihm sein Grab vorzubereiten. Kein Wunder; denn der heiligmäßige Bruder arbeitete 13 Jahre lang unverdrossen in unserer Mission und machte sich bei allen durch sein bescheidenes Benehmen, seine Freundlichkeit und seinen Fleiß und Eifer in seinen Arbeiten beliebt.

In Anbetracht der völlig abgeschlossenen Lage von der Welt hier in Keilands, kann sein Begräbnis mit Recht ein großartiges genannt werden. Der eingeborene Bürgermeister mit seinen Ratsmitgliedern hatte die Ehre und das Vorrecht, die sterbliche Hülle des teueren Verstorbenen zum Friedhofe zu tragen. Die ganze Begräbnisfeier machte einen großen Eindruck auf alle. Der Prozession ging der Kreuzträger voraus, und ungefähr 100 Kinder folgten in Reih' und Glied; manche davon trugen über ihren weißen Kleidern eine schwarze Schleife. Die Mitglieder des Jungfrauenbundes erschienen mit ihren Vereins-Medaillen und blauen Mänteln und gingen dem Sarge unmittelbar voran. Die Erwachsenen folgten in voller Ordnung nach von der Kirche zum Friedhof, während der Chor das „Dies Irae" in Xosa sang. Nach der Begräbnis-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

feier wurde von der ganzen Gemeinde noch ein religiöses Abschiedslied gesungen, während die Männer abwechslungsweise das Grab mit Erde zuwarfen, das den nicht nur von der Kommunität, sondern von der ganzen Mission tief betrauerten Bruder aufnahm, und der lange Zeit hindurch schmerzlich vermißt werden wird. R. I. P.

Die 18 kleinen Mädchen, die in Weiß waren und schwarze Schleifen trugen, sowie sämtliche Ministranten, erhielten nach der Feier Süßigkeiten ausgeteilt im Namen des guten alten Bruders Simon, der die kleinen Kinder so überaus lieb hatte, und der zweifellos den Kleinen dankbar war für die Aufmerksamkeit, die sie ihm bei seiner Beerdigung bezeigt haben."

Da es mir vergönnt war, mit Br. Simon viele Jahre hindurch zusammen gewesen zu sein, so ist es mir möglich, von ihm zu erzählen.



Ein schlafendes Zulukind

Br. Simon traf anfangs 1909 in Keilands ein und blieb dann bis zum Abend des Ostertages 1913 dortselbst, wo er sich nach Mashonaland zu begeben hatte, um den Jesuiten beim Kirchenbau und anderen Gebäulichkeiten für die dortige Mission behilflich zu sein. Bei dieser seiner Abreise begleitete ich ihn zu Pferde und brachte ihn dann in der Folge in East London auf ein deutsches Schiff. Wir verließen um 8 Uhr am Abend des Ostertages Keilands und ritten in einer Tour bis früh morgens um 4 Uhr nach Dohne (35 engl. Meilen). Dort ruhten wir im englischen Hotel bis um 10 Uhr vormittags, von da hatten wir noch vier Stunden weit bis zur Dominikanerinnen-Mission Maria Hilf im Pirie zu reisen, wo wir 2—3 Tage verblieben. Ich hatte dort Missionsarbeit zu verrichten und fühlte mich ganz wie zuhause, da ich auf Wunsch von Bischof MacSherry diese Mission regelmäßig alle drei Monate zu besuchen hatte. Wir besuchten dann eine andere große Missionsstation der Dominikanerinnen, die 14 Meilen von Maria-Hilf und 5 Meilen von King Williams Town entfernt ist, nämlich die Missionsfarm Izeli. Auch diese gehörte in den Bereich meines Bezirkes. Überall

wurden wir auf das Freudigste und Liebenswürdigste sowohl von den Priestern, als auch ganz besonders von den deutschen Dominikanerinnen aufgenommen und bewirtet. Den Eingeborenen war wieder Gelegenheit geboten, in ihrer Sprache zur Beichte zu gehen und unterrichtet zu werden. Bis King Williams Town machten wir die Reise von 54 engl. Meilen zu Pferde. Von dort aus nahmen wir dann die Bahn (40 Meilen) bis nach East London. Da war es besonders Br. Simon, der von den dortigen vier irischen Priestern, obwohl er nicht englisch reden konnte, mit allen Beweisen der höchsten Auszeichnung zu seiner eigenen größten Verlegenheit und zur Freude dieser guten Leute behandelt wurde. Sie steckten ihm z. B. trotz seines Protestes alle seine Taschen voll mit Zigarren und Kuchen. Der arme Bruder wußte nicht, was mit den Zigarren anfangen, da er ein Nichtraucher war. Aber es half nichts, er mußte sie annehmen als ein Geschenk für „rauchende Brüder" in Mariannhill, wohin er sich zunächst begab.

In Mashonaland verblieb er bis zum Juni 1914, wo er dann am Ende dieses Monats wieder in Keilands eintraf und bis zu seinem Tode verblieb.

Bruder Simon war ein richtiger Pionier der Mariannhiller Missionen. Er traf es immer, dort tätig sein zu müssen, wo unter den größten Schwierigkeiten entweder ein neues Missionsfeld gegründet, oder ein anderes bereits bestehendes, aber unter der Ungunst der Verhältnisse unter geradezu heroischen Opfern weitergeführt werden mußte. So verhielt es sich schon mit ihm vom Anfang an in Natal, besonders aber dann später, als in den 90er Jahren die Gründung von Monte Cassino im Mashonaland ins Werk gesetzt wurde. Er war der erste Mariannhiller, der dorthingeschickt wurde, um die erforderlichen Gebäude zu errichten. Durch eine Reihe von Jahren hindurch war dies seine Beschäftigung. Während dieser Periode machte er die Schrecken des Krieges zwischen den Engländern und den wilden Matabele unter ihrem berühmten Chief Lobengula durch. Er war zu dieser Zeit der einzige Missionar dortselbst, ganz allein und völlig abgeschnitten von anderen Priestern und Brüdern. Gar manches Abenteuer erzählte er uns davon. So z. B. mußte er sich vor den überall herumstreifenden Matabele-Kriegern, die es auf das Leben eines jeden Weißen abgesehen hatten, in Begleitung eines Mashonabuben, als sie verfolgt wurden, flüchten und sich mehrere Tage hindurch in einem noch unreifen Maisfeld versteckt halten und hungern und dürsten.

Diejenigen unserer wenigen alten Veteranen, die noch am Leben sind und jene Zeit durchzumachen hatten, können von den unsäglichen Opfern, Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren erzählen, denen sie dortmals in überreichstem Maße ausgesetzt waren. Dazu kam dann die ungesunde Malaria-Luft, durch die verschiedene dieser Pioniere zum reinsten Skelette abmagerten und andere durch den Tod dahinraffte. Die jedoch vom Tode verschont wurden, haben für ihr ganzes Leben lang den Stempel der Verwüstung ihrer Gesundheit nur zu deutlich aufgedrückt. Diese heroischen Pioniere jedoch fanden bei ihrer Ankunft in Mashonaland das Allernotwendigste betreffs Wohnung und Garten und Felder bereits etwas vorbereitet. Wie überaus schwer muß es für Bruder Simon da gewesen sein, für ihn, den frommen pflichtgetreuen, regeleifrigen Trappisten, lange Zeit hindurch von allem Verkehr mit seinen



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mitbrüdern und mit einem Priester, ohne heilige Messe, ohne heilige Kommunion, ohne Gelegenheit zur Beicht, usw. abgeschnitten zu sein!

Von Mashonaland rief ihn dann der Gehorsam nach Deutsch-Ost-Afrika, um bei den dortigen Gründungen vom Anfange an als Maurer und Zimmermann tätig zu sein. Dort verblieb er, bis im Jahre 1905 als die dortige Mariannhiller Mission vom Apostolischen Administrator aufgehoben wurde, um bald wieder nach kurzem Aufenthalte in Mariannhill nach Mashonaland zurückzukehren und P. Adalbero Fleischer, RMM., dem jetzigen Hochwst. Herrn Bischof, in Triashill in dem dortmaligen schnellen Fortschritt der Mission und seiner Neugründung am Aufbau von neuen Gebäuden und dergl. tatkräftig an die Hand zu gehen. Von dort aus wurde er dann nach Keilands berufen, wo es auch mehr Hungerjahre als fette gab, und wo es ganz zwecklos war, über die magere Zeit zu klagen.

Um nur eines zu erwähnen: Aus eigener Erfahrung, da ich ja auch in Mitleidenschaft gezogen war, kann ich bestätigen, daß wir einmal während voller acht Monate hindurch kein grünes Gemüse mehr auf dem Tisch zu sehen bekamen; für etwas weniger Zeit gab es auch keine Milch mehr, und wir alle, die Schwestern miteinbegriffen, hatten uns unterdessen mit schwarzem Kaffee oder Tee tagtäglich zu begnügen. Und dazu kam die geradezu entsetzliche Hitze (zuweilen 115 Fahrenheit im Schatten), die einem oft buchstäblich ohnmächtig machte, und die ununterbrochene schwere Arbeit unserer Brüder und Schwestern. Aber man hörte dabei keine Klagen; wir nahmen dies alles als ganz selbstverständlich hin und bewahrten dabei durchwegs unseren guten Humor.

Eines Tages kam ich mit einem unserer Brüder ins Priesterhaus nach East London. Die dortige langjährige Haushälterin (Miß Mina Sauerwein), die uns gut kannte, schlug bei unserem Anblicke die Hände über den Kopf zusammen und rief ganz entsetzt aus: „Ja, wie schaut denn ihr aus! Ihr seid ja ganz ausgehungert. Habt ihr denn zu Hause nichts zu essen?“ — Wir verwunderten uns darüber und lachten; denn das waren wir ja schon längst gewohnt, und machten uns nichts mehr daraus.

Wieder einmal kam ich nach East London in Geschäftssachen. Ich begab mich auch, wie gewöhnlich, zum dortigen Konvent der deutschen Dominikanerinnen. Nebenbei erzählte ich auch, ohne irgend etwas besonderes dabei zu denken, von unserer Not in Keilands. Nach einigen Stunden wurde ich in den Konvent hinübergerufen. Die Mutter Priorin (Mother Augustina, die jetzige Generaloberin von OP.), rief mich voller Freuden in ein Zimmer hinein und rief vor den versammelten Schwestern, die ebenfalls voller Freude waren, aus: „Da schauen Sie Father Albert, das ist alles für Sie!“ — Ich sah einen langen Tisch im Zimmer, der vollständig mit den verschiedensten Paketen und Schachteln und Kistchen und Säckchen bedeckt war, und konnte mir nicht erklären, was das zu bedeuten habe. Da sagte sie mir: „Ich hatte von einem katholischen Kaufmann (Mr. Unwin) etwas telephonisch für uns zu bestellen und erwähnte dabei, daß Father Albert von Keilands da sei, und daß die Keiländer Hunger leiden. Da schickte er mir diese Sachen für Sie herauf. Wir werden sie jetzt in drei Kisten verpacken und nach Keilands schicken.“ Das geschah; nur muß noch dazu bemerkt werden, daß die guten Schwestern auch noch von dem ihrigen viel dazu beilegten. eine solche gute Zeit hatten wir in der Folge schon lange nicht mehr gehabt. — —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Noch jeder, der den guten Bruder Simon gekannt hat, gibt ihm das Zeugnis, daß er ein heiligmäßiger, in jeder Hinsicht pflichtgetreuer und gewissenhafter Bruder war; stets freundlich und heiter, überaus fromm, uneigennützig und allzeit hilfsbereit, niemals über etwas sich beklagend, mit allem bereitwilligst vorliebnehmend. Er konnte sich mühelos in alle vorliegenden Verhältnisse, mochten sie noch so widrig sein, mit größter Ruhe und Überlegung hineinfügen und sich der väterlichen Fürsorge Gottes völlig überlassen. Dazu war er auch ein glühender Patriot und hatte lebhaftes Interesse an den Vorgängen in der Kirche und in unserer Kongregation und Station, sowie auch an den politischen Ereignissen von Österreich und Deutschland. — Kraftausdrücke von ihm, die sich auch seine schwarzen Arbeiter ganz gut angeeignet haben, da sie sie oft zu hören bekamen, waren: „Das ist ein Luder; rund umerdum;



St. Jakob, Cofimvaba

Herrschaft Millionen nocheinmal!" usw. Aber niemals ein eigentliches Schimpfwort oder Fluchwort. Mit seinen Arbeitern stets im Frieden auszukommen, war keineswegs eine so leichte Sache. Erstens waren sie durchschnittlich faul und unzuverlässig, mit wenigen Ausnahmen; zweitens waren sie „Allesbesserwissenwoller" und eigensinnig und anmaßend bis oben hinaus. Da brauchte er oft eine gute Dose Geduld. Br. Simon jedoch besaß sie. Dies ist umso höher bei ihm anzuschlagen, da er, selbst bei allem zugreifend und unermüdlich tätig, auch von den ihm Untergestellten eine entsprechend gewissenhafte Arbeitsleistung forderte. Dennoch liebten und achteten ihn die Arbeiter. Es gab zuweilen manche kleine Reibereien, gewöhnlich durch die Schuld und Fahrlässigkeit der Arbeiter, aber die wurden sehr bald wieder friedlich geschlichtet.

Diese seine Arbeiter staunten oft über seine Leistungen in seinem hohen Alter. Es war z. B. ein großer Steinklotz vom Platze zu schaffen, wie das sehr häufig war. Vier, sechs kräftige Männer oder Burschen konnten damit nichts anfangen und gaben die Hoffnung auf. Br. Simon arbeitete etwas mit dem Brecheisen herum, legte einige kleine Kei-

le zurecht, schob einige kleine Steine darunter, und bald war der Klotz umgestürzt oder etwas aufgehoben, und so ging es mit dem Kolossen allmählich vorwärts. Befragt, wie er es denn fertig bringe, antwortete er lächelnd und triumphierend: „Das ist mein Vorteil; ich weiß ganz genau, wo man ihn anzupacken hat." Die Arbeiter waren manchmal ganz erstaunt, sahen ihm aber nach und nach manches von seinen „Vorteilen" ab und lernten dabei. Besonders einer, ein Matthias Bixa, der schon von Jugend auf bei den Jesuiten viele Jahre hindurch gearbeitet hatte, hielt stets bei ihm aus, und arbeitet, glaube ich, heute noch auf der Keilands-Mission. Dieser Matthias war auch einer von den wenigen Zuverlässigen, dazu klug und sparsam bis ins kleinste, immer jammernd über die schlechten Zeiten und an allem herumnörgelnd. Er mit seiner ganzen Familie war ein sehr eifriger Christ. Eine seiner Töchter bestand das Lehrerexamen in Mariazell und war in der Folge eine gute Lehrerin. Er war einer der ersten Christen, die in Keilands von den Jesuiten getauft wurden.

Br. Simon war auch ein großer Freund der Tiere. Er konnte es nicht mitansehen, wenn die Arbeiter die Ochsen und Esel mißhandelten, oder die Buben mit Steinen nach ihnen warfen. Da konnte er ernstlich böse werden. Aber auch die Tiere kannten ihn als ihren Freund und zeigten sich bei ihm auffallend williger als bei den Schwarzen. Es war zuweilen geradezu köstlich mitanzusehen, wenn manche von den Eseln mittags und abends nach der Mahlzeit gleichsam auf ihn warteten und ihm bis zu seiner Zimmertüre droben im Bruderhaus nachfolgten, der eine voll von Eifersucht auf den andern, den er bevorzugt glaubte.

Am Sonntag Nachmittag liebte es Br. Simon, einen Spaziergang ins Freie zu machen. Mehrmals unternahm er es auch, nach echter Tirolerart, die herumliegenden Berge zu besteigen, zuweilen in unserer Begleitung, zuweilen in Begleitung von einigen Buben. Keiner aus uns vermochte es, ihm im Bergsteigen nachzukommen. Br. Simon war ein großer Liebhaber der Natur. Früher schon habe ich berichtet, wie großen Anteil er an den Buschmannsmalereien nahm und vieles in dieser Hinsicht zum Auffinden neuer Plätze beitrug. Einmal fand er bei seinen Arbeiten vor dem Priesterhaus einen Stein, der reich an Golderz war, den er mir übergab. Derselbe befindet sich jetzt noch im Museum von Mariannhill, wenigstens ist er dorthin von mir abgegeben worden.

Unter allen Sandsteinen und anderen von Keilands gibt es ein Metall, das stark vom Magnet angezogen wird. Die Steine sind davon durchsetzt und das betreffende Metall funkelt an der Sonne wie Diamant. Was ist es? Wir waren nicht besonders darauf versessen, Gold oder Diamanten zu finden, denn wir wußten nur zu gut, daß, falls wir hierin erfolgreich sein würden, dieses das Ende von der Mission sein würde. Deshalb waren wir diesbezüglich möglichst zurückhaltend. Einmal jedoch kam doch etwas in die Öffentlichkeit. Das war nämlich so:

Cajus Meyki, ein anderer langjähriger Arbeiter von Br. Simon, brachte mir einst einen Stein, der wie ungeschliffenes Glas ausschaute und einem Diamanten ganz ähnlich sah. Verschiedene Europäer gaben mir die Merkmale zur Prüfung auf einen Diamanten an, und diese stimmten bei diesem Steine auffällig. Er schnitt Glas z. B. tadellos, folglich hatte er eine außerordentliche Härte. Selbst die Polizisten in Stutterheim und Bolo bekamen Wind davon und machten mich darauf



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufmerksam, daß ich diesen Stein vorsichtshalber bei der Regierung solle eintragen lassen, um widrigenfalls keine Schwierigkeiten mit dem betreffenden Kriminalgesetz zu erhalten. Ich schickte ihn dann als eingeschriebenes Postpaket nach Grahamstown zu Father Stapleton S. J., um ihn identifizieren zu lassen, der ihn mir bald wieder, diesmal jedoch uneingeschrieben, mit dem Bedeuten zurückschickte, daß es sich nur um ein Stück Quarz handle — —.

Kurz vor seinem seligen Hinscheiden war Br. Simon kränklich und mußte das Bett hüten. Eine unmittelbare Todesgefahr schien nicht vorhanden zu sein. Auch da besonders zeigte er, daß seine Tugend auf festem Grund gebaut war. Man hörte nie die geringste Klage von ihm; höchstens bedauerte er es, daß er seiner Arbeit nicht in der gewöhnlichen Weise nachkommen könne. Für den kleinsten Liebesdienst zeigte er sich während seiner Krankheit überaus dankbar. In seinem Leiden war er völlig in den Willen Gottes ergeben und stets heiteren Mutes. Anton Dowling, ein halbweißer Bub von Umtata, lernte des Br. Simons wegen eigens Deutsch lesen, um ihm während seiner Krankheit aus geistigen Büchern vorlesen zu können, was der gute Bruder so gerne hörte. Stundenlang war dieser brave Bub bei ihm. Während der letzten Tage wurde es notwendig, bei ihm Nachtwache zu halten. Er war bereits mit den hl. Sterbesakramenten versehen. Br. Nikolaus, der bei ihm die letzte Nachtwache hielt, legte sich gegen drei Uhr morgens zu Bett, da er den Bruder sanft schlummernd fand. Um halb vier Uhr morgens lief meine Weckuhr ab, die erst auf ein halb fünf Uhr eingestellt war. Merkwürdig dabei war, daß die Uhr zuerst in die Höhe zu springen schien und einen ganz ungewöhnlich entsetzlichen Lärm machte. Ich fuhr erschreckt aus dem Schlafe in die Höhe und wußte sofort, daß Br. Simon verschieden sei. Ich begab mich rasch in sein Zimmer und fand ihn noch warm, jedoch kein Anzeichen von Leben mehr in ihm. Bald darauf noch am nämlichen Morgen las ich für ihn die Totenmesse.

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Firmung auf der Missionsstation Mariatal:** Am Sonntag, den 19. August wurden auf der Missionsstation Mariatal von Sr. Exzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischof A. Fleischer RMM. wieder 156 Neuchristen durch das hl. Sakrament der Firmung zum Glaubensstreite gesalbt. Mögen die neuen Kämpfer für die Ausbreitung und Festigung des Reiches des Königs der Könige und Herrn der Herren ihrem Fahneneid treu bleiben bis zum letzten Atemzuge und sich stets als tapfere und treue Soldaten unsres Königs Jesus Christus erweisen. —

**Rege Missionstätigkeit im Distrikt von Kokstad:** Der Missionar von Kokstad, P. Raphael Böhmer RMM., von dessen Eifer der Mariannhiller Rundfunk schon öfter berichtete, entfaltet eine immer regere und großzügigere Missionstätigkeit. Gegenwärtig wird in seinem Gebiet an

drei Stellen gebaut. Nichts kann den rührigen Apostel in seiner Tätigkeit zur Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen aufhalten. Vor keinen Hindernissen schreckt er zurück, von keinen Schwierigkeiten läßt er sich überwinden. — In einem Briefe vom 19. September dieses Jahres schreibt der seeleneifrige Missionar: „Gestern kam ich vom Pondoland zurück. Das müßten Sie gesehen haben. Ein herrliches Land, mit Hütten nur so übersät. Leider machen sich Andersgläubige dort schon viele Jahre breit. Wir können noch so wenig in diesem Landstriche tun. Unsere Mittel sind so beschränkt und unserer Leute sind so wenige. Wenn nur jeder Missionar der dem Pondoland nächstgelegenen Stationen, ich meine den Missionar von Mount Frere, Bizana und Flagstaff, das Geld hätte, 2 oder 3 tüchtige Katecheten anzustellen. Aber selbst das fehlt. — Die Uganda-Mission hier in Kokstad wächst beständig. Jetzt haben wir bald den Schulbau beendigt. Es wird ein schönes, geräumiges Gebäude mit drei, großen luftigen Klassenzimmern, einem zweiteiligen Zimmer für den Missionar, einem Krankenzimmer und einer Katechetenwohnung." —



Heidnische Mutter

**Diamantenes Ordensjubiläum einer Missionsveteranin:** Eine alte Ordens- und Missionsveteranin, die ehrw. Mutter Philothea, feierte am 6. Oktober in Kokstad ihr diamantenes Ordensjubiläum. Schon über 50 Jahre weilt diese Jubilarin jetzt in Südafrika. Sie stammt aus dem Kloster der Menzinger Lehrschwestern in der Schweiz. Als unser ehrw. Stifter, der hochselige Abt Franz Pfanner im Auftrag des damal. Missionsbischofs von Natal deutsche Lehrschwestern für dessen Vikariat suchte, erfüllten die Menzinger Schwestern mit Freuden diesen Wunsch. Die ehrw. Mutter Philothea war bei der ersten Gruppe, die mit Abt Franz gen Südafrika zog. Unschätzbares hat sie dann in der Folgezeit als Lehrerin in den verschiedenen Schulen geleistet. In Kokstad gründete sie ein Kloster ihres Ordens und verbringt auch dort ihren Lebensabend. Mit Recht wurde ihr seltenes Jubelfest mit der größten Feierlichkeit begangen. Viele Priester, ja sogar der hochwürdigste



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herr Bischof von Mariannhill eilten zu ihrem Jubiläum herbei und verschönten es durch ihre Anwesenheit. — Auch wir wünschen der Jubilarin Glück zu ihrem Freudentag. Möge ihr der liebe Gott schon in diesem Leben ihre Mühen und Arbeiten für die schwarzen Kinderseelen durch tiefsten Seelenfrieden, im Jenseits aber mit der herrlichsten Himmelskrone belohnen! —

**12. allgemeiner sozialer Kurs der** CAU. **in Village Main, Johannesburg:** Gerade traf die Nachricht ein, daß der 12. allgemeine Kurs der CAU. (Union afrikanischer Katholiken) dieses Mal in Village Main, Johannesburg stattfinden soll; und zwar vom Sonntag, den 30. Dezember 1934 bis Sonntag, den 6. Januar 1935. Msgr. E. Hanisch RMM., der geistliche Berater des Zentralbüros der Vereinigung, veröffentlichte in unserer Missionszeitung „Umafrika" in großer Aufmachung die erste Ankündigung des Ereignisses. Unter anderem heißt es: „Durch das Entgegenkommen Sr. Exzellenz, des Bischofs O'Leary wurden wir eingeladen, unseren nächsten allgemeinen CAU.-Kongreß in Johannesburg zu halten. Jedes Mitglied der Vereinigung wird diese Einladung des Bischofs von Johannesburg freudig begrüßen und sich zum Aufbruch in die Goldstadt vorbereiten. Johannesburg hat in der Tat viel Anziehendes. Viele Tausend Katholiken arbeiten in den Minen und freuen sich jetzt schon, viele ihrer Freunde zu sehen. Ich komme gerade zurück von dort, wo ich mit Rev. Father Muldoon die Einzelheiten des Kurses besprach. Ich kann allen Lesern versichern, daß unter denen, die die Vorbereitungen für unsere Tagung zu treffen haben, große Begeisterung herrscht. Es werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, und alles aufgeboten, um den Erfolg des 12. sozialen Kurses und CAU.-Kongresses zu sichern. Auch die weißen Katholiken der Stadt Johannesburg haben großes Interesse an unserer Tagung. Hervorragende weiße Katholiken, wie Richter Solomon, Professor Dalton, Mr. Ballenden und andere werden beim Kongreß das Wort ergreifen. Der Schlußgottesdienst des Kongresses wird in feierlichster Weise im Freien gehalten werden."

Über die Einzelheiten der Tagung werden wir berichten, sobald neuere Nachrichten vorliegen. — Auf Wiederhören!

Die Mission ist die große Offensive, die wir im Auftrage des göttlichen Heilandes gegen das Heidentum führen. Die Mission ist der goldene Radius von Licht und Leben, den die Kirche um die Menschheit und den ganzen Erdkreis schlägt. Und je mehr im Zentrum der Heimatkirche Missionsliebe und Missionsbegeisterung pulsiert, desto weiter wird auch die Spannkraft der Missionsperipherie hinausgetragen über alle Völker und Länder. R. Streit OMI.

Unsere hl. Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten, also: Erobern und erhalten. P. Acker CSSp.



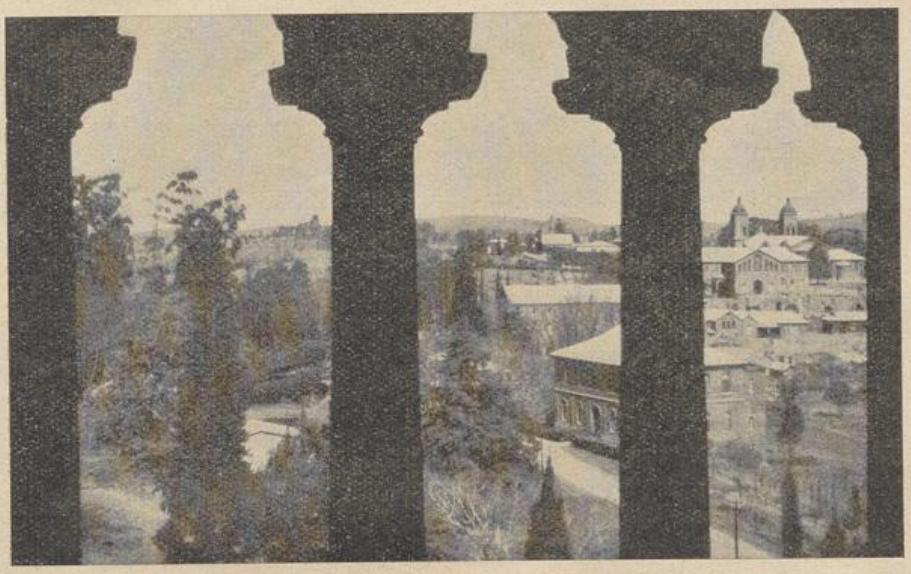
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Sie lebten und starben fürs Christkind

Von P. Ferdinand Holzner, RMM.

In kaum 14 Tagen hat der Tod im Augustmonat dieses Jahres uns drei liebe Brüder entrissen. Von ihrem Sterben sollen diese Zeilen etwas zu unserer Erbauung erzählen.

Ehrw. Bruder Abel starb am 20. August. Den Keim zu seiner Todeskrankheit trug er wohl schon lange in sich, aber niemanden klagte er sein Leid. Gleich von Anfang an ist er mir durch sein stilles, bescheidenes und innerliches Wesen aufgefallen. Noch bis Ende Juli konnte er seiner opferreichen Arbeit als erfahrener Krankenwärter in unserem Hospital nachgehen. Jetzt mußte er sich aber selber legen. Als unser Arzt zu



Mariannhill vom Kampanile gesehen

einer Operation riet, war auch der Kranke nach Rücksprache mit seinem Obern wohl bereit. Er selber aber war der Überzeugung, daß er die Krankheit nicht überstehen werde. Zwei Operationen verliefen sehr gut. So hofften wir alle auf seine baldige Genesung. Jedoch es kam anders. In der Nacht vom Sonntag auf Montag — 19./20. August — trat etwas nach Mitternacht eine große Herzschwäche ein und nach wenigen Minuten hatte sein treues Apostelherz zu schlagen aufgehört. Es war am Namensfeste seines heiligen Ordensvaters, des hl. Bernhard von Clairvaux. Überglücklich lächelnd lag er auf seinem Sterbebett. Gottes Wege aber kann man sicherlich in dieser auffallenden Tatsache sehen: In der Sterbestunde unseres lieben Mitbruders kam der Tod zuerst zu einer treuen Missionarin, der Ehrw. Sr. Amanda CPS. Sie lag im ersten Stock des Krankenhauses. Sie war vor vielen Jahren mit Bruder Abel mit dem gleichen Schiff ins Heidenland gekommen. Jetzt gingen beide fast zu gleicher Zeit heim zum göttlichen Missionar. Beide lagen so friedlich in ihrem geweihten Ordenskleid im Sarge. Beide wurden zu gleicher Stunde zur letzten Ruhe in unserem Friedhof von Mariannhill gebettet. Beide haben wohl auch drüben schon ihren ewigen Apostellohn

erhalten. In unserem lieben Bruder Abel aber haben wir einen vorbildlichen Ordensmann verloren. An die 45 Jahre stand er mit seinen ganzen Kräften allen zu Diensten, den eigenen Mitbrüdern wie den Schwarzen. Gott allein weiß, wie vielen seine aufopfernde Pflege und Hilfe die Gesundheit erhalten hat. Die geheime Kraftquelle zu solcher aufreibender Samariterarbeit war sein tiefes Innenleben. Auch dieses mußte erst errungen und erbetet werden. Fast mit einer ängstlichen Sorge suchte er jeglichen Sündenstaub von der Seele fernzuhalten, durch gewissenhafte Treue im Kleinen aber in der Tugend zu wachsen. Während seiner Todeskrankheit kam ich oft zu ihm. Vor allem war er ganz ergeben in den heiligsten Willen Gottes: „Ich bin mit allem zufrieden. — Wie Gott will", pflegte er dann zu sagen. Ein Bild vom lieben Heiland am Ölberg hatte er so anbringen lassen, daß sein Blick es immer leicht treffen konnte. Wenn immer er konnte, betete er den Rosenkranz. Sehr dankbar war er für jede geistliche Unterhaltung. Sein ganzes Leben war in Wahrheit ausgefüllt mit Gebet und Arbeit, Opfer und Streben nach Heiligkeit. So zweifle ich denn auch nicht, daß er drüben am Throne Gottes in überreichem Maße das erhalten hat, was sein totes Antlitz deutlich sagte: Den ewigen Frieden.

Acht Tage später kehrte der Sensenmann noch zweimal bei uns ein. Niemand von uns dachte daran, daß unser lieber Bruder Christoph bald für immer von uns gehen würde. Wohl hatte auch er schon lange Zeit mit einem harten Magenleiden zu tun. Allein nach einigen Tagen der Schonung war das Übel meist für längere Zeit wieder behoben. So dachten wir auch diesesmal, als er sich am Sonntag, den 26. August krank niederlegte. Die nächsten Tage brachten keine Veränderung in seinem Befinden. Erst in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch — 28./29. August — trat eine Verschlechterung in seinem Zustand ein. Gar sehr verlangte er nach den hl. Sterbesakramenten, die ihm dann auch Hochw. P. Werner um 3 Uhr nachts spendete. Er war ganz ergeben in den heiligsten Willen Gottes. Gerne wollte er sein Leiden und Sterben aufopfern für die Mission. Und während wir noch ziemlich ratlos sein armes Lager umstanden, trat der „Bruder Tod" um 8 Uhr morgens zu ihm heran und holte ihn weg aus unserer Mitte, während liebe Mitbrüder seine Seele betend in den Himmel begleiteten. Wer den Dahingegangenen so friedlich im blumengefüllten Sarge liegen sah, der zweifelte wohl nicht, daß auch der lb. Bruder Christoph seinen Lohn als der gute und getreue Knecht drüben schon empfangen hatte. Allzeit freundlich und still hatte er 39 Jahre Gott im Opferberuf eines Missionars und Ordensmannes treu gedient. Von tiefem Pflichtbewußtsein durchdrungen, ging er auch dann seiner schweren Arbeit nach, wenn der „Bruder Esel" so manchesmal nicht mehr recht mitmachen wollte. Noch am Tage vor seinem Sterben eilte er rasch von seiner Krankenzelle — ohne Wissen des Krankenbruders — in die Bäckerei, um seinem jüngeren Mitbruder noch Anweisungen für die Arbeit zu geben. Erinnert uns das nicht an jene ergreifende Pflichttreue eines hl. Br. Konrad? Während wir aber noch um seinen blumengefüllten Sarg standen und für ihn beteten, da hatte sich der Tod schon ein anderes Opfer ausgesucht. Diesmal war es unser lieber Bruder Aelred.

Schon lange Zeit lag er kränklich in unserem Hospital. Etwa acht Tage vor seinem Tode verlangte er selber nach den hl. Sterbesakramen-

ten. Mit großer Innigkeit empfing er die hl. Kommunion, die er als seine Wegzehrung betrachtete. In keiner Weise dachten wir aber an ein rasches Ableben. Zudem ging er selber noch in den letzten Tagen vor seinem Tode in den Garten. Doch sagte er zu mir am 29. August: „So schlecht wie heute, ging es mir noch nie". Sicherlich hat er dann auch gebetet, daß ihn die beiden Brüder Abel und Christoph „holen" möchten. In der folgenden Nacht trat auch schon eine große Verschlechterung in seinem Zustande ein. Betend und wachend standen wir an seinem Sterbebett, jedoch erst gegen morgens zeigten sich die sicheren Anzeichen eines nahen Todes. Bei vollem Bewußtsein betete er aber im Herzen noch alle Stoßgebete mit und die Erneuerung seiner hl. Ordensgelübde. Als aber um 5,20 Uhr die Glocken unserer Klosterkirche zum feierlichen Requiem des lb. Bruders Christoph läuteten, da gab Br. Aelred ohne besonderen Todeskampf seine gottgeweihte Seele seinem Schöpfer zurück. Ein ganz friedliches Lächeln lag auf seinem bleichen Angesicht. Noch am gleichen Tage — was Mariannhill seit seinem Bestehen noch nie gesehen hat — haben wir beide — Br. Christoph und Br. Aelred zur letzten Ruhe gebettet. Immer mehr Missionare ruhen dort im Schatten des schönen Friedhofskreuzes von Mariannhill, im Zeichen dessen, der den Tod überwunden, und die Auferstehung und das ewige Leben ist. Ja, in ihm mögen sie ruhen — die lieben Brüder — im Frieden!



Ein Heidenkind

Als wir aber zum Fürbittgebete für die lb. Toten niederknieten, wie es hier so schön im Gebrauch ist — da erfüllte meine Seele ein zweifacher Gedanke:

Die heimgegangenen Mitbrüder mögen uns und noch vielen edlen jungen Menschen am Throne Gottes erwirken ihren heiligen Missionsgeist, die Liebe zu Gebet und Arbeit, zu Innerlichkeit und Demut, zu Opfer und Kreuzesliebe!

# Weihnachten

Komm liebes Gotteskind herab
Und bring uns deine Weihnachtsgab':

Den Frieden bring der armen Welt,
Daß Sündennacht dein Glanz erhellt.

So fern ist schon die erste Nacht,
Da Engel uns die Kund gebracht.

Verstummt ist längst der Engel Sang,
Das Gloria, das dereinst erklang.

Doch klingt es in den Herzen fort,
Daß Fleisch geworden ist das Wort.

Auf dem Altare hüllt sich ein
Der Gottessohn in Brot und Wein.

Und nährt und wärmt, wer stets ihm treu,
Beglückt und segnet ihn auf's neu'

Kehr', Gotteskind, bei allen ein,
Mach', daß sich alle Menschen freu'n.

Tilg' aus, was Menschenhaß gezeugt,
Was Menschen drückt und niederbeugt:

Daß Gottesfried' am Weihnachtstag
In alle Herzen kommen mag.

P. Dominikus RMM.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Weihnachten



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Gründung der Keilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM. (Schluß)

Außer den ungefähr 30 Plätzen von Buschmannsmalereien in der Umgebung von Keilands in den Distrikten von Stetterheim, Cathcart und Queenstown diesseits, und St. Marks und Tsomo jenseits des Great Kei River und seiner Nebenflüsse, fand ich in der Folge, nachdem ich am 15. November 1927 Keilands definitiv verlassen hatte, noch viele andere solche Plätze, die noch vielfach nur von sehr wenigen Europäern gesehen wurden. Im Xalanga-Distrikt, im Herzen des Tembulandes, gibt es sehr schöne, ganz in der Nähe unserer St. Gabriel-Mission bei Cala. Dorthin und noch an eine andere Stelle, Rebel's Kloof genannt, etwa 10 Meilen von Cala entfernt auf die Gegend von Indwe zu, woselbst sich eine großartige Galerie von tausenden der verschiedensten Darstellungen befindet, führte ich Very Rev. Father Stapleton SJ., einen Sachverständigen mit großem Rufe in der Mineralogie und Geologie, in Begleitung von Mr. Hewitt, dem langjährigen Museums-Direktor von Grahamstown. Ein langer, diesbezüglicher Bericht wurde von den beiden Herren ausgearbeitet und im staatlichen Eisenbahn-Magazin von Südafrika veröffentlicht. Dort machten wir auch viele Funde von Stein- und Knochen-Implementen u. a., die in das Albany-Museum von Grahamstown wanderten.

Ferner fand ich andere, den Weißen noch sicher unbekannte Malereien in den Distrikten von Maclear, Elliot und Engcobo im Transkei. Im letzteren Distrikt habe ich an einer sehr abgelegenen Stelle eine gute Anzahl von Stein-Implementen zusammengehäuft, die ich, da ich zu Pferd war und noch einen sehr weiten Weg zu reiten hatte, nicht mitnehmen konnte. Die liegen sicher heute noch dort. Das nämliche ist mir in der Nähe von Aliwal-North in der Nähe des Oranje-River passiert, wo viele solcher Steine auch noch auf das Abholen warten. An diesen Plätzen hatte ich zu kurze Zeit zu verbleiben, um gründliche Arbeit machen zu können.

Hier in Telgte gibt es ebenfalls in unserer nächsten Nähe ganz nette Malereien; etwas weiter entfernt, im Bereiche unserer Mission in der Nähe der Drakensberge befinden sich manche Plätze mit höchst interessanten Malereien. Sich damit noch zu beschäftigen überlasse ich jedoch meinen Nachfolgern, da ich jetzt dafür zu alt werde.

Dieses Studium ist nicht nur interessant und unterhaltend, sondern bietet uns Missionaren, die wir so enge mit den Eingeborenen verbunden sind, eine Grundlage, auf der wir eine möglichst gründliche und umfassende Kenntnis, ein genaues Verständnis des Eingeborenentums aufbauen können. Ein Missionar soll seinem Volke nahe stehen, und das Volk erwartet von ihm, daß er sie versteht, daß ihr Denken von ihm verstanden wird, daß sie auch in ihren äußeren materiellen Schwierigkeiten bei ihm einen Rat finden können. Der Missionar muß aus dieser Erkenntnis heraus sich eine Stellung und eine Behandlungsweise seiner eingeborenen Untergebenen erwerben, die ihm diejenige Autorität verschafft, welche die Basis für seine ganze Wirksamkeit unter ihnen ausmacht. Ohne diese Basis der persönlichen Autorität ist ein Missionar unter den Eingeborenen wie ein Fisch aus dem Wasser, er und seine Wirksamkeit hängen in der Luft.

Dieses Studium gewährt aber auch wirklich Freuden und hält von vielen Übeln zurück, nicht zu reden von dem großen Nutzen — auch mitunter



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allen lieben Förderern, Gönnern und Freunden
der Mission wünscht

# Gnadenreiche Weihnachten

und ein

# Glückseliges Neues Jahr!



Schriftleitung und Verlag
der Mariannhiller Mission

materiellem —, der dadurch der Kirche, der Kongregation und der betreffenden Missionsstation geleistet wird.

Ich will dafür nur einen praktischen Fall aus meiner eigenen Erfahrung anführen. Schon als noch ganz junger Kaplan machte ich mich ans Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen im Xosa- und Fingoland. Ich hatte mir mit Beihilfe von Schwarzen eine Anzahl von Notizen über ihre heidnischen Anschauungen, über ihren Aberglauben, ihre Zauberei, ihren Beschneidungs- und Intonjane-Ritus, ihre Gesetzgebung, Sprüchwörter, Spiele, Tänze und dergl. gemacht. Zu jener Zeit machte ich die Bekanntschaft mit den Schulbrüdern von De la Salle in King Williams Town. Ich fühlte mich bei ihnen ganz wie zu Hause. Eines Tages bat mich der Obere, ob ich ihm nicht Material verschaffen könne über die Gebräuche der Eingeborenen, da ein Mitbruder von ihm an der Universität von New York sein letztes Examen zu machen habe und er für den schriftlichen Teil eine Abhandlung über die Bantu in Südafrika ausarbeiten wolle. Ich versorgte ihn mit Auszügen von meinen Aufzeichnungen (die übrigens noch ziemlich armselig und unvollkommen waren). Es wurde mit größtem Danke angenommen und der Schulbruder bestand sein Examen mit Auszeichnung. Später zeigte er meine Notizen dem Sekretär der Katholischen Universität Washington, der mich dann einlud, für die Catholic Ethnographical Conferences dieser Universität Beiträge zu liefern. An diesen Konferenzen beteiligten sich Kardinäle, Bischöfe und Professoren. Er sandte mir zunächst einen Fragebogen zur Ausfüllung zu, den ich beantwortete. Dann entstand zwischen uns ein sehr reger Briefverkehr, der bis in die letzten Jahre andauerte. Meine Beiträge wurden mit Freuden angenommen und sehr gut bezahlt, nämlich zwei Dollars für jede Druckseite. Durch diese Universität wurden mir in der Folge an die 600 Dollars ausbezahlt.

Auch ersuchte man mich, für das Museum dieser Universität tätig zu



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein und sie mit Kostümen von heidnischen Eingeborenen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen und dergl. derselben auf Gegenrechnung zu versehen. Ich tat es und sammelte für sie und brachte es mit der Zeit zu einer ziemlich anständigen Ausstattung. In Flagstaff, bevor ich die Sachen für Amerika einpackte, hatte ich noch eine Ausstellung derselben, die allgemein Verwunderung erregte, und dann kam das Unglück. Die Sachen waren verpackt und zum Eisenbahn-Motorbus zur Weiterbeförderung abgeliefert, als vor dem Abgang desselben während einer sehr stürmischen Nacht im Motorbus Feuer ausbrach durch die Unvorsichtigkeit einiger Eingeborenen, und alles in den Flammen vernichtet wurde. Ich berichtete den Unfall sofort an den Sekretär der Universität und erhielt dann von ihm die Mitteilung, daß die Museums-Verwaltung den ganzen Schaden auf sich nehmen wolle. Zugleich lag dem Briefe ein ansehnlicher Scheck bei als Schmerzensgeld für meine Bemühungen und Enttäuschung. In der Folge machte ich eine Eingabe auf Schadenersatz an den System-Manager der S. A. R. & H. in Durban und legte einen materiellen Kostenanschlag meiner Forderung von 27,10 Dollar bei, die mir widerstandslos ausbezahlt wurden. Dem Museum schickte ich dann, da die Verwaltung sich weigerte, diesen Betrag anzunehmen, andere, jedoch minderwertigere Sachen zu, da es mir unmöglich war, in kurzer Frist mehr zusammenzubringen.

# Traurige Weihnacht

Nach dem Englischen. Aus „Wolken und Sonnenschein". Von P. J. Spilmann.
Nachdruck verboten!

### Zwei Schwestern

Die letzten drei oder vier Jahre ist es mit Martin Lader gewaltig bergab gegangen. Die Sache war offenkundig; alle Nachbarn redeten davon: die Frauen mit lauter Entrüstung, die Männer halb ärgerlich, halb mitleidig. Schlechte Gesellschaft hatte ihn auf schlechte Wege gebracht, und schade war es um ihn! Keinen besseren Burschen gab es früher, und nie hat ein Schreiner den Hobel geschickter geführt als Martin Lader. Aber er liebte nun einmal das Wirtshaus und das Trinken. Schlimm, sehr schlimm; es ließ sich nichts dagegen tun; man mußte das Ding gehen lassen, wie es eben ging.

Die Nachbarn schüttelten die Köpfe und schauten Lader traurig nach, wenn er durch die Straßen nach Hause wankte. Sie vermieden es aber wohl, den baumlangen Menschen mit den gebräunten, sehnigen Armen, dessen heftige Gemütsart durch den übermäßigen Genuß von geistigen Getränken noch erregbarer geworden war, durch irgend eine Bemerkung zu reizen. Ein- oder zweimal hatte man versucht, ihm in milder Weise ein wohlmeinendes Wort zu sagen; da hatten sich jedoch seine Fäuste so drohend geballt, seine Augenbrauen so finster zusammengezogen, und er hatte so barsch die Frage gestellt, ob sie vor ihren eigenen Türen nichts zu kehren hätten, daß man den wohlgemeinten Versuch nicht wiederholte. Selbstverständlich war Martin Lader schon lange in keine Kirche mehr gegangen, hatte seit Jahr und Tag keine heilige Messe gehört und jetzt zum viertenmal auch zur Osterzeit sich dem Tisch des Herrn nicht mehr genaht. So war es gekommen, daß die Leidenschaft von Tag zu Tag ihr Opfer fester umstrickte. Jetzt war der Mann so tief gefallen, daß man mit Recht zweifeln konnte, ob es überhaupt jemals besser werden würde. Rasch ging es dem Abgrunde zu. Sein Schritt wurde täglich schwankender und unstäter, seine Hand zitternder, sein Auge trüber, seine Sprache roher und eines Menschen unwürdiger.

Wer hätte das von dem Kinde geahnt, auf dessen Lockenkopf einst voll Hoffnung und Vertrauen die segnende Hand einer sterbenden Mutter geruht hatte? Von dem fröhlichen, talentvollen Knaben, da-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mals die Freude und der Stolz seiner wackern Lehrer? Von dem prächtigen jungen Manne, dem soliden und seiner vorzüglichen Arbeit wegen gesuchten Schreinermeister, welcher Herz und Hand der ebenso schönen als tugendhaften Marie Hiller gewann und das herrliche Mädchen vom Brautaltare stolz in sein eigenes, schuldenfreies Heim führte?

Und jetzt —! Doch wir werden ja hören!

Es war zwei Tage vor dem heiligen Christfest. Der Winter hatte mit aller Schärfe sein eisiges Regiment begonnen. Die Straßen der Fabrikstadt, in welcher



Swazi-Familie, Südafrika (Mariannhiller Mission)

Martin Lader wohnte, lagen mit Schnee bedeckt.

Am Fenster einer kleinen, ärmlich eingerichteten Dachkammer saß ein Weib, emsig mit Nähen beschäftigt, und suchte das rasch hinschwindende Tageslicht nach Möglichkeit auszunützen.

Eine Wiege mit einem kleinen Kinde hatte man so nahe als möglich an das schwach glimmende Herdfeuer gerückt, während ein zweites Kind, ein schöner Knabe, mit einigem zerbrochenen Spielzeug zu den Füßen der Mutter saß und mitunter schmerzlich hustend den Lockenkopf an ihre Knie schmiegte. Martha, das älteste Mädchen, sang dem Wiegenkinde ein Liedchen, und das unschuldige Wesen lachte und patschte vor Freuden mit den kleinen Händchen auf die ärmliche Decke. Die Mutter freilich seufzte bitter — nicht laut, daß die Kinder es gehört hätten; aber Gott im Himmel hörte es. Düstere, verzweiflungsvolle Gedanken hatten das arme Weib schon oft beschlichen, und auch jetzt schnitt der Anblick der Kinder wie ein scharfes Schwert durch ihr Mutterherz. Wie und wann sollte dies Elend enden? Ja, wer ihr das an ihrem Brauttage vor zehn Jahren prophezeit hätte!

Man klopfte an die Türe; das weckte die arme Frau aus ihren trüben Träumereien. „Geschwind, Martha", sagt sie zu dem Mädchen, „schau, wer es ist."

Das Kind öffnete die Türe und warf sich mit einem Freudenschrei dem Besuche in die Arme. „O Tante Anna, wie herrlich, daß Ihr zu uns kommt!"

Frau Lader schaute auf und rief ebenfalls voll freudiger Überraschung: „Bist du es wirklich, Anna?"

„Wirklich und wahrhaftig", sagte diese, ihre Schwester herzlich umarmend. „Aber Marie, bist du krank gewesen? Wie siehst du aus? So bleich und abgehärmt! Man kennt dich ja nicht mehr. Und die Kinder ebenfalls; sie sehen nicht halb so gut aus wie vor einem Jahre."

„Sie sind in der Tat nicht ganz wohl — wenigstens mein kleiner Hans hat einen schlimmen Husten. O, es wird sich schon wieder geben. Aber sieh einmal mein Kleines an, du hast es noch nie gesehen."

„O, der liebe kleine Engel!" rief Anna



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hiller, Hut und Tuch ablegend und neben die Wiege hinkniend. „Die schönen blauen, unschuldigen Auglein! Wem gleicht es?“

„Ich denke, dir“, sagte Frau Lader lächelnd. „Wir nannten es auch dir zu Ehren Anna. — Aber seit wann bist du denn zurück?“

„Erst seit heute Mittag. Meine Herrschaft erlaubte mir gerne, dich zu besuchen. Es ist ja auch so lange, daß wir uns nicht mehr sahen, und zudem meinte meine Dame, ich hätte dir etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Ein lebhaftes Rot ergoß sich bei diesen letzten Worten über Annas hübsches Antlitz. Frau Lader schaute ihre Schwester prüfend an und konnte sich nicht verhehlen, daß diese zu einer schönen Jungfrau herangeblüht sei, der die einfache, aber sehr geschmackvolle Kleidung trefflich stand.

„Ei, Anna, du bist doch nicht verlobt?“ fragte die Schwester, das Erröten ganz richtig deutend.

„Verlobt und in vierzehn Tagen soll Hochzeit sein! Nun, willst du mir denn nicht Glück wünschen? Ich dachte, du würdest dich mit mir freuen.“

„O — gewiß, ich hoffe, du wirst glücklich sein, meine Liebe; ja, von Herzen wünsche ich es“, antwortete die Schwester. „Aber die Ehe ist nun einmal eine Lotterie, Anna, und niemand kann mit Sicherheit sagen, ob er einen Gewinn oder eine Niete zieht.“

„Ich denke, mir ist das große Los zugefallen.“

„So denkt jede Braut, und so habe auch ich einst gedacht, aber —“. Frau Lader hielt rasch inne und biß sich auf die Lippe. Es war das erste Mal, daß ein Vorwurf oder eine Klage wider ihren Mann von ihr ausgesprochen wurde, und gerne hätte sie die Andeutung zurückgenommen. Allein es war schon zu spät; die Schwester war aufgesprungen, hatte ihre Hände auf Maries Schultern gelegt und schaute ihr voll in die tränenfeuchten Augen.

„Um Gottes willen“, sagte sie; „sprich dich aus — ist Lader hart gegen dich? Aber nein, sage mir keine Silbe; ich weiß alles! Ich habe letztes Jahr, bevor ich mit meiner Herrschaft nach Frankreich reiste, einiges über deinen Mann munkeln hören und mußte es wohl glauben, als ich ihn einmal vollständig betrunken auf der Straße gesehen hatte. Du hast mir in deinen Briefen nie eine Andeutung gemacht, und ich brachte es nicht über mein Herz, dich zu fragen.“

Anna setzte sich auf einen Schemel, zog die kleine Martha an sich und fragte: „Schlägt euch der Vater oft?“

„O nein Tante! Die Mutter läßt ihn nicht; aber dann schlägt er manchmal die Mutter“, klagte das Kind.

Anna entfuhr ein Ausruf der Entrüstung; sie faßte krampfhaft die Hand ihrer Schwester und setzte dann ihr Verhör fort: „Habt ihr immer genug zu essen, Martha?“

„Nicht immer“, sagte das Mädchen zögernd und mit einem furchtsamen Blick auf die Mutter. „Die Mutter kann jetzt nicht mehr so viel verdienen, seitdem der Vater die Nähmaschine verkauft hat. — O Mutter, liebe Mutter, weine nicht!“

Frau Lader konnte ihren Tränen nicht länger gebieten; schluchzend verbarg sie das Angesicht in ihren Händen und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

„Er hat die Nähmaschine verkauft!“ rief Anna. „Ist es so weit mit ihm gekommen! Und, was sehe ich?“ setzte sie nach einem prüfenden Blick auf die ärmliche Ausstattung der Dachkammer bei, „ihr habt ja fast gar kein Hausgeräte mehr! Hat er auch das alles verkauft?“

Schweigen war die einzige Antwort der Schwester. Da wollte Anna in herben Worten ihrer gerechten Entrüstung Luft machen; aber ein Blick auf das bittere Weh der Schwester hieß sie ihren Unmut bezwingen. Endlich hob die arme Frau die rotgeweinten Augen und sagte: „Die Sache läßt sich nun einmal nicht länger vertuschen, liebe Anna. Es ist schon lange her, daß sich mein Mann an das Trinken gewöhnte; aber erst in den letzten Monaten ist es so schlimm geworden. Als wir unser Haus verkaufen mußten und hierher zogen, sagte ich den Leuten, der Kaufpreis sei zu hoch gewesen und wir wohnten hier näher bei dem Möbelmagazin, in dessen Werkstätte Martin arbeitet. Früher verdiente er ein hübsches Geld mit den herrlichen Schatullen und ähnlichen Luxusgegenständen, die er in den freien Stunden zu Hause fertigte; er ist so überaus geschickt. Das hat nun aufgehört, seitdem er all seine Feierstunden in ‚Salomons Keller‘ und im „Letzten Stüber‘ zubringt. Auch ich verdiente mit Nähen manche Mark. Seitdem aber die Maschine fort ist, kann ich kaum mit etwas Flickarbeit einige Pfennige verdienen. Und doch wäre es so nötig; denn Lader gibt mir so gut wie nichts von seinem Lohne, und die Kinder leiden bittern Hunger. Höre nur, wie der kleine Hans hustet! Das arme Kind ist nicht warm genug gekleidet — aber wo soll ich Kleider hernehmen? Jetzt geschwind, ich muß diese kleine Arbeit



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heute noch fertig machen; sonst weiß ich nicht, was wir morgen und am hohen Christfest essen sollen! O es ist mir jetzt recht wohl, daß ich mein Herz einmal ausschütten konnte." Damit wischte sie sich die Augen und griff emsig zur Nadel. „Nicht wahr, Anna, du nimmst es mir nicht übel; ich muß jetzt arbeiten, solange ich noch sehen kann."

Anna stand auf, nahm Hut und Tuch, wisperte einige Worte der kleinen Martha zu und sagte dann laut: „Ich habe noch einen Auftrag zu besorgen; in einer halben Stunde wird es dämmern, dann werde ich wieder da sein. Auf Wiedersehen!"

Kaum hatte die Tante die Kammer verlassen, als die kleine Martha das Herdfeuer anfachte und alle Kohlen welche in dem Becken vorrätig waren, darauf legte.

„Was tust du da, mein Kind?" rief die Mutter. „Weißt du nicht, daß das unser ganzer Kohlenvorrat ist?"

„O ja", sagte das Mädchen lächelnd; aber „Tante Anna gab mir den Auftrag, ein tüchtiges Feuer zu machen."

„Sie wußte wohl nicht, daß wir so wenig Kohlen haben. Doch es ist jetzt schon zu spät", seufzte die arme Frau.

„Warum ist die Tante fortgegangen?" fragte der kleine Hans sein Schwesterchen, und diese lispelte ihm ein paar Worte zu, die ein freudiges Lächeln über sein bleiches Gesichtchen zauberten. Frau Lader nähte rasch und schweigend weiter. Sie war zu sehr mit ihrem Elende beschäftigt, als daß der plötzliche Abschied der Schwester ihr aufgefallen wäre. Inzwischen war Martha mit jener Umsicht und mit jenem frühreifen Verständnis, das man oft bei dem ältesten Kinde einer armen Familie antrifft, geschäftig, einen Wasserkessel auf das nun hell lodernde Feuer zu setzen, welches eine gemütliche Wärme durch den Raum auszustrahlen begann.

Der frühe Winterabend brach herein. Als Frau Lader mit ihrer Arbeit das Fenster verließ, um sie bei dem dürftigen Scheine eines Öllämpchens zu vollenden, öffnete sich die Türe, und Anna erschien in Begleitung eines Burschen, der einen schweren Korb voll allerlei Düten und Pakete trug.

„Sind die Kohlen schon angekommen, Martha?" fragte sie.

„Nein, aber da kommen sie." Wirklich erschien eben ein anderer Bursche keuchend unter einem schweren Sack Kohlen auf der Treppe. „So, hierin damit, und da ist Euer Trinkgeld."

Unter dem Jubel der Kinder und mit vielen muntern Bemerkungen begann nun Anna, die Schätze ihres Korbes auszukramen. Der kleine Hans klatschte in die Hände und tanzte vor Freuden umher, da sich vor seinen gierigen Augen aus all den Düten und Papieren immer mehr „gute Sachen" herausschälten. Anna wollte ihrer Schwester wenigstens auf eine Stunde die traurigen Gedanken verscheuchen und den Kindern einen fröhlichen Abend bereiten.

„Geschwind, Martha", rief sie, „da ist ein Paket mit Kerzen. Stecke gleich eine an; denn dieses Öllämpchen ist keine genügende Beleuchtung, wenn man Gäste hat und ihnen ein feines Abendessen serviert. Und du, Marie, lege deine Arbeit gleich beiseite und bereite uns einen ausgezeichneten Tee, während Martha und ich die Gedecke legen."

Ein klein wenig beschämt, aber doch noch viel mehr von der Güte ihrer Schwester gerührt und ob der Freude ihrer Kinder beglückt, trat Frau Lader an den Herd. Und nun begann eine so fröhliche Stunde, wie seit Jahr und Tag keine für die arme Familie auf der Dachkammer geschlagen. Tante Anna hatte nichts vergessen. Da war wohlduftendes, frischgebackenes Brot, süße, goldgelbe Butter, Stücke kalten Bratens und Schinken, Tee, Kaffee, Milchextrakt. Die hungrigen Kinder hatten lange keine so vortreffliche und reichliche Mahlzeit mehr genossen. Nach dem Tee kam dann noch eine gute Anzahl anderer nützlicher Gegenstände zum Vorschein.

„Da schau, Martha, diese warmen Strümpfe sind für dich, und könntest du dem Mädchen wohl aus diesem Rest Zeug ein Röckchen machen, Marie? — Da ist eine wollene Jacke für Hans und ein Halstuch und aus der Apotheke eine vorzügliche Flasche gegen den Husten; unser kleiner Eduard braucht dasselbe Mittel."

„Aber, beste Anna", sagte Frau Lader errötend, „du hast ja ein ganzes Kapital für uns ausgegeben. Wie werde ich dir das jemals vergelten können?"

„Dadurch, daß du stets so glücklich aussiehst wie jetzt", antwortete die Schwester lachend. „Du brauchst dich übrigens der paar Pfennige wegen nicht im mindesten zu ängstigen. Ich habe dieser Tage meinen Jahreslohn und obendrein einen Hundertmarkschein erhalten, um damit meine Hochzeitskleider zu bestreiten. Zudem habe ich mir ein hübsches Sümmchen erspart; man dient bei meiner Dame nicht sieben Jahre, ohne ein schönes Stück Geld zurückzulegen, versichere ich dir. Sie ist so gut, und ich würde sie um alles in der Welt nicht verlas-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sen, wenn es nicht um seinetwillen wäre."

„Dies sagte die Braut mit leuchtenden Augen. Marie erinnerte sich, daß sie in all ihrem Elend auch noch nicht einmal nach dem Namen des Bräutigams ihrer Schwester gefragt hatte. Sie machte also dieses Versäumnis rasch gut und forschte: „Du hast mir ja noch nicht einmal gesagt, wer dein zukünftiger Mann ist. Ist es jemand, den ich kenne?"

„Ja, aber du wirst ihn nicht erraten. — Was sagst du zu Herrn Jakob Roderich?"

„Herr Jakob Roderich!" wiederholte die Schwester staunend. „Du scherzest wohl nur, Anna! Er ist der älteste Sohn unseres Arbeitgebers, und mein Mann sagt, er sei jetzt schon so gut wie das Haupt der ganzen großen Möbelfabrik, obschon sein Vater noch lebt. Ist es wirklich dein Ernst, Anna?"

„Mein voller Ernst. Ich dachte mir wohl, du würdest staunen", erwiderte das Mädchen lachend. „Und dein Staunen kann nicht größer sein als meines, da er um meine Hand warb. Die Sache kam so. Ich sah ihn öfter auf dem Schlosse: er kam seit einem Jahre immer in eigener Person, wenn etwas anzufertigen war. Aber obschon er sich stets sehr freundlich gegen mich zeigte, kam mir nie der Gedanke, daß er es auf eine Heirat abgesehen habe — er, der angesehene, wohlhabende junge Mann, und ich, die einfache Kammerjungfer. Da kamen wir vor etwa zwei Monaten aus Frankreich zurück und wohnten auf dem Schlosse bei Hamburg. Graf Sternberg wollte sich hier einige Bibliothekschränke machen lassen, wie er sie bei Roderich gesehen hatte. Er schrieb also an den Möbelfabrikanten, daß er jemand schikke, der das Maß dazu nehmen und die Zeichnung entwerfen könne. Der junge Roderich kam selber. Da hieß mich meine Dame ihm den Arbeitstisch in ihrem Boudoir zeigen, damit er einen gleichen verfertige, und bei dieser Gelegenheit sprach er sich aus, offen und ehrlich und mit wenig Worten, und seither bin ich glückliche Braut. — Aber jetzt habe ich meine Zeit mehr als verplaudert, und ich muß eilen. Meine Dame hat mir zwar heute freigegeben; allein ich weiß recht wohl, daß sie mich nur ungern vermißt."

„Das glaube ich gern, Anna. Du bist wie der liebe, helle Sonnenschein. Gott und seine heiligen Engel mögen dich beschützen und schirmen, herzliebste Schwester!"

„Du bist wie die gute Fee im Märchenbuche, Tante Anna", sagte Martha beim Abschiedskusse. „Du hast uns alle so glücklich gemacht!"

„Wenn mir nur das gelungen ist! Lebt wohl und auf baldiges Wiedersehen!" und fort war die im Gefühle ihrer guten Tat doppelt glückliche Braut.

## Der Trunkenbold

Schon lange schliefen die Kinder, ganz selig von der ungewohnten Freude, welche ihnen die gute Tante bereitet hatte. Frau Lader tat eben die letzten Stiche an ihrer Arbeit, als die Türe roh aufgestoßen wurde und ihr Mann hereinwankte. Marie schauderte beim Anblicke des Trunkenboldes unwillkürlich zusammen. Sie war freilich seit langem schon an die gräßliche Entstellung gewöhnt, mit welcher die Trunkenheit das menschliche Antlitz entweiht; aber nie hatte sie die Züge ihres Mannes so schauerlich verzerrt gesehen wie diesen Abend. Mit einem Fluche warf er sein Werkzeug in eine Ecke und sank, seiner nicht mächtig, auf den nächsten Stuhl. Da saß er sprachlos, die Arme hingen nieder, als ob sie einem Leichname angehörten, und die Augen glotzten stier vor sich hin. Dieser schreckliche, stiere Blick — er ging wie ein Messer durch das Herz des armen Weibes; dieser Blick in denselben blauen Augen, die einst wie heller Sonnenschein voll Fröhlichkeit und Teilnahme jede Mühe versüßten! War es möglich? Konnte die Leidenschaft sie so entstellen?

Einige Augenblicke wagte Frau Lader nicht, ihren Mann anzureden; endlich sagte sie zitternd: „Um Gottes willen, Martin, was hast du? Ist dir ein Unfall zugestoßen?"

„Ein Unfall — ja, es mag ihm schon ein Unfall zustoßen, und er wird es fühlen, das sage ich!"

„Wer? Von wem redest du?"

„Ich sage dir: sein Leben will ich haben! Abrechnen will ich mit ihm!" Dabei erhob sich der Mann in furchtbarer Aufregung und ballte seine starken Fäuste. „Ja, morden will ich ihn, so wahr ich hier stehe! Ich will es, auf meinen Eid, ich will es!"

„Ach, Martin, Martin! Rede nicht so schrecklich", flehte sein Weib. „Ums Himmels willen, rede nicht so! Du weißt nicht, was du sagst, Martin; gewiß, du weißt es nicht, du bist müde und hast wieder getrunken —"

(Schluß folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicherring 3
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißm
D

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinnic

1934